

kürbiskern

ひろしまのピカ

丸木 俊 文・文



**FÜR EINE
BEWOHNBARE WELT**

4|82
SEPTEMBER

Künstler für den Frieden

am 11. September 1982, Bochum, zur Unterstützung des „Krefelder Appells“

Als Initiatoren rufen auf:

„bots“ (Hans Sanders), Franz Josef Degenhardt, Katja Ebstein, Hansgünther Heyme, Hanns Dieter Hüsch, Heinar Kipphardt, Dieter Lattmann, Udo Lindenberg, Volker Ludwig, Albert Mangelsdorff, Eva Mattes, Marius Müller-Westernhagen, Hans Platschek, Claus Peymann, Erika Pluhar, Irmgard Schleier, Dietmar Schönherr, Dieter Süverkrüp, Margarethe von Trotta, Hannes Wader, Peter Zadek.

Die Zeiten sind so bedrohlich, daß wir friedlichere erfinden müssen. Wir alle wollen mehr erreichen, wollen eine bessere Welt, und deshalb zuallererst dies: die Aufstellung neuer amerikanischer Atomraketen bei uns verhindern.

Wir wollen Frieden für alle Zeiten und die ganze Erde als eine einzige atomwaffenfreie Zone, aber heute dies: keine Stationierung von Erstschlag-Atomwaffen in unserem Land, die minutenschnell und punktgenau jedes Ziel in Osteuropa anfliegen können und bei ihrem Einsatz den atomaren Untergang auslösen. Schlag um Schlag würde das Leben auf unserem Planeten vernichtet.

Wir alle wollen, daß sich mehr Menschen für den Frieden bewegen, in allen Ländern und auf allen Kontinenten, aber jetzt und hier bewegt uns dies: von der Bundesregierung noch dringender zu fordern, ihre „Zustimmung zur Stationierung von Pershing-2-Raketen und Marschflugkörpern zurückzuziehen“. Diese Forderung des „Krefelder Appells“ wurde bisher von weit mehr als zwei Millionen Bürgern der Bundesrepublik Deutschland unterzeichnet.

Ihre Mitwirkung haben zugesagt:

- | | | |
|--------------------------|------------------------|------------------------|
| ★ Herman van Veen | ★ Jürgen von der Lippe | ★ Uschi Flacke |
| ★ Harry Belafonte | ★ Karl Dall | ★ Gebr. Engel |
| ★ Mikis Theodorakis | ★ Angi Domdey | ★ Curt Bois |
| ★ „bots“ | ★ SPLIFF | ★ Sylvia Anders |
| ★ Franz Josef Degenhardt | ★ Fasia | ★ Esther Bejarano |
| ★ Katja Ebstein | ★ Volker Kriegel | ★ Anne, Diane, David |
| ★ Hanns Dieter Hüsch | ★ Joseph Beuys | und Heinz Bennet |
| ★ Udo Lindenberg | ★ Achim Reichel | ★ Lerryn |
| ★ Volker Ludwig | ★ Ekkes Frank | ★ Zupfgeigenhansel |
| ★ Eva Mattes | ★ Dietrich Kittner | ★ Bill Ramsey |
| ★ Erika Pluhar | ★ Helmut Ruge | ★ Tahsin Incirci |
| ★ Dietmar Schönherr | ★ Erich Virch | ★ Barbara Rütting |
| ★ Dieter Süverkrüp | ★ Das Dritte Ohr | ★ Holly Near |
| ★ Hannes Wader | ★ Angela Winkler | ★ Solisten der |
| ★ Klaus Hoffmann | ★ Gert Wollschon | Deutschen Oper Berlin |
| ★ Konstantin Wecker | ★ Fredrik Vahle | ★ Karl Dietrich Gräve |
| ★ André Heller | ★ Klaus Lage | (Chefdramaturg der |
| ★ Ludwig Hirsch | ★ Günter Lamprecht | Deutschen Oper Berlin) |
| ★ Gebr. Blattschuß | ★ Floh de Cologne | ★ Wolf Appel |
| ★ Ulla Meinecke | ★ Peter Franke | |

kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von
Friedrich Hitzer, Klaus Konjetzky,
Oskar Neumann, Hannes Stütz

Damnitz Verlag München

Das Titelbild – HIROSHIMA NO PIKA (Blitz von Hiroshima) – ist dem gleichnamigen, 1980 im Komine-Verlag, Tokio, erschienenen Bildband entnommen. Es wurde von Maruki Toshi, geboren 1912, gemalt. Maruki Toshi war 1945 in Hiroshima.

FÜR EINE BEWOHNBARE WELT

<i>Friedrich Hitzer: Internationale des Wortes für den Frieden</i>	3
Dokumentation: Haager Treffen	17
Resolution (17), <i>Sergej Michalkow</i> (18), <i>Peter Härtling</i> , <i>Günter Gaus</i> (19), Intervention: <i>Peter Härtling</i> (20) / <i>Günter Gaus</i> / <i>Jurek Becker</i> (21) / <i>Günter Grass</i> , <i>Christa Wolf</i> (22), <i>General von Meyenfeldt</i> , <i>Robert Jungk</i> (23), <i>Benito Wogatzki</i> (24), <i>Heinar Kipphardt</i> (25), <i>Erik Neutsch</i> , <i>Günter Wallraff</i> (26), <i>Crispin Aubrey</i> (27), <i>Jo Pestum</i> (28), <i>Dieter Lattmann</i> (29), <i>Martin Gregor-Dellin</i> (30)	
Dokumentation: INTERLIT	31
Internationaler Schriftstellerappell an die Weltöffentlichkeit (30), <i>Bernt Engelmann</i> (32), <i>Leonhard Mahlein</i> (35), <i>Hermann Kant</i> (37), <i>Sadako Kurihara</i> (39), <i>Mathi Paloheimo</i> (43), <i>Peter Edel</i> (44), <i>Alexander Tschakowski</i> (46), <i>Ngugi wa Thiongo</i> (49), <i>Gaoussu Diawara</i> (52), <i>Günther Wallraff</i> (53), <i>Jewgeni Jewtuschenko</i> (55), <i>Manlio Argueta</i> (57), <i>Moses John Kwali</i> (59), <i>Lizandro Chavez Alfaro</i> (61), <i>Ljubomir Levtshev</i> (63)	
<i>August Kühn: Der Stern am Firmenschild</i>	65
<i>Irmela Brender: Ich werde nicht vom Fallen träumen</i>	74
<i>Sergej Michalkow: Der Schlüssel</i>	77
<i>Fritz Deppert: Aufforderung / Abrüstung / Friedensmarsch</i>	78
<i>Uli Becker: Kofferpacken für die Katastrophe</i>	80
<i>Michael Hillen: Verschwundene Welten</i>	80
<i>J. P. Stössel: Kampflied für die Liebe</i>	81
<i>Susanne Hennemann: Stürzender</i>	82
<i>Gerd Herholz: Kleines Sonett</i>	82
<i>Arthur Troppmann: Nach meinem Tod</i>	83
<i>Werner Dürrson: Zur Frage der Versöhnung</i>	83
<i>Sylvio Tasmani: Es gibt Leute . . . / Klaus Bischoff: Aussichten / Versuchung / Wilfried Bienek: Gipfeltreffen / Der Apfel</i>	84
<i>Fritz Werf: Linkericks</i>	85
<i>Rainer W. Campmann: Kindheitsbild</i>	86
<i>Sepp Bierbichler: Überlegungen während zweier Wintermonate</i>	88
<i>Ursula Püschel: Der Heimat in der Dichtung eine Heimat zu schaffen</i>	97
<i>Wolf Peter Schnetz: Endzeitlyrik und Idylle</i>	106
<i>Rigo Ros: Vom Umgang mit mir selbst</i>	118
<i>Mary Ann Henn: Amerika, meine Hoffnung</i>	123
<i>Jens Hagen: Der Geist von Jack Kerouac</i> „Und wie waren wir in Bewegung“	124
<i>Sibylle Cramer: Mit fliegender Feder rückwärts voran</i>	130
<i>Eaghor Kostetzky: Kiev 1500 Jahre alt</i>	136
<i>Otto Reinhold: 10 % weniger Rüstung – und die Welt sieht anders aus</i>	147
<i>Erich Fried: Die besondere Verpflichtung der BRD gegenüber den Palästinensern</i>	153
Anmerkungen	

Friedrich Hitzer Internationale des Wortes für den Frieden Schriftstellertreffen 82 – Den Haag und Köln (INTERLIT)

1.
Kurhaus Scheveningen, 26. Mai, früher Nachmittag. Werden die Teilnehmer des Haager Treffens zur Weiterführung der Friedensinitiative europäischer Schriftsteller beim Versuch, eine gemeinsame EntschlieÙung für den Frieden zu verabschieden, „Schiffbruch erleiden“? Bernt Engelmann räumt es ein, als schon kaum einer mehr glaubt, das „Risiko der Hoffnung“ zu bestehen. Zum wiederholten Mal kommt es zu einer Kontroverse, die das Gespräch gefährdet und scheinbar unüberbrückbare Gegensätze schafft. Ist das Trennende doch wichtiger als das Gemeinsame? Es berührt Konflikte und Krisen in Ost und West, die Einschränkung und Unterdrückung individueller Bürger- und Menschenrechte durch Staat und Gesellschaft. Es gibt wahrlich genug Stoff, der – in gegenseitiger Klage und Kritik zur Sprache gebracht – sofort, in jedem einzelnen Punkt, die Frage nach der Macht stellt, nach deren Legitimation und Verhältnis zu Freiheit, Gerechtigkeit und Menschenwürde. Es läÙt sich nicht ignorieren und doch nicht zu Ende erörtern. Diskussionen sind immer auch ein Wettlauf mit der verfügbaren Zeit zum Gespräch, sind vor allem ein Wettbewerb mit denen, die darüber befinden, was in die Öffentlichkeit dringt, auch die hier anwesenden Berichterstatter, die wohl wissen, was in ihrem Medium verlangt, was erwartet wird und damit auch daran mitwirken, für welche Ideen und Wege des Handelns die meisten Menschen Sympathien empfinden. In diesem Moment ist der Anlaß zum Streit ein Vorschlag des im Exil lebenden türkischen Autors Vasif Öngören: Die Teilnehmer des Haager Treffens mögen sich mit einem Protest gegen die Verhaftung des türkischen Friedenskomitees – darunter sind auch einige Schriftsteller – an die Militärjunta in Ankara wenden und die unverzügliche Freilassung der Kollegen fordern. Günter Grass ist das zu einseitig, wenn man sich nicht zugleich gegen das Kriegsrecht in Polen ausspreche: „Resolutionen nur in die eine Richtung oder nur in die andere Richtung können von dieser Versammlung nicht mehr getragen werden.“ (Hat er schon vergessen, daß er von der Versammlung die einseitige Einrichtung eines Büros der Rechtshilfe für die „Friedensbewegung“ der DDR forderte, was dann Hermann Kant als ein heuchlerisches Angebot für ein Phantom bezeichnete?) Andere halten dagegen, die Verhältnisse in Polen, wo die Friedensbewegung nicht verboten ist, seien mit denen in der Türkei nicht gleichzusetzen. In einem Interview während einer kurzen Pause sagt mir Öngören: „Die Solidaritätserklärung mit den inhaftierten Mitgliedern des Friedenskomitees ist doch eine selbstverständliche Aufgabe für diese Konferenz. Aber da kommt plötzlich eine Fernsehshow und dann wird sofort das Thema 'Menschenrechte' und Polen aufgegriffen. Das trifft nicht die Sache. Ist das Solidarität im Ernstfall? Im Mund kommt viel, aber die Taten sind nicht so.“ Viele im Raum spüren die Enttäuschung eines unmittelbar Bedrohten, finden auch das wortreiche Verzögern peinlich – und sind erleichtert, als sich die Vorsitzenden von VS und P.E.N. im Namen ihrer Verbände des Protests annehmen und damit verhindern, individuell geladene Teilnehmer in ein

Gremium für Kampfabstimmungen hineinzudebattieren, die der Begegnung ein rasches Ende bereiten würden. Denn die Modalität des Treffens ist die einfachste und schwierigste Form der Begegnung. Jeder kann jederzeit, ohne Redezeitbegrenzung intervenieren, das heißt, sich außerhalb der Liste der Wortmeldungen einschalten und das gerade Gesagte ergänzen, kommentieren. Es geht um die Kunst des Miteinander-Sprechens, des Einander-Zuhörens. Wer dabei das Ziel verfolgt, dem anderen seinen Willen aufzuzwingen, der zerstört das, worauf Stephan Hermlin mit Erfolg gesetzt hatte, als er im Dezember 1981 Leute in die Akademie der DDR nach Berlin einlud, die sich, das wußte jeder, der den Kreis überblickte, in vielem nicht einig sein würden und doch zu denen gehören, die der Literatur zu Ansehen verhelfen. Sollte nun das Unternehmen, zu dem Bernt Engelmann und der Holländer Harry Mulisch in den Haager Vorort Scheveningen eingeladen hatten, scheitern, weil der zweifellos in so vielen Fragen vorhandene politische Dissens als wichtiger angesehen wird?

Hermlins Stimme ist leise und verhalten, und er wird doch von allen gehört. Immer wieder vernehme ich die unaufdringliche Mahnung, nein, eher den Vorschlag, guten Willen zu zeigen, Geduld zu üben, unausgesprochen gelingt ihm der Beweis der persönlichen Integrität, die andere nur dann aufzubringen glauben, wenn sie sich demonstrativ unparteilich geben: „In Berlin haben wir vom Umdenken gesprochen. Das ist nicht originell, aber nach wie vor wichtig. Wie weit gelingt es uns umzudenken? Das ist eine unablässige Frage auch an uns selber. Hat man immer recht? Hat vielleicht der andere recht?“ Das ist viel mehr als Aufforderung zu Toleranz, die unterschiedliche Standpunkte einer neutralen Instanz überläßt, die es nicht gibt, und in Wahrheit die Aufforderung zur Abschaffung der eigenen Meinung bedeuten würde. Das will verstanden sein als Achtung vor den Anstrengungen eines jeden, der zum Gespräch bereit ist und fähig sein will, zuzuhören, sich auch in die Lage des anderen versetzen zu können, zu unterscheiden zwischen dem, der mit gezinkten Karten spielt und dem Unbequemen. Wird all das jetzt scheitern an der Neigung der Literaten zur Selbstdarstellung, zum bedingungslosen Rechthaben, vor allem bei denen, die sich der zähen Kleinarbeit schon in ihren Schriftstellerverbänden entziehen und um die Folgen ihres Wortes wenig kümmern? Oder gar daran, was die permanente Selbstdarstellung herausfordert – an dem Verführungszwang der Kameras des belebten Bildes im Fernsehen oder eines Konterfeis in der Zeitung mit hoher Auflage?

Trotz der von Bernt Engelmann und dem Holländer Harry Mulisch angestrebten internationalen Verbreiterung des Teilnehmerkreises (aus Belgien, Bulgarien, Dänemark, Finnland, Frankreich, Großbritannien, Jugoslawien, Norwegen, Österreich, Portugal, Schweden, Schweiz, UdSSR) überwiegen beim Haager Treffen Zahl der Teilnehmer und Beiträge aus den beiden deutschen Staaten.

In den Berichten und Leitartikeln der holländischen Presse war in den beiden vorausgegangenen Tagen nachzulesen, die Diskussionen seien nur dann interessant gewesen, als sich die Deutschen aus BRD und DDR stritten (wobei die „gemischten“ Positionen genau vermerkt wurden, denkt man etwa an Jurek Becker und Stefan Heym, an Heinar Kipphardt und Erik Neutsch). Ich weiß

nicht, ob die Massenmedien der Niederlande die Katastrophen- und Sensationssucht so kultivieren und zur Unfähigkeit zum Frieden derart anstiften, wie die der Bundesrepublik. Klar scheint, die tonangebenden Leute der Medien in den kapitalistischen Ländern achten auf eine Regel für das Veröffentlichte, die das Gemeinsame für den Frieden langweilig, im schlimmsten Fall als „kommunistische Intrige“ darzustellen hat.

Das Bild der Sitzordnung an bestimmten Stellen der Runde entbehrt nicht der Komik. Mediengerecht hat sich Stefan Heym neben Günter Grass plazierte. Ist es eine Einladung an die Kameras? Oder haben die Regisseure darum gebeten? Keinem entgeht das. Rückt sich ein anderer, nach einer Pause, in die Nähe der Plazierung dort drüben, schmunzelt man. Das läuft wie geschmiert, man hört Kommandos – Ton ab, Bild läuft, Grass macht den Mund auf, Heym spricht, die bringen Zunder im Sinn unserer Auftraggeber, sind nicht so blöd wie die anderen, die tatsächlich einen kollegialen Umgang suchen, auch mit denen, die wir ständig anzugreifen haben . . . und jeder weiß, schon fast resigniert, ohne die dort Plazierten gibt es keine Fernsehshow.

An diesem frühen Nachmittag des 26. Mai geht nichts, was den Streit zum Skandal steigert. Am toten Punkt schlägt gar der Sowjetrusse Sergej Michalkow vor, die Forderung in die Resolution aufzunehmen, alle Militärblöcke gleichzeitig und bedingungslos aufzulösen . . . Die meisten reagieren ungläubig, der „offizielle Mister Michalkow“ schlägt so etwas vor?! Ist das ein Trick? Hat er das mit Breshnew abgesprochen? Oder ist er durchgedreht und bekommt dafür zu Hause Prügel? Als Michalkow, auf Zusprüche und Einwände hin, die beide dasselbe beinhalten (sei doch wohl ein bißchen zu viel verlangt von seiner Regierung) den Vorschlag wiederholt, ist der tote Punkt überwunden. Die Entschließung wird einstimmig angenommen. Manche nennen das „kleines Wunder im Haag“. Und tatsächlich: wer hätte denn vor einem Jahr die Begegnung von Berlin und Den Haag für mehr als einen frommen Wunsch gehalten, als noch ungewiß war, ob der *Appell der Schriftsteller Europas* so Verbreitung finden würde, wie er konzipiert war – nämlich die besondere Verantwortung der Deutschen aus beiden Staaten weltweit einzubringen, ohne dabei ein Vorrecht zu beanspruchen? In dem Appell hieß es: „Über alle Grenzen von Staaten und Gesellschaftssystemen, über alle Meinungsverschiedenheiten hinweg . . .“ Sollten das nicht bloße Worte bleiben, dann mußte man die Aufforderung an andere selbst versuchen. Das „Wunder“ war nicht mehr als das Resultat von geduldiger Zusammenarbeit derer, die ihre eigene Verantwortung begriffen hatten und sie nicht anderen überließen.

Zum Abschluß des Haager Treffens meinen einige von ihnen, schon mit Blick auf Köln, Sofia und Rotterdam, daß sich diese Verantwortung gelohnt hat. Sie sprechen als einzelne zugleich etwas aus, was ihnen in ihrer Tätigkeit als Initiatoren zum Gespräch über Grenzen hinweg, als Vorsitzende von Verbänden der Schriftsteller in Ost und West an vielfältiger persönlicher und organisatorischer Unterstützung zugewachsen ist: Sie sind sich zum offenkundigen Mißvergnügen einiger Berichterstatter einig. Bernt Engelmann: „Hermlin war so realistisch, für die Begegnung in Berlin keine Resolution vorzuschlagen. Wir waren so unvorsichtig und optimistisch zugleich, dies zu tun. Ich hatte nicht erwartet, daß wir zu einer so substantiellen gemeinsamen Erklärung

kommen würden. Daß das gelungen ist, halte ich für einen großen Erfolg . . . und ich denke schon, daß dies eine Stärkung der Friedensbewegung ist.“ Der Holländer Harry Mulisch hält einem, der den Zweck der Begegnung in Frage stellt, entgegen: „Ich glaube, Sie sollten sich daran erinnern, daß Don Quichotte, der das Unmögliche will, eben deshalb nicht verrückt sondern ein Held ist.“ Hermann Kant unterstreicht: „Wir können aus dem, was wir aus dem schwierigen Unternehmen gemacht haben . . . schon die Tendenz ablesen, daß wir uns vernünftig gegenüber der uns nun von der Weltsituation aufgedrückten Aufgabe verhalten. Darin sehe ich einen Fortschritt, wenn Menschen das nicht vergessen.“ Stephan Hermlin meint gegenüber dem frustrierten Vertreter einer Zeitung schlicht: „Ich bin sehr traurig, daß Sie so unzufrieden sind. Aber wir sind hier in einem Gespräch gewesen . . .“ Und es ist schon selbstverständlich, wenn Gert Hoffmann zum nächsten Treffen, zur INTERLIT nach Köln, einlädt, Ljubomir Levtschev zum vierten Sofioter Treffen, das 1977 zum ersten Mal die Tradition der Treffen von Amsterdam, Paris und Madrid vor dem Zweiten Weltkrieg aufgegriffen hatte – eine Tradition, die nunmehr, unter der Bedrohung eines atomaren Holocaust, die Anstrengungen für die Festigung des Friedens in Ost und West zusammenbringt und weiterführt.

2.
Forum der Kölner Volkshochschule, 24. Juni, später Nachmittag. Pressekonferenz zum Abschluß der INTERLIT – der Internationalen Literaturtage, die am 18. Juni begonnen hatten. Am Podium Schriftsteller aus Afrika, Amerika, Asien, Europa (Ost und West). Sie repräsentieren einen Querschnitt dieses bislang größten Unternehmens der Internationale des Wortes für den Frieden in unserem Land. Mehr als in Berlin und im Haag zeigt sich hier die breite demokratische Basis der Literatur aus aller Welt. Hunderte von Autoren aus 48 Ländern finden eine für kapitalistische Staaten so seltene Gelegenheit der persönlichen Begegnung. Was sie voneinander erfahren, wird sich multiplizieren. INTERLIT ist vor allem ein Forum, wo Strömungen nationaler Literaturen und ihre Probleme auf einen Brennpunkt der Weltsituation projiziert werden. Bei Vorträgen, Lesungen und Aussprachen, auf Plätzen, in Schulen und Bibliotheken, in Kneipen, bei persönlichen Gesprächen, wo sich zwei, drei, vier Leute zusammenfinden, erleben Publikum und Teilnehmer den Klang vieler Sprachen. Deutsche Teilnehmer zeigen ihre Solidarität unter anderem darin, daß sie selbst zurücktreten und die Übersetzungen der Texte aus Nah und Fern vorlesen. Es kommt etwas zuwege, wovon irgendwann die meisten Menschen träumen – ein Umgang in Solidarität und Freundlichkeit, die Hoffnung auf eine Welt der Brüderlichkeit, des Schönen und der Freude. Am Ende der Beratungen und Begegnungen verabschieden die Autoren aus 48 Ländern, nach einer verhältnismäßig kurzen Debatte einstimmig, den *Internationalen Schriftstellerappell an die Weltöffentlichkeit*.

Anders als in Berlin und im Haag dominieren hier auch nicht die Deutschen, obgleich sie der Zahl nach wieder die meisten Teilnehmer stellen. Trotz starker Repräsentanz aus Ost- und Westeuropa, wobei anzumerken ist, daß die Verbindungen zu Skandinavien, Frankreich, England, Griechenland und Spanien organisatorisch so schwach zu sein scheinen wie die zu den USA – die

Literatur jener Länder war einfach unterrepräsentiert – treten hier die Schriftsteller vor allem aus Afrika, Asien und Mittelamerika in den Vordergrund. Dabei ist erstaunlich, wie Menschen aus so unterschiedlichen persönlichen, sozialen und kulturellen Situationen, aus kapitalistischen und sozialistischen Ländern mit hochentwickelter industrialisierter Bewirtschaftung, aus Entwicklungsländern, die nur zu schnell in das starre, politisch verwaschene Schema „Dritte Welt“ gepreßt werden, – wie sie alle miteinander die gegenwärtige Lage der Welt, die Chancen und die Gefährdungen des Friedens erörtern, wie sie es schaffen, diesen Zustand der Welt und ihren gemeinsamen Wunsch nach Veränderung in einem Appell zusammenzufassen! Wäre das nicht eine Schlagzeile wert?

Ich fürchte, diese Schlagzeile wird es nicht geben. Der Tenor der tonangebenden Presse ist – bereits vor INTERLIT – spöttisch, feindselig, denunziatorisch. Selbst die „Liberalen“ der großen Tageszeitungen unterscheiden sich, vielleicht mit Ausnahme des vor Ort erscheinenden *Kölner Stadtanzeiger*, kaum von der Springer-Presse. Der *Süddeutschen Zeitung* dient INTERLIT als Anlaß zum Zitieren der militanten Angriffe in Springers Emigranten-Blatt *Kontinent*. Es wird auch keine Schlagzeile über die erste Begegnung mit der japanischen Hiroshima-Literatur geben. Das wird so ausgeblendet, wie das die US-Okkupation in Japan bis Mitte der 50er Jahre mit der Literatur über Hiroshima praktiziert hatte. Ist Japan, wo im vergangenen Dezember Hans-Peter Bleuel für den VS den „Appell der Schriftsteller Europas“ überbrachte, hier selbstbewußter als wir gegenüber dem Big Stick aus Washington? Jedenfalls war Bleuel auf lebhaftes, breites Interesse auch in den japanischen Massenmedien gestoßen. Die bundesdeutschen Medien nutzen die Chance der ersten literarischen Begegnung nicht. Nein, INTERLIT paßt überhaupt nicht mehr ins Konzept derer, die darüber befinden, was die breite Öffentlichkeit erfährt. Und das liegt keineswegs daran, daß Köln kein Starfestival im üblichen Sinn ist. Wer von denen, die bei uns als prominent gelten, gekommen ist, will nicht mediengerecht plazierte sein. Da ist eher etwas von der Bescheidenheit des großen Cubaners Nicolas Guillén, der in diesen Tagen seinen 80. Geburtstag feiert: *Zu diesem Ruhm dräng ich mich nicht/denn er ist hohl/ in ihm ist Lüge und Wahn/Neid und Hast* . . .

Doch daraus abzuleiten, man könne sich nur noch aus Ekel abwenden, wäre gefährlich: Wenn das, was die Schriftstellertreffen für den Frieden in Gang gebracht haben, weiterhin in Bewegung bleiben soll, ist völlige Illusionslosigkeit nötig.

Das ZDF zieht es vor, INTERLIT ganz und gar zu ignorieren. Die ARD strahlt einen Film aus, der vorgibt, darüber zu berichten und in Wahrheit den Titel verdient – ausgesuchte Schwätzereien am Rande eines großen Ereignisses (die Kunst der Redaktion, aus Hunderten von ausländischen Teilnehmern den CIA-umworbenen Nirmal Varma aus Indien herauszufinden, verdient Beachtung wie die seltsame Wandlung des Verfassers treffender Epigramme, Arnfrid Astel, zum Erzähler von Histörchen, die Beamte des Verfassungsschutzes wirklich besser beherrschen).

Bei der Pressekonferenz in Köln bin ich dennoch zuversichtlich: es wird doch wenigstens danach gefragt werden, was die anwesenden Afrikaner und Japaner

aus der Begegnung in Köln mit nach Hause nehmen, vielleicht sogar nach der „zweiten Bombe“ (der Kongolese Maxime Ndebeka bei einem der Foren: „Das Feuer der Revolution, das Brodeln unter den 2 000 Nationen, das nicht zu übersehen ist, und der Egoismus der reichen Länder sind das Material für eine zweite Atombombe“). Aber ich täusche mich. Wie zur Bestätigung der Aussprache im Forum über die Verantwortung der Massenmedien, verhalten sich die anwesenden Vertreter der Medien, die nach draußen berichten: Noch vor kurzem hatte Antoine Latembet-Ambily wenigstens an eine „friedliche Koexistenz zwischen Journalisten und Schriftstellern“ appelliert. Die Verhältnisse sind offensichtlich so weit gediehen, daß die Journalisten, die dazu bereit wären, nicht mehr können wie sie wollen. „Ein junger Deutscher“, so der Kongolese Latembet-Ambily, „hat mir die Frage gestellt, Sie sind ja doch von den Weißen kolonisiert worden. Diese Weißen haben Ihnen sicherlich viel Elend eingebracht. Heute, wo Sie Ihre Souveränität, Ihre Unabhängigkeit erlangt haben – wie stehen Sie heute diesen Weißen gegenüber? Dieser Jugendliche hat damit eine sehr bedeutsame Frage angeschnitten: Wie sollen Journalisten, die Sensationen fabrizieren, in dieses Bild hineinpassen? Diese Journalisten vergiften doch das Weltbild, das dieser junge Mensch hat, das muß doch aufhören.“ Der Afrikaner sprach von einem Weltbild, das bestimmte Berichte Europäern über Afrika suggerieren – und beschreibt das Bild, das dem Publikum über die eigenen Verhältnisse vermittelt wird; er beschreibt damit auch das Über-allem-Feindbild des Antikommunismus und Antisowjetismus, das wie ein bedingter Reflex unser gesamtes öffentliches Leben durchdringt. Ist das letztlich auch der Grund, warum niemand den im Podium sitzenden, so vortrefflich deutschsprechenden Kameruner, den Schriftsteller und Nationalpräsidenten der APEC (Verband der kamerunesischen Dichter und Schriftsteller), Kum'a Ndumbe, fragt, der in seinem Bericht eine Fülle von Buchtiteln und Problemen nannte, die jeden kundigen Leser unseres Landes interessieren würden, wenn er davon hörte, weil das unmittelbar auch mit deutscher Geschichte und einem Stück deutschen Kolonialismus zu tun hat? Warum fragt keiner diesen Kum'a Ndumbe, von dem sie, die Vertreter der Medien, hörten: „Es ist richtig, unsere Wirklichkeiten unterscheiden sich ganz offensichtlich. Und dennoch sind wir in dieser Welt, die unaufhörlich enger wird, in der die Entfernungen kürzer werden, auf eigentümliche Art Nachbarn geworden. Ja, Sie bewegen sich in der nördlichen Hemisphäre des Planeten, in einer von zukunftsweisender Technologie und von den großen Errungenschaften dieses ausklingenden Jahrhunderts geprägten Atmosphäre. Ja, wir bevölkern den südlichen Teil dieser Erde mit ihrer Last an Entwicklungsproblemen. Gleichwohl haben sich unsere Wege unlösbar miteinander verwoben. Wir sitzen auf dem gleichen Pulverfaß. Die Wahnsinnstaten der einen ziehen auch die anderen in den Abgrund. In diesen Zeiten, in denen wir Gefahr laufen, Zeugen eines bisher nicht vorstellbaren Holocaust zu werden, in diesen Zeiten, in denen die Brutalität der Konflikte sich über jeden Sinn für Gerechtigkeit hinwegsetzt, in denen die Mißachtung des Rechtes und des Menschen die internationalen Beziehungen und das Schicksal der Bürger bestimmt, in denen Millionen menschlicher Wesen an Hunger und Kälte sterben, während andere Millionen im Überfluß leben und sich mit Spielzeugen umgeben, in diesen

Zeiten, in denen der Frieden zum Synonym von Utopie wird, muß die Stimme des Schriftstellers ertönen, . . . muß der Gesang des Geistes Wege bahnen, die uns zu dem Licht einer beruhigenderen, brüderlichen Welt führt. Das ist unsere Verantwortung . . . sie ist schwer.“

Das paßt ihnen nicht, die den Kollegen der Medien die Arbeit „geben“, wo mehr und mehr Zyniker ertönen dürfen. Sie haben Angst, daß das Publikum die Wahrheit erfährt, dieselbe Angst wie die Chefs der Großbank in München, die den fünften Stock nur für sich reserviert haben – alle Angestellten dürfen da nur bis zum vierten Stock gehen oder im Aufzug fahren. Die Fragen sind lächerlich plump, passen ins Muster des Feinbildes Nummer eins: Stimmt es (die einzige Meldung der *Bild*-Zeitung), daß die Sowjets die Lesung „Writers in Prison“ im Kölner Schauspielhaus als geschlossene Truppe verlassen hätten, nachdem dort Texte von Dissidenten vorgetragen wurden? Alexander Tschakowskis Bemerkung, sie hätten die Lesung weder einzeln noch geschlossen verlassen, weil sie gar nicht da waren, wird ignoriert – die harmlose Falschmeldung soll bleiben (sie ist bis heute geblieben und vielfach nachgedruckt worden). Schließlich fragt jemand, ob die Veranstalter der INTERLIT nicht unzufrieden seien, weil es zu keinem deutsch-deutschen Streit kam, es klingt wie ein Habt-ihr-etwa-Angst-vor-den-Leuten-die-sich-uns-als-Lautsprecher-zur-Verfügung-stellen?

Ja, Jewtuschenko hatte recht, als er gestern in seiner Philippika gegen die Fakire der Massenmedien davon sprach, wie die Augen der Völker ständig mit verschmutzten Zeitungen verwundet werden. Und ich erinnere mich an die Zeiten – nach den Katastrophen der Kriege: Das böse Erwachen kam unvermeidlich, in Europa nach dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg. Das verfluchte Vergessen! Wer erzeugt es denn? Warum haben wir Kurt Eisners ernste Mahnungen von 1916 vergessen, als er an den Roman der Presse erinnerte, der vor 1914 erschienen war? Nämlich an Knut Hamsuns „Redakteur Lyng“, der eine Macht einzusetzen wußte, mit der man die Welt in das Tollhaus des Krieges versetzen kann. Ret Marut (später B. Traven) wußte 1918, warum er Zensor wurde, Zensor der „bürgerlichen Presse – die Syphilis des 20. Jahrhunderts“. Warum „vergißt“ man, wie Hitler 1941 begründete, warum der Überfall auf die Sowjetunion möglich sei? Er könne ihn, so Hitler, nur führen, weil die meisten Deutschen aus zweierlei Sorten Menschen bestünden – die einen glaubten alles, die anderen glaubten nichts. Hätten ihm und seinem Stab nicht jene den Krieg vorbereiten helfen, die jede Lüge so oft wiederholen ließen, bis sie am Ende geglaubt oder – was ebensoviel bedeutet – bis gar nichts mehr geglaubt wurde, wäre es Hitler unmöglich gewesen, den von langer Hand vorbereiteten Krieg auszulösen. Worauf ist dieses Vergessen und das große Staunen über Michalkows Vorschlag beim Haager Treffen denn zurückzuführen? Auf ein abstraktes Feindbild, an das die Leute halt so glauben? Warum haben die Literaten im Haag nur in Erinnerung, daß da vor 1914 im Friedenspalast offenbar vergeblich über die Verhinderung eines Weltkrieges geredet worden ist, kein einziger jedoch die höchst aktuelle Diskussion unmittelbar nach dem Krieg bei der Konferenz von 1922? Ganz einfach deshalb, weil das weder im Unterricht vorkommt noch bei den entsprechenden Anlässen für die Erinnerung der Öffentlichkeit wache-

halten wird. Und das Feindbild Sowjetunion, auf die ideologisch aus allen nur erdenklichen Rohren seit Jahrzehnten geschossen wird, hat man so verinnerlicht, daß der Vorschlag eines „offiziellen“ Sowjetschriftstellers wie eine Offenbarung wirkt – obgleich dieser Vorschlag auf die Regierung der UdSSR zurückgeht, höchst amtlich, ja sogar darauf zurückgeht, daß bei Gründung der NATO, die der Gründung des Warschauer Paktes um Jahre vorausgeht, die Sowjetunion den Verbündeten der Antihitlerkoalition vorschlug, selbst Mitglied der NATO zu werden.

Es ist nicht neu zu sagen, daß Kriege gemacht werden. Nur kann man nicht oft genug wiederholen, daß das Verstehen der Ursachen, wie sie heranreifen und ausgelöst werden, mit einem solchen Schleier an Intrigen, Lügen, Täuschungen und Sophismen umgeben wird, daß sie der Zeitgenosse, selbst wenn er es schon einmal erlebt hat, allein kaum zu durchschauen vermag. Das ist dann die Situation, in der diejenigen, die das bewußt als Lüge einsetzen, am Ende der eigenen Lüge fanatisch glauben. Beim Nürnberger Prozeß hat Chefpropagandist Fritzsche zu Protokoll gegeben, wie er eine breite Kampagne antisowjetischer Richtung organisiert habe. Das Hauptziel habe darin bestanden, die Öffentlichkeit davon zu überzeugen, daß an diesem Krieg nicht Deutschland sondern die Sowjetunion schuld sei: „Wir hatten keinerlei Grundlagen dafür, die UdSSR der Vorbereitung eines militärischen Angriffs auf Deutschland zu bezichtigen.“

Woran liegt es also, daß jetzt, bei dieser Pressekonferenz in Köln so wenig Substantielles nachgefragt wird? Daß sich die meisten bürgerlichen Zeitungen, ohne von einem Reichspropagandaminister dazu veranlaßt zu werden, auf INTERLIT eingeschossen haben, ja eingeschossen? Springers *Welt am Sonntag* vom 25. Mai 1982 spielte den Vorreiter, wie man mit dem Schriftstellertreffen umzugehen habe: „Es soll in der veröffentlichten Meinung des Westens dem westlichen Verteidigungswillen den Fangschuß geben . . . ihre ‚Friedenspolitik‘ ist schließlich nichts anderes als eine Entnervungspolitik zugunsten Moskaus . . . Die Generalprobe für das Kölner Schriftstellertreffen fand Mitte Dezember in Ost-Berlin statt. Der Freund und Weggenosse Erich Honeckers, der Literat Stephan Hermlin, seit 50 Jahren ohne Wanken Mitglied der Kommunistischen Partei, hatte im September dazu eingeladen. Der Schriftsteller Bernt Engelmann kam mit einem Dutzend Kollegen aus der Bundesrepublik . . . Das also sind einige der Geister, die der VS in Köln aus der Flasche lassen möchte.“

Helmut Schoeck, Ordinarius für Soziologie an der Universität Mainz, (wo der VS seinen nächsten Schriftstellerkongreß abhalten wird), hat beim Abfassen seiner Denunziation für die Springer-Zeitung nicht gezögert, den eigenen „Geist aus der Flasche“ zu lassen. Die Anleihen gehen auf eine unverkennbare Quelle zurück, mit der die Mitarbeiter von Goebbels in den 30er Jahren den Krieg vorbereiten halfen: „Vor genau 50 Jahren, im August 1932, fand in Amsterdam ein gigantischer ‚Friedenskongreß gegen den drohenden imperialistischen Weltkrieg‘ statt. Organisator und Inspirator war Willi Münzenberg (1889-1940), einst enger Freund Lenins, dann Mitglied des ZK der KPD, damals eine Schlüsselfigur im deutschen und internationalen Kommunismus. Münzenberg war das erste Multimedia-Genie der Komintern. Wie sonst keiner

verstand er es, die glanzvollsten Figuren aus dem Kulturleben im Gleichtakt für die Ziele Moskaus tanzen zu lassen: Albert Einstein, Sigmund Freud, Paul Klee, Ernst Rowohlt, Hugo Gropius, André Gide, Romain Rolland . . . 1932 brachte er 79 pazifistische Organisationen, 150 verschiedene Verbände sowie 190 Gewerkschafter dazu, insgesamt rund 2 200 Delegierte aus 29 Ländern nach Amsterdam zu schicken. Alle Herzen wogten für den Frieden. Lediglich eine Handvoll Anarcho-Syndikalisten verteilte Flugblätter mit dem Hinweis, die Parole ‚Kampf dem imperialistischen Krieg‘ bedeute in Wirklichkeit nur die Rechtfertigung eines Krieges der Sowjetunion, die das größte Militärbudget aller Staaten habe.“

Ob es Zufall ist, daß Schoecks Zahlen mit denen alter Dossiers aus den Zentralen der Kriegsvorbereitung gegen die UdSSR übereinstimmen, ist unerheblich. Er weiß, wer 1941 wen überfallen hat und welche Propaganda dem Überfall vorausging. Glaubt er – wie auch andere –, der gescheiterte Versuch des imperialistischen Krieges gegen die UdSSR ließe sich nunmehr erfolgreich wiederholen? Die Friedensbewegung wie eh und je gesteuert aus Moskau? Der Gedanke, daß die Völker und die Regierung der UdSSR nichts sehnlicher wollen als den Frieden, soll und darf in der Politik derer, die den Krieg ideologisch vorbereitet haben und wieder vorbereiten, denunziert werden. Für die Springer-Presse stehen dann Bundesregierung und Landesregierung von Nordrhein-Westfalen, die Stadt Köln und die IG Druck und Papier ebenfalls im Dienste Moskaus: „1982 ist die Finanzierung noch eleganter gelöst: 500 000 Mark soll das Kölner Treffen kosten. Das Auswärtige Amt in Bonn und das Bundesinnenministerium übernehmen davon allein schon 200 000, das Kultusministerium Nordrhein-Westfalen und die Stadt Köln 80 000 Mark. Und die IG Druck und Papier wird sich auch nicht lumpen lassen.“

Nicht die gesamte Berichterstattung über INTERLIT war so plump und von der alten faschistischen Propaganda kaum mehr zu unterscheiden, wie Schoecks Artikel in der „Welt am Sonntag“. Doch in einem Punkt herrschte nahtlose Übereinstimmung – im Feindbild Sowjetunion und Kommunismus. Im übrigen hat Schoeck unterschlagen, daß der Initiator des Amsterdamer Kongresses – Georgi Dimitroff war, der ein halbes Jahr später beim Leipziger Reichstagsbrandprozeß die Ankläger in die Rolle der Angeklagten versetzte und wie schon in Amsterdam in deutscher Sprache – Goethe zitierend – diejenigen zum Kampf aufrief, die das bevorstehende blutige Abenteuer zu bezahlen hatten:

„Lerne zeitig klüger sein,
Auf des Glückes großer Waage
Steht die Zunge selten ein;
Du mußt steigen oder sinken,
Du mußt herrschen und gewinnen
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphieren,
Amboß oder Hammer sein.“

Und Dimitroff fügte hinzu: „Ja, wer nicht Amboß sein will, der muß Hammer sein! Diese Wahrheit hat die deutsche Arbeiterschaft in ihrer Gesamtheit

weder 1918 noch 1923, noch am 20. Juli 1932, noch im Januar 1933 verstanden.“ Haben die Teilnehmer des Haager Treffens und der INTERLIT in Köln das Menetekel des Zufalls begriffen, daß sie in der Zeit tagen, da Georgi Dimitroffs 100. Geburtstag begangen wird und an höchst aktuelle Forderungen und Vorschläge vor dem Zweiten Weltkrieg mahnt? Auf die Freude über den Erfolg, auf das Gefühl einer freundschaftlichen Begegnung nimmt selbst Innenminister Baum in seiner Rede dadurch Rücksicht, daß er beim Verlesen des vorbereiteten Textes die an der Reaganschen Politik der Konfrontation ausgerichteten Stellen wegläßt. Reicht das aus? Übersieht man bei dieser Freude nicht die Gefährdungen und ihre Gründe? Daß die Medien schlecht berichten? Was soll's, daran sind wir gewöhnt. Daß man Renegaten an die Front gegen INTERLIT schickt (wie Lew Kopelew in der Springer-Presse)? Na bitte. Daß der Leiter des Bund-Verlags, Thomas Costa, (früher CSSR), die Anzeige einer Schmähschrift von Gerhard Zwerenz gegen den Ehrengast Stephan Hermlin im offiziellen Tagungsmaterial plazieren läßt? Ist eitle Wichtigtuerei und nichts Neues auf dem Markt, wo politische und andere Pornographie die Literatur begleiten – das wird den gewerkschaftsnahen Bund-Verlag auch nicht aus den roten Zahlen bringen. Und daß Solschenizyn-Biograph und Dissidenten-Promoter Michael Scammell mit seinen Dossiers über Sowjetliteraten nur im kleineren Kreis müdes Interesse weckt, bringt auch keinen Skandal zuwege, ebensowenig wie Nirmal Varma, der Jewtuschenko persönlich zu beleidigen versucht, der ihn gar nicht kennt („Mr. Jewtuschenko, you have betrayed your mission as poet, you have not criticized your government!“ – „Mister Jewtuschenko, Sie haben Ihre Mission als Dichter verraten, Sie haben nicht Ihre Regierung kritisiert!“) – Stecken jedoch in diesen Randerscheinungen bei INTERLIT nicht Signale für einen sehr ernstzunehmenden Vorgang, der sich am deutlichsten in der Berichterstattung zu den Kriegen, die zeitgleich mit den Friedentreffen stattfinden, niederschlägt?

3. Ohne Zweifel ist das Bewußtsein wacher gegenüber den Manövern der Täuschung, der Fälschung und der Desinformation von Regierungen geworden, die vorwiegend die Medien dazu nutzen, um die eigene Bevölkerung hinter Licht zu führen. Sowohl im Haag als auch in Köln hatte der Engländer Frank Barnaby (früher Leiter des Stockholmer Instituts SIPRI) darauf aufmerksam gemacht: „Ich möchte Ihre Aufmerksamkeit auf eine viel unheilvollere Kampagne lenken, die irreführende und absolut ungenaue Information verbreitet. Ich bin überzeugt, daß Schriftsteller ihr äußerstes tun sollten, um dem entgegenzuwirken . . . Eine Politik der nuklearen Kriegsführung braucht eine Bevölkerung, die glaubt, daß ein Nuklearkrieg doch nicht so schrecklich ist, daß ein begrenzter Atomkrieg nicht nur möglich ist, sondern sogar militärisch effektiv sein kann und daß der Zivilschutz die Zahl der Verluste in einem Atomkrieg erheblich verringern kann. Alle diese Annahmen sind absolut falsch. Ein begrenzter Atomkrieg wird sich beinahe sicher zu einem allumfassenden atomaren Weltkrieg ausweiten. Anzunehmen, daß es anders sei, heißt zu glauben, daß sich eine Seite ergeben wird, während sie noch über

ein mächtiges Waffenarsenal verfügt. Und ein atomarer Weltkrieg wäre eine solch furchtbare Katastrophe, daß ein Zivilschutz praktisch nutzlos sein würde . . . Um Leute zu überzeugen, angesichts dieser Tatsachen einen derartigen nuklearen Chauvinismus anzunehmen, bedarf es massiver Regierungspropaganda von der Art, die jetzt, wie wir erleben können, an Wucht zunimmt. Es ist unerläßlich, daß die Schriftsteller dieser Propaganda entgegen-treten und der Öffentlichkeit die Wahrheit sagen über Atomwaffen und den Atomkrieg.“

Wozu Barnaby aufforderte, zog sich bereits wie ein roter Faden durch viele Diskussionsbeiträge. Zugleich herrschte jedoch auch der emotionale Widerwillen „gegen die Politiker, die versagt haben“ vor, den man aus vielen Diskussionen der Friedensbewegung in unserem Land kennt. Vor diesem Widerwillen, der schnell, alle Stufen praktischen Handelns überspringend, die Utopie einer Welt ohne Waffen beschwört und leichtfertig in Phrasen vom Boykott der Kriege umschlägt, wollte Günter Gaus beim Haager Treffen eindringlich warnen. Seine Herausforderung wurde nur in negativem Sinn angenommen. Was er sagte, wurde von den meisten, die ihm schroff erwiderten, als „Versagen der pragmatischen Politik“ (Peter Härtling) unterstellt. Dabei schien mir mit seinem Beitrag genau der Punkt getroffen, der die Diskussion hätte noch weiterbringen können. Der bei uns begreifliche Widerwillen gegen die Politik schlechthin wäre vielleicht der Einsicht gewichen, daß es nicht um die Frage der Politiker schlechthin geht, sondern um *konkrete Politik und ihre Zusammenhänge*. Günter Gaus wiederholte mit Leidenschaft eine These, an die lediglich Stephan Hermlin in seinen Schlußworten in Köln erinnerte. In Scheveningen wurde Gaus, der die Quintessenz der Friedenserhaltung ansprach, weder widersprochen noch zugestimmt:

„Die Geneigtheit zum Krieg wächst in Europa“, ließ Günter Gaus mehrfach vernehmen. „Meine Sorge ist, sie wächst schneller als die Friedensbewegung. Und meine begründete Sorge ist, die Friedensbewegung merkt es nicht.“ Beim Haager Treffen verhielten sich manche Teilnehmer genau so, wie es Gaus feststellte: Sie bemerkten nicht, was er vorbrachte, bissen sich fest an den Vorwürfen der utopischen Träumerei, der Unfähigkeit zu realpolitischem Denken und überhörten dabei, daß sich Günter Gaus darauf berief, auf diesem Weg seien alle Friedensbewegungen bisher gescheitert. Kann man Günter Gaus, der aus gutem Grund vor allgemeinen Utopien, vor Feldgottesdiensten zur Befriedigung einer Sekte warnte, vorwerfen, ihm sei die Verbindung des Utopischen mit dem Realpolitischen mißlungen, er habe dies dort, wo 1922 Lenins Warnungen vorgetragen wurden, der diese Verbindung meisterhaft darzustellen verstand, nicht geschafft?

Die Warnung von Günter Gaus ist schon wenige Wochen nach den beiden Schriftstellertreffen durch die Wirklichkeit bestätigt worden. War nicht in England innerhalb kürzester Zeit ein Chauvinismus für das imperialistische Unternehmen Falkland-Inseln entfacht worden, der die Friedensbewegung des Landes buchstäblich an den Rand des Geschehens drückte? Stand nicht auch INTERLIT etwas hilflos im Zeichen der Aggression Israels gegen den Libanon, die von der überwiegenden Mehrheit des Volkes, das am meisten unter Verfolgungen in diesem Jahrhundert gelitten hat, begrüßt wird, obgleich

Methoden der Vernichtung angewandt werden, die an die Liquidierungspolitik der Nazis erinnern? Führen nicht die Iraner einen Aggressionskrieg, den Millionen des Landes für einen „heiligen Krieg“ halten, wenn auch die Aggression im sogenannten Golfkrieg vom Irak erst begonnen wurde, der ebenfalls Millionen Iraker als Vaterlandsverteidigung zustimmten? Rechnen wir nicht alle damit, daß jederzeit, aus irgendeinem kleineren oder größeren Anlaß, ein Krieg ausbrechen kann? Irgendwo, nur nicht im eigenen Land? Sind wir aber so sicher, daß uns die Wahnsinnigen in Washington nicht in ein Abenteuer treiben, das keiner von uns überleben wird? Man verschweigt uns ja erneut, worauf historisch erfahrene Publizisten, wie der Sowjetbürger Ernst Henry, verweisen, der vor 1933 die Kriegsgefahr genau prognostizierte („Hitler über Europa“) und nun, am 14. Juli 1982, die Leser der „Literaturnaja gaseta“ in lückenloser Aufzählung der Belege darauf aufmerksam macht, daß die Verantwortlichen in Washington den atomaren Blitzkrieg gegen die UdSSR nicht nur am Tisch aushecken, sondern planen, und zwar vom Territorium unseres Landes aus: „Die Anhänger des neuen Blitzkrieges in den USA stellen sich den Gang ihrer künftigen Aggression so vor. Daraus folgt, daß sie dabei ein genauso blindes Unverständnis der sozialen, politischen und strategischen Realitäten an den Tag legen wie das Hitler zu eigen war! Die Vergeltung ist unvermeidlich.“

Was Günter Gaus nicht konkretisierte, was in der allgemeinen Gleichsetzung der beiden Supermächte (eine andere Variante des emotionalen Widerwillens gegen die Politiker schlechthin) verschwimmt, sind die Ursachen, die diesen Wettlauf zwischen den Kräften des Friedens und des Krieges hervorrufen. Nach jedem Krieg, das heißt nach den Katastrophen, werden sich viele Betrogene bewußt, wer sie belogen hat: Sie sagen offen, der Krieg ist nicht aus heiterem Himmel gekommen, er wurde gemacht. Das Schlimmste aber ist die Möglichkeit, Menschen vergessen zu machen, was sie schon einmal wußten.

Keiner der Teilnehmer des Treffens im Haag 1982 erinnerte an den symbolischen Kongreß, der in derselben Stadt vom 10. bis 15. Dezember 1922 stattfand. Die Amsterdamer Gewerkschaftsinternationale hatte damals vor 60 Jahren, keine ganzen vier Jahre nach dem Ersten Weltkrieg, den Internationalen Friedenskongreß im Haag einberufen, „um der Gefahr eines neuen Weltkrieges zu begegnen“. Gegen den Widerstand der Sozialdemokratischen Führungen des Westens und unter dem Trommelfeuer der gesamten bürgerlichen Presse setzten die Linken die Teilnahme einer sowjetischen Delegation an diesem Kongreß durch. Und für sie hatte Lenin am 4.12.22 „Bemerkungen zu den Aufgaben unserer Delegation im Haag“ skizziert, die bis heute ihre Aktualität in eben dem von Gaus angemahnten Wettlauf der Kräfte nicht verloren haben (die Zitate sind Band 33 der Werk-Ausgabe, Berlin 1962, entnommen). Zunächst warnte er vor der „größten Schwierigkeit“, die darin bestünde, das Vorurteil zu überwinden, daß diese Frage einfach, klar und verhältnismäßig leicht sei:

„Man muß den Leuten die reale Situation erklären: wie groß das Geheimnis ist, in dem der Krieg geboren wird, und wie hilflos die gewöhnliche Organisation der Arbeiter, auch wenn sie sich als revolutionäre Organisation bezeichnet,

angesichts eines tatsächlich heraufziehenden Krieges ist. Man muß insbesondere die Bedeutung des Umstandes erklären, daß die ‚Vaterlandsverteidigung‘ zu einer unvermeidlichen Frage wird, die die gewaltige Mehrheit der Werktätigen unvermeidlich zugunsten ihrer Bourgeoisie entscheiden wird.“

Wie haben die Arbeitermassen Englands beim Falkland-Krieg entschieden? Wie die Massen Israels noch angesichts brutalster Maßnahmen gegen die Zivilbevölkerung des Libanon? Wie verhält sich denn die Mehrheit des arbeitenden Volkes bei uns zur Frage der „Nachrüstung“, des „Doppelbeschlusses“, der „sowjetischen Bedrohung“, obgleich die Älteren sich daran erinnern, wie viele ihrer Kameraden, in ähnlicher Weise aufgerüstet, vor Moskau, bei Stalingrad, am Kursker Bogen verreckten?

Hat es denn überhaupt einen Sinn zu hoffen? Lenin zog gegen die hohlen Phrasen zu Felde und ermutigte dazu, das „Geheimnis des Krieges“ konkret aufzudecken, am Beispiel des vorausgegangenen Krieges, an den Beispielen, die anzeigen, „wie der Krieg jeden Tag ausbrechen kann . . . wegen einer bedeutungslosen Meinungsverschiedenheit über eine beliebige Frage im Pazifischen Raum oder zwischen beliebigen Großmächten wegen kolonialer Streitigkeiten, über ihre Zollpolitik oder überhaupt über ihre Handelspolitik usw. usf.“

Ist es so undenkbar, daß die gegenwärtige US-Führung nicht nur Israel oder Großbritannien, von den Militärjuntas in Mittelamerika mal abgesehen, lokale Stellvertreterkriege führen läßt, sondern den schon erklärten Handelskrieg gegen die EG und Japan nur zu gerne in einem schwächenden Kriegsabenteuer, weit weg von den Grenzen der USA, eskaliert sehen würde – am besten in Unternehmungen gegen den Osten? Oder vielleicht bei der Ausweitung des NATO-Einsatzgebietes in der Karibik, im Mittleren Osten, in Afrika usw. usf? Über solche konkreten Gefahren redeten die Europäer 1982 zu wenig. Lenin verwies bei der Konferenz 1922 darauf, wie man die Sophismen zur Rechtfertigung der Kriege zu zerpfücken habe: „Wir geben den Massen keinerlei wirklich lebendige Vorstellung davon, wie der Krieg hereinbrechen kann und hereinbrechen wird. Die herrschende Presse aber, die täglich in einer unermeßlichen Zahl von Exemplaren erscheint, vertuscht diese Frage, verbreitet darüber solche Lügen, daß die schwache sozialistische Presse dagegen völlig machtlos ist, um so mehr, als sie auch in Friedenszeiten in diesem Punkt grundfalsche Ansichten vertritt. Die kommunistische Presse wird sich in der Mehrzahl der Länder wahrscheinlich ebenfalls blamieren . . . Das Hauptmittel, die Massen in den Krieg hineinzuziehen, sind vielleicht gerade die Sophismen, mit denen die bürgerliche Presse operiert, und der wichtigste Umstand, der unsere Machtlosigkeit gegenüber dem Krieg erklärt, ist der, daß wir entweder diese Sophismen nicht von vornherein zerpfücken oder, mehr noch, daß wir sie mit der billigen, prahlerischen und gänzlich hohlen Phrase abtun, wir würden den Krieg nicht zulassen, wir verstünden vollkommen den verbrecherischen Charakter des Krieges usw. im Geiste des Basler Manifestes von 1912.“

Ich sehe in solchen Gedanken eine Ermunterung für alle, die sich mit allgemeinen Feststellungen nicht mehr begnügen, die sowohl ein logisches als

auch politisches Unbehagen spüren, wenn man nicht nach der Politik fragt, die eine Macht oder die bestimmte Kräfte vertreten, wenn man wie schon zum Gebetsmühlen-Ritual die „Supermächte“ in einen Topf wirft und nicht nach den Ursachen fragt, die jetzt erneut blutige Kriegsabenteuer hervorgerufen haben – ohne daß dabei die Sowjetunion „bedrohte“.

Als Heinrich Böll in Köln seine Rede gegen die Feindbilder hielt, die er als Modell für alle Erdteile verstanden wissen wollte und die sicher über Generationen hinweg die Beziehungen der Völker belasteten und beim Führen von Kriegen keine unerhebliche Rolle spielten, erweiterte er die konfessionellen und nationalen Feindbilder um die des Kommunismus und Antikommunismus. Doch läßt sich alles in Feindbildern auflösen, was den Menschen, was Völker bedroht hat und bedroht?

Mußte man in der bisherigen Geschichte der Menschheit nicht unterscheiden zwischen einem tatsächlichen Feind und einem künstlich geschaffenen Feindbild? Ein Zustand, der jedem, der an die Verwirklichung einer brüderlichen, friedlichen Menschheit arbeitet, zuwider sein muß, aber dennoch Tatsache war und geblieben ist? Wird das Volk von Salvador durch Feindbilder dezimiert? Nein und ja, mit Hilfe vom Bild des Kommunismus, das die herrschende Klasse ihren Soldaten einprägt. Wurde Vietnam von Feindbildern bombardiert? Nein und ja, durch Piloten, die daran glaubten, die Freiheit vor dem Kommunismus zu verteidigen. Wurde die Sowjetunion 1941 durch Feindbilder überfallen? Nein und ja, durch die Millionen deutscher Soldaten und ihrer Verbündeten, die glaubten, die Sowjetunion würde sie bedrohen. Und wem dienten sie allesamt, die dem Feindbild glaubten und mordeten? Einer Macht von Menschen, die überlebt und dadurch zum Feind der Menschen geworden ist. Heinrich Böll, dem das Publikum in Köln mit Sympathie folgte, traf diese Unterscheidung nicht. Und er verstrickte sich in einen Widerspruch, aus dem er ein neues Feindbild schuf, das, so fürchte ich, ebenso künstlich ist wie die von ihm kritisierten Bilder. Einerseits tadelte er die wahnsinnige Folge der antikommunistischen Feindbilder: „Dieses Feindbild Kommunist zeichnet Menschen und Bewegungen, zeichnet alle, die sich nicht mit den räuberischen Verhältnissen der Erde zufrieden geben, weil die Erde und alles in ihr so vielen vorenthalten wird. Dieses Feindbild lenkt ab von den tatsächlichen Gefahren, die von Mächten drohen, deren einziger Kredit ist, nicht kommunistisch zu sein . . .“ Andererseits behauptete Böll: „Wenn ich jetzt über ein ernstes, heftig propagiertes, interregional und international bedenkliches, oft angewendetes Feindbild, das des Kommunismus spreche, das innen- und außenpolitisch anwendbar ist, muß vorausgesetzt sein, für mich ist das vorausgesetzt, ich weiß nicht, ob Sie das akzeptieren, daß die Hauptbrutstätte für den Antikommunismus die Sowjetunion ist, in ihrer Innen- und ihrer Außenpolitik, sie gibt diesem Wort, das als Feindbild gebraucht werden kann, einen Geruch der Verdächtigung, weil sie dieses Wort *besetzt* hat.“

Der Vorwurf an die Adresse der Sowjetunion ist nicht neu: Im Grund ist er so alt wie die Oktoberrevolution. Doch die Situation, in der wir uns heute befinden, verlangt in einem Punkt Klarheit – zu Ende gedacht, funktioniert und dient dieses alte, künstlich erzeugte Feindbild als Rechtfertigung derjenigen, die schon immer behauptet haben, die Kommunisten sind ja selbst schuld,

wenn Antikommunisten Menschen und Völker hingemordet haben und hinhorden.

Vielleicht erreicht Heinrich Böll der Wunsch Ljubomir Levtschevs: er sagte im Gedenken an Dimitroff zu dem, was Böll über den Kommunismus formuliert hatte: „Ich werde ihn nicht auffordern, die Verteidigungsrede Georgi Dimitroffs vor dem Leipziger Prozeß wieder zu lesen, wo erklärt ist, was ein Kommunist und was Kommunismus ist, und zwar in deutscher Sprache. Ich möchte nur sagen, daß ich Heinrich Böll wünsche, er möge so sprechen und schreiben, daß ich oder ein anderer sich seiner Worte bedienen kann, wenn es notwendig ist, das deutsche Volk zu verteidigen – so wie sich Dimitroff der Worte Goethes bediente.“

Und in Scheveningen fragte ich Frank Barnaby in einem Interview, ob er es für nötig halte, daß sich Schriftsteller, die öffentlich für den Frieden sprechen, in die komplizierte Materie einarbeiten, mit der wir es alle heute zu tun haben. Barnaby antwortete darauf: „Um der Fehlinformation der Öffentlichkeit wirksam entgegenzutreten, müssen wir auch mit Äußerungen, die wir tun, sehr sorgfältig umgehen. Sie müssen sehr genau sein, und das verlangt in der Tat intensive Beschäftigung mit der Materie. Schriftsteller, die in diesem Gebiet tätig werden wollen, müssen sich diesem Prozeß unterziehen.“

Resolution des Haager Treffens

24. bis 26. März 1982

Wir die Teilnehmer am Haager Treffen zur Weiterführung der Friedensinitiative europäischer Schriftsteller bekräftigen angesichts der wachsenden Kriegsgefahr den „Friedensappell der Schriftsteller Europas“ vom Sommer 1981. Wir sind Teil der internationalen Friedensbewegung und werden unsere Treffen in Köln, Sofia und Rotterdam fortsetzen. Wir werden Anstrengungen unternehmen, daß unser Appell auch in allen anderen Erdteilen zu gleichartigen Initiativen führt.

Wir unterstützen alle Bemühungen, die der Sicherung des Friedens durch Abrüstung gelten, gleich ob sie den Segen ihrer jeweiligen Regierungen haben oder nicht. Wir sehen es als unsere Pflicht an, den Menschen, die wegen ihres Eintretens für den Frieden verfolgt werden, nach bester Kraft zu helfen.

Die Strategen und Ratgeber des atomaren Krieges maßen sich an, sich selber als „Realisten“ und alle jene, die gegen diesen Krieg protestieren, als „Emotionalisten“ zu bezeichnen. Die hier anwesenden Schriftsteller, Mitglieder von Friedensbewegungen, versichern, daß diese Unterscheidung selbst zur Kriegsvorbereitung gehört. Indem sie gegen den Krieg kämpfen, kämpfen sie auch gegen diesen Angriff auf die Persönlichkeit und die menschliche Identität, die zugleich realistischer, rationaler und emotionaler Art ist.

Wir wenden uns gegen jeden Mißbrauch der Sprache, der der Verschleierung oder Beschönigung kriegserischer Absichten dient. Wir werden die uns zur Verfügung stehenden Mittel dafür einsetzen, die wahren Sachverhalte jedermann verständlich zu machen.

Solange keine internationalen Abmachungen über eine allgemeine Abrüstung erreicht werden, sollte jeder Aufrüstung, insbesondere der Aufstellung weiterer Nuklearwaffen in Europa, Widerstand geleistet werden. Dies gilt auch für die Vorbereitungen dazu. Wir treten für politische Lösungen ein, die das Auseinanderrücken der Blöcke fördern, die Spannung in Europa durch stufenweise Abrüstung abbauen und das Gleichgewicht des Schreckens durch eine gegenseitige Sicherheitsgarantie ersetzen.

Die in Den Haag versammelten Schriftsteller stimmen darin überein, daß die beiden Militärblöcke aufgelöst werden sollen, und zwar gleichzeitig und vorbehaltlos.

Den Haag, 26. März 1982

Aus den Diskussionsbeiträgen:

Sergej Michalkow

(. . .) Alles, wovon ein Mensch lebt und webt, kann bloß auf dauerhaftem Frieden beruhen. Ist denn nicht gerade der Friedenszustand die primäre Voraussetzung für die Lösung aller menschlichen Probleme auf der Erde und im Weltall – bis auf diejenigen natürlich, die in den Bereich jenseitigen Lebens gehören? Alte Wikinger strebten, danach, mit dem Schwert in der Hand hinzuschneiden, weil sie glaubten, daß es sonst peinlich wäre, sich im Jenseits zu melden.

Ich für meinen Teil bin nicht geneigt, diese Etikette einzuhalten. Auf der Helsinki-Nachfolge-Konferenz in Madrid sprach ein Referent – so die Presse – besonders verblissen von der Notwendigkeit, vor allen Dingen das Problem der „Menschenrechte in der UdSSR“ zu lösen, und erst nachher die Abrüstungskonferenz einzuberufen. Wir Sowjetbürger wissen eine Menge zu sagen über Menschen in dem Land, in dessen Namen dieser „Wahrheitssucher“ gesprochen hat. Zum Beispiel: Zehn Millionen Arbeitslose bedeuten von unserem Standpunkt aus totalen Mangel an ökonomischen Menschenrechten in diesem Land. Trotzdem halten wir es nicht für möglich, den Beschluß, die Abrüstungskonferenz einzuberufen, solange zu vertagen, bis sie alle ihre Arbeit bekommen haben.

Uns werden die Regeln des internationalen Benehmens beigebracht, obwohl sie selbst El Salvador peinigen, Kuba und Nicaragua mit allen irdischen Züchtigungen drohen. Damit bezweckt man, den natürlichen Lauf des weltweiten nationalen Befreiungskampfes zu stoppen. Ist das nicht komisch! Ein Freund von mir bemerkte mal mit Fug und Recht: Hätten europäische Feudalherren zu ihrer Zeit über Kernwaffen verfügt, so wäre es nie und nimmer nach dem Feudalismus zur Bourgeoisiegesellschaft gekommen. Dann hätte die Große Französische Revolution von 1789 nicht stattgefunden. In diesem Fall existierten wohl auch kaum die Vereinigten Staaten selbst, da englische Landlords ihre widerspenstige Kolonie mittels Kernwaffen einfach vernichtet hätten.

Jetzt wünscht das Weiße Haus, daß sich unser Sowjetland an die USA-Gesetze hielte. Man will dadurch die Große Oktoberrevolution ungeschehen machen. Man will uns Frieden als irgendeine Ware verkaufen. Was für bösartige, aus der Luft gegriffene Phantasien! (. . .)

Und immer wieder jammert man von „sowjetischer Kriegsgefahr“. Diese „Gefahr“ ist eine Königin der Mythen, die in der Welt umlaufen. Das ist ja ein alter scheußlicher Spuk, ein totgeborenes Wesen! An ihm sind Elektroanlagen, Rotationsmaschinen, Rundfunksender, TV-Bildschirme angeschlossen. Er spricht, verkündet, prophezeit. Aber er ist auf künstlicher Basis konstruiert. Es ist der Mythos. Womit könnte ich das nachweisen? Na, wenn auch nur damit, daß das Volk in unserem Land auf Atomkriegsführung nicht vorbereitet wird, wir betreiben keine Lügenpropaganda in bezug auf Möglichkeiten der „Begrenztheit“ dieses Krieges. Wir sind nicht bemüht, den Sowjetmenschen beizubringen, daß sie die Unvermeidlichkeit eines solchen Krieges

in Kauf nehmen müssen. „Es gibt wichtigeres als den Frieden“: Russisch werden derartige Worte nicht gesprochen! (. . .)

Peter Härtling

(. . .) Wir, die wir uns hier von neuem treffen, bemühen uns, ohne daß es unbedingt bewußt wäre, in einer anderen Sprache miteinander umzugehen, als sie uns bisher geläufig war. Es ist nicht einfach, sie zu lernen, denn es ist eine zarte und genaue, eine die Menschen und ihre Welt ernst nehmende Sprache. Keine Sprache der Weisung oder des Befehls, der verbergenden Abstraktion oder der verhöhnenden Theorie, sondern eine Sprache des erfahrenen Friedens und der begriffenen Freundlichkeit.

Noch sind wir kaum imstande, so zu denken und zu sprechen. Noch vermischen wir Begriffe des Krieges, der Gewalt, der Aggression mit denen der Friedfertigkeit. Was für ein verräterisches Wort ist „Friedenskämpfer“. Welche mörderische Halbwahrheit steckt in der Wendung „Kalter Krieg“. Sie legt uns nahe, auf die tödliche Hitze als Alternative verweisend, unter Angst und Bedrohung zu frieren. Um so präpariert den Frieden zu *verteidigen*. Was heißt „verteidigen“ für einen Friedfertigen? Welcher Frieden soll da so kriegerisch gehütet werden: meiner, deiner, unserer, eurer? Ist Frieden teilbar, läßt er sich als guter oder schlechter qualifizieren, ist er womöglich das Eigentum von Staaten, von Konzernen, von Parteien, Kanzlern oder Staatsratvorsitzenden?

Nein und abermals Nein!

Nur haben wir Frieden noch nicht denken gelernt.

Wir finden kaum Vokabeln, die ihn aufnehmen und weitergeben. Im Gegenteil: Die Herrschenden in aller Welt ziehen es vor, in einer Art globalen Weisungssprache Verhältnisse und Konflikte festzuschreiben. Diese Sprache schließt den andern aus. Sie hat das Gespräch vergessen. Hier müssen wir, wider die mächtige Sprachlosigkeit, zu sprechen beginnen.

(. . .) Ich habe die Ohnmacht im Försheimer Wald an der Startbahn West erlitten wie viele andere. Manchmal aber, nachts, in den Hütten, begannen wir zu reden von jenem Menschen, nach dem wir uns sehnen, der wir noch nicht sind, der die Faust nicht ballt, sondern mit offener Hand auf den andern wartet. Diesen Traum dürfen wir nicht aufgeben, wollen wir uns und die Erde nicht zerstören.

Günter Gaus:

(. . .) Das Ziel der jetzigen europäischen Friedensbewegungen darf keine Utopie sein. Die herrschenden Köpfe aller Staaten jedweden Systems wünschen nichts sehnlicher, als daß politische Menschen, die nicht vollständig eingebunden sind in die jeweils etablierten Entscheidungsstrukturen, sich selbst in die Ecke der Utopie stellen. An keinem anderen Ort der Welt sind sie – jedenfalls unter den heutigen Umständen, da die Zeit drängt – bequemer untergebracht und weniger lästig, ruhiger gestellt und einflußloser als auf dem

Boden utopischer Vorstellungen. Sobald sie sich dort befinden, muß man sie, da sie harmlos sind, nicht einmal mehr diffamieren. Die herrschenden Kräfte können sich stattdessen darauf verlassen, daß die Utopisten alsbald von ihrem Boden abheben und in Wolkenkuckucksheimen verschwinden.

1. Die Friedensbewegungen dürfen nicht den übernächsten Schritt vor dem etwa möglichen nächsten Schritt tun wollen. Für die westeuropäische, für die westdeutsche Bewegung heißt das: sie sollen nicht jetzt die Auflösung der Weltblöcke betreiben. Eine die Blöcke übergreifende Veränderung des Status quo in Europa würde heute die ohnehin schon angeschlagene Stabilität des Friedens zusätzlich gefährden. Sie fände auch aus diesem Grund und aus anderen nicht die Zustimmung der beiden Großmächte USA und UdSSR. (. . .)

2. Die westliche Verteidigung von Europa darf nur ein einziges Ziel haben: die Abschreckung vor jedem Krieg ohne Abstufung. Hier beginnt das Wort ptolemäisches Weltbild zu wirken, in West und Ost, hier entstehen die Gedanken und Schwierigkeiten auch bei den gutwilligen Routiniers in Kanzleien und Stäben. Sie denken sich die Erde schon zu lange als eine Scheibe. (. . .) Ein Bündnis, das den Sicherheitsunterschied zwischen den Bewohnern der Zitadelle und denen des Glacis bis in waffentechnische Absichten hineinsteigert, ist nur für Schönwetter geeignet. Es kann nicht mehr der Friedenssicherung dienen, sobald für die Glacis-Bewohner der totale Unterschied in der Sicherheitsqualität erst einmal bewußt geworden ist. Es zerfällt innerlich noch vor dem ersten Kriegstag. Diese Einsicht ist keine Einladung an die andere Seite, einen Spaziergang nach Westeuropa zu unternehmen. Den Krieg würde westlicherseits auch die amerikanische Zitadelle allein führen, zumindest bis zum Untergang Europas.

3. Die NATO braucht unter diesen Umständen einen grundsätzlich neuen Ansatzpunkt zu ihrem Daseinszweck, für ihre sinnvolle Verteidigungsposition. Sie darf ihre immer weiter abgestuften Waffensysteme – einmal einen Schritt dabei voraus, einmal einen zurück – nicht länger an denen der anderen Seite orientieren – weder beim Aufrüsten, noch Nachrüsten noch Abrüsten. Sie muß stattdessen ihre Waffen allein daraufhin werten, ob sie der Abschreckung vor jedem Krieg in Europa genügen. Die vorhandenen strategischen atomaren Waffen reichen dafür mehrfach aus. (. . .)

Intervention: Peter Härtling

Es geht mir um das *Procedere*. Es wurden zweimal einleitende Referate gehalten, die dann eigentlich gar nichts nützen, sie waren nur etwas länger. Sie unterschieden sich nicht von den anderen. Bei Günter Gaus scheint es mir wirklich nötig zu sein, zu diskutieren. Denn mich hat es – ich muß sagen – aufgebracht. Mich hat es aufgebracht, weil dies eine Nachrede auf den politischen Pragmatismus ist, der die Friedensbewegung sozusagen erst als Antwort geschaffen hat. Wie antworten wir auf die Pragmatiker? Ich hab die Pragmatiker jetzt in Frankfurt erlebt. Zwei Jahre lang, wie sie da pragmatisch eine richtige Schneise gehauen haben. Gegen alle Vernunft und gegen alle

Menschlichkeit. Ich kann mir nicht denken, daß wir auf diese Weise – indem wir sagen, wir müssen gucken, daß die NATO ein neues Konzept findet, das sozusagen der Friedensbewegung näher ist, (. . .) – den Frieden erhalten – das glaube ich nicht. Ich glaube, daß Frieden nur dadurch entstehen kann, indem neu gedacht wird, überhaupt neu gedacht wird, über die NATO.

Intervention: Günter Gaus

Ich bin froh, daß ich dazu beigetragen habe, daß es zur Diskussion gekommen ist.

Ich kann nur unter Berufung auf den Text, den ich hier vorgetragen habe, sagen, was ich befürchte – Wenn ich sage: befürchte, meine ich, ich habe Furcht. Ich würde lieber so reden wie Sie. Ich befürchte, daß alle untergegangenen Friedensbewegungen vor vergangenen Kriegen gesagt haben, wir müssen lernen, den Frieden zu denken. Ich befürchte, daß alle untergegangenen Friedensbewegungen vor vergangenen Kriegen gesagt haben, wir dürfen uns auf die Pragmatiker nicht einlassen. Was wir neu zu leisten haben werden, wäre nach meinem Verständnis – und zwar des Friedens wegen – die ganz und gar glanzlose, viele Menschen, aus verständlichen Gründen aufbringende Einsicht zu gewinnen, daß die reale Friedensmöglichkeit gegeben ist, wenn diese Realitäten Politiker anbieten. Und ich möchte doch sagen, das habe ich auch gesagt: nicht Realitäten unbesehen übernehmen, sondern Realitäten verändern, aber das, was am Ende herauskommen muß, muß politisch umsetzbar sein. Ich wäre froh, wenn Basisbewegungen zwischenstaatliche Verträge schließen könnten. Ich kann nicht sehen, daß wir in der Zeit, die uns bleibt, Basisbewegungen so weit entwickeln, daß sie zwischenstaatliche Verträge abschließen.

Intervention: Jurek Becker

Ich bin nicht der Ansicht von Günter Gaus. Ich glaube nicht, daß zum Beispiel die Töne, die aus Washington zur Zeit kommen, das Ergebnis eines Prozesses sind, der sich ausschließlich unter Politikern abgespielt hat. Und ausschließlich mit politischen Argumenten geführt wurde. Das ist das Resultat eines Druckes, der von draußen erzeugt wurde. (. . .)

Bei einer Wahl zum Beispiel (. . .) Es müssen zwei Auseinandersetzungen geführt werden. Einmal die der Politiker, die nicht unsere sein können. Man kann keinen Satz auf dieser Ebene sagen, ohne daß einem gleich fünf Fehler nachgewiesen werden. Ich bin mir dessen bewußt. Das ist ein Eis, auf dem ich mich unsicher fühle, aber ich will's nicht lernen. Ich will's nicht lernen, mich auf diesem Eis zu bewegen. Ich halte etwas anderes für nützlicher und wichtiger, nämlich diesen Druck zu erzeugen, zu dem wir in der Lage sind.

Intervention: Günter Grass

Die Ereignisse um die Falkland-Inseln haben mich daran erinnert, wie rasch eine Friedensbewegung und ein Friedenswille doch ins Gegenteil verkehrt werden konnten. Ich denke da an das Jahr vor Babels Tod. Jaurés hat Friedensreden gehalten. Man konnte den Eindruck haben, die Arbeiter Europas würden sich einem Krieg, einem Weltkrieg widersetzen – das Gegenteil war der Fall. Ich glaube, daß wir in kleinerem Maß so etwas wie vor dem ersten Weltkrieg in England erlebt haben. Wer hätte gedacht, daß dieses vernünftige, pragmatische Volk mit einer starken Friedensbewegung sich so hätte hinreißen lassen . . . Wir müssen das mit ins Kalkül einbeziehen. Und deshalb ist es für uns notwendig, den Gegensatz zwischen diesem nüchternen, pragmatischen, von Fakten ausgehenden Statement von Gaus und unserer berechtigten Emotion damit in Verbindung zu bringen, das ist unsere Aufgabe hier, und nicht leicht zu lösen. Wahrscheinlich ist sie überhaupt nicht zu lösen. Wir sollten aber diese Gegensätze nicht verwischen, nicht nur den einen sondern auch den anderen Standpunkt für gut halten.

Christa Wolf

Ausgehend von der Beobachtung, daß seit der Berliner Begegnung europäischer Schriftsteller und Wissenschaftler im Dezember 1981 die Ablehnung der Kriegsvorbereitung, die sich am deutlichsten durch die wahnsinnigen Rüstungsanstrengungen beider Seiten manifestiert, allgemein geworden ist; daß nicht nur Autoren und Wissenschaftler, sondern Massen von Menschen wissen und sagen, was sie *nicht* wollen: Krieg, und alles was zum Kriege führt; daß auch die Regierungen beider, im Kriegsfall einander vernichtender Seiten wieder und wieder bekundet haben und bekunden, daß sie Krieg nicht wollen; daß also eine weitgehende Übereinstimmung in Europa herrscht, was zu verhindern ist, wenn auch noch nicht: wie: Von all dem ausgehend, scheint es mir an der Zeit, deutlicher und genauer zu sagen, *was wir wollen*. Ich bin nämlich davon überzeugt, daß wir alle, alle die Länder, aus denen wir kommen, Friedfertigkeit lernen müssen, ernst und ehrlich in einen Lernprozeß eintreten müssen, der jede Art geistigen Streits nicht nur zuläßt, sondern voraussetzt, übt und wahrscheinlich steigert, der aber jeden Gedanken, Neben- und Hintergedanken an eine Machtlösung der Spannungen zwischen den Blöcken und innerhalb der Blöcke vollständig ausschließt und bis in die Generalstäbe hinein die Versuchung, mit einem Erst-, Zweit- oder Drittschlag auch nur vorbeugende Planspiele zu betreiben, absolut ächtet. Über die Schwierigkeit, eine solche Forderung nicht nur verbal anzuerkennen, sondern zu leben, mache ich mir keine Illusionen, aber ich bin sicher, daß aus einem Zustand des Nicht-Kriegs, in dem wir uns befinden, immer wieder, und schnell, wirklicher Krieg werden kann, und daß Friede nur von friedensfähigen Völkern ausgehen wird. Mir scheint, daß Autoren in besonderem Maße verpflichtet und in der Lage sind, vertrauensbildend zu wirken, was heißt: Friedensfähigkeit herstellen. (. .)

General von Meyenfeldt

(. . .) Was ich bei dem Denken und Sprechen über die Rüstungsproblematik immer wieder feststelle, ist das Unvermögen, die innerhalb der Gesellschaft drohende Entwicklungen auf dem Gebiet der Rüstung in eine verantwortungsvollere Richtung zu lenken. Unvermögen bei Politikern und auch bei Bürgern, die an der Basis der Gesellschaft leben und die nicht fähig sind, ihre Beunruhigung über die heutige Lage in verantwortungsvolle Taten umzuwandeln. Diese Unfähigkeit kann meines Erachtens nur überwunden werden, wenn wir mehr achten auf die Folgen unseres Handelns für andere – zum Beispiel für Völker der Dritten Welt – und wenn wir bereit sind, auf veraltete politische Instrumente zu verzichten, so wie das Suchen nach Gleichgewicht und das Verhandeln aus einer Position der Stärke. Dieses Unvermögen können wir nur überwinden, wenn es uns gelingt unser Denken und Handeln auf vielerlei Gebieten zu erneuern, und ich möchte Sie auffordern, zu dieser Erneuerung beizutragen. (. .)

Da Entwicklungen auf dem Gebiet der Rüstung nicht eigenständig sind, sie bekommen Fahrt und Richtung unter Einfluß der gesellschaftlichen Kräfte – politische, militär-ökonomische, technologische und ideologische – sind Änderungen in diesem Kräftespiel erforderlich, um bedrohliche Entwicklungen auf dem Gebiet der Rüstung in eine verantwortungsvollere Richtung zu lenken. Mit anderen Worten: wollen wir ein verantwortungsvolleres Sicherheitssystem fördern, dann müssen wir neben dem Kampf gegen die Atomwaffen auch nach einer neuen Außenpolitik streben, nach einer neuen militärischen und ökonomischen Politik, nach einer besseren Beherrschung der Technologie und nach mehr Aufmerksamkeit für die Förderung von Frieden und Gerechtigkeit in Unterricht, Erziehung und Bildung. (. .) Der Kampf gegen die atomare Rüstung kann nur zu Ergebnissen führen, wenn sie ein Teil ist von einer totalen Anstrengung, gerichtet auf die Besserung der nationalen und internationalen Gesellschaft.

Robert Jungk

(. . .) Wir vergessen zu oft, daß Politiker ja heute nicht mehr so wie früher in einem echten Kontakt mit den Bürgern, mit dem Volk sind, sondern daß sie in einem Maß abgeschirmt, isoliert sind, daß sie eigentlich in einem volkslosen Raum arbeiten und denken. Und dieses Denken wurde mir durch das, was Günter Gaus gesagt hat, geradezu exemplarisch vorgeführt.

Haben eigentlich die Strategen einmal darüber nachgedacht, was geschieht, wenn die Menschen, die sie gewählt haben oder von deren Geld sie leben, nicht mehr mitmachen wollen? Wenn der Widerstand, dessen Anfänge wir heute erleben, sich nicht mehr nur quantitativ, sondern auch qualitativ steigert, das heißt, wenn er gefährlicher wird? Und das ist die Pandorabüchse, von der ich spreche.

Wir haben es bei den modernen Kriegsapparaturen mit außerordentlich empfindlichen technischen Apparaturen zu tun. Unsere ganze Zivilisation ist technische Zivilisation und wird immer verwundbarer. Das bedeutet aber auch, daß sie immer leichter durch diejenigen, die diesen Gang, die Richtung

dieser Zivilisation nicht mehr mitmachen wollen, gestört werden kann. Nun sagen natürlich die Technologen und Technokraten: wir werden das schon in der Hand haben, wir werden schon die Aufmüpfigen kontrollieren können, wir werden sie überwachen, wir werden sie ausschalten können, wir können unsere Apparaturen schützen. (. . .)

Leben wir nicht in einer Welt, die trotz aller Überwachungsversuche, voller Risse, voller Lücken, voller Möglichkeiten der Umgehung ist. Und ich meine, wir sollten wirklich einmal den Mut haben uns vorzustellen, wie es 83 und 84 aussehen könnte, wenn diese hervorragenden Planer mit den herrlichen Rechnungen sich dann entschließen, ihre technischen Systeme zu installieren und weiter zu steigern und zu denken, die Menschen würden sich nicht wehren. Die Menschen werden sich wehren und sie werden sich in einer Weise wehren, wie wir es bisher noch nicht gekannt haben. (. . .)

Jeder Techniker weiß heute, daß man eine gut arbeitende Technik nur in erdbebenfreien Gebieten haben kann. Wir erleben heute etwas, was nicht Erdbeben ist, sondern was ich Menschenbeben nennen möchte. Dieses Menschenbeben geht durch die ganze Welt. Und dieses Menschenbeben ist, meiner Ansicht nach, eine große Hoffnung. Jene Planer, die meinen, man könnte auf die Dauer gegen das Volk planen, die meinen, man könnte auf die Dauer auf die unermüdliche Geduld, auf die Resignation, auf die Feigheit, auf das Ich-kümmere-mich-nicht des Volkes setzen, ich glaube, die werden sich irren. Ich glaube, die werden sehen, daß es im Moment der Verzweiflung um Mut der Verzweiflung geht, um ihre gut berechneten Pläne, um ihre genau funktionierende Maschine außer Kraft zu setzen.

Benito Wogatzki

(. . .) Wir ereifern uns, wir regen uns mit Recht sehr auf über die Lage in der Welt. Und ich frage mich, wie verhalten wir uns zu dem, was Breshnew kürzlich über diese Lage gesagt hat? Ich meine, alles, worüber wir uns ereifern – ich habe Jurek Becker gehört, sehr aufmerksam, ich stimme ihm in vielem zu – das steht eigentlich, oder gehe ich da völlig irre, in diesen Vorschlägen drin. Wollen wir das einfach verstreichen lassen und wollen wir darauf überhaupt gar nicht achten? Was sagen wir dazu? Können wir uns vielleicht darauf sogar einigen, daß wir diese Vorschläge unterstützen, obwohl sie von einem Politiker kommen? Zweitens: wir, die wir – wie Hermlin, Kant, andere – seit nun dreißig Jahren in der DDR Friedenspolitik machen, – werden es bestimmt nicht zulassen und wollen es auch nicht zulassen, daß in der DDR jetzt zwei Friedensbewegungen entstehen. Das wäre eine Spaltung unserer Kraft. Und wir sind uns in dieser Frage einig, daß wir alles versuchen werden, eine solche Spaltung nicht entstehen zu lassen. Es ist ja auch nicht so, daß die DDR bebt von unterdrückten Friedenskämpfern. So ist es ja nicht und uns stellt sich die Lage doch sehr anders dar. Bis jetzt gehen die Vorschläge unserer Regierung weit über das hinaus, was Sie sonst noch über die angeblich Unterdrückten gehört haben. (. . .)

Es wäre gut, wenn wir bei den Punkten blieben, die uns einigen. Was andere

Fragen angeht, so kann und will keiner aus seiner Haut. Ich könnte ja zu Heym sagen, bitte, unterlasse es, den geschundenen Gedanken zu bedienen, daß von der DDR eine Bedrohung ausgeht. Das wird nicht helfen, wir werden uns da nicht einigen. Also stellen wir fest, in diesen Fragen gibt es allerschärfste geistige Konfrontation. Und doch und doch: bleiben wir zusammen im Kampf für das Gemeinsame. (. . .)

Wenn hier erst die Raketen stehen, werden solche Begegnungen nichts mehr nutzen. Im Gegenteil: solche Begegnungen werden zu einer Verschleierung einer sehr schlimmen Lage. Ich bin am Ende der Begegnung in Berlin durch den Ausruf bekannt geworden: Es geht, es geht. Ich möchte nie in die Lage kommen, derjenige zu sein, der dann gerade noch rufen kann: zu spät, zu spät.

Heinar Kipphardt

So sprach ich kürzlich mit dem General, der früher Haigs Stellvertreter in der Nato war. Er ist jetzt außer Dienst, der General Schmückle, und spricht gern in Gesprächsrunden, Clubs usw., über die Neutronenbombe zum Beispiel oder über Soldaten als Friedensschöpfer und solche Dinge, was ja Militärs immer gerne tun, nicht? Sie sind ja immer die Friedenserhalter der Welt und waren das ja alle Zeit, es hat ja auch nie jemand einen Angriffskrieg geführt, sondern es gibt ja nur Vergeltungskriege oder Zurückschlagen oder sowas. In einem Fernsehgespräch stellte ich ihm die Frage, wie er sich persönlich wohl verhalten hätte, wenn aus Washington der Befehl gekommen wäre, einen atomaren Präventivschlag oder einen atomaren Gegenschlag auszulösen. Schmückle, wie viele Generale ein freundlicher und charmanter Mensch, meinte, er wäre eigentlich ganz froh, daß er diese Bürde los sei, aber sie – das heißt die Verantwortlichen der Nato – hätten damals für diesen Fall immer nur geübt, daß die Befehlswege nach oben und nach unten verläßlich funktioniert hätten, damit nämlich die Führung ihre Option behalte.

Das ist wahrscheinlich die Antwort aller Militärs der Welt. Es ist gleichzeitig die Rechtfertigung, die Adolf Eichmann immer wieder überzeugt vorbrachte, nämlich: er sei in einem Befehlsvollzuge gestanden, er sei an einen Eid gebunden gewesen, er habe pflichtgemäß nach Befehlen gehandelt, als Rädchen im Getriebe, und als Untergebener sei er für die Durchführung von Befehlen nicht verantwortlich. Das Gewissen liege bei der befehlgebenden Seite, das sei bei ihm nicht anders als bei einem Luftgeschwader-Kommando. Einige Beispiele sollen – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – den Rahmen aufzeigen. So ist es u. a. selbstverständlich, daß Mitarbeiter für den Auslandseinsatz vorbereitet werden. Die Vorbereitung, die gemeinsam mit dem Ehepartner erEbenen. Zu ihr war jeder Bürger im Krieg verpflichtet und er ist es noch. Der Krieg gilt als ein völkerrechtlich kodifiziertes Mittel, die Politik von Staaten fortzusetzen. Da die Generalstäbe durch die Waffenentwicklung in Genozidkategorien denken müssen, ist aber der Krieg kein Mittel mehr, irgendeine Politik oder irgendein Geschäftsinteresse wahrzunehmen. Der Krieg muß als Ganzes geächtet werden, als Atomkrieg wie als konventioneller Krieg und mit ihm die soldatische Haltung, das ist die nur funktionale Haltung,

die Reduzierung des Menschen in den Funktionär, in den Beamten, den Angestellten, den Befehlsempfänger, das Rädchen im Getriebe, der die Verantwortung für seine Handlung, für sein Gewissen an die anordnende, befehlgebende Seite delegiert, die Solidarität gegenüber der eigenen Gattung verläßt und ein mündiger Mensch nicht genannt werden kann. Der reinen Funktionalität zu entkommen, das betrifft ja nicht nur Soldaten, das betrifft Wissenschaftler, das betrifft Rüstungsarbeiter, das betrifft Lehrer, die lehren, was ihnen gesagt wird, das betrifft Kirchen, Parlamente, das betrifft die Polizei – also überall finden wir in unserer Welt den funktionalen Menschen in einem Befehlsstrang, der seine Mündigkeit, sein Schöpferium, seine offene menschliche Haltung aufhebt. (. .)

Leute, die funktionieren und die sich nicht verweigern, die nicht zu zivilem Ungehorsam gegen Kriegsvorbereitung zu bringen sind, die entschließen sich eigentlich, an ihrem eigenen Tod zu arbeiten, und sie erhoffen doch nur den der anderen. Freud macht eine merkwürdige Bemerkung zum Verhalten der Leute im Ersten Weltkrieg: Daß sie eigentlich alle ad hoc dazu zu bringen sind, alle bisherigen Bewertungen über den Haufen zu werfen und mit Gemütlichkeit zu Mördern zu werden. Er führt das darauf zurück, weil eben in unserem Unterbewußtsein die Mörderväter alle wohnen. Ich glaube da nicht so recht dran, ich glaube nicht, daß er recht hat. Und zumindest in der sehr explosiven, furchtbaren Lage, in der wir uns befinden, macht ein Hinweis auf die Schießwütigkeit der Gattung nichts deutlich von der Dimension, in der wir heute Kriege denken müssen: Der andere, das bin ich selber.

Erik Neutsch

(. . .) Wir sollten nicht folgenden Fehler begehen, zurückzukehren auf einen Punkt, der eigentlich vor der Berliner Begegnung lag. (. . .) Es hat keinen Sinn, wenn wir uns immer wieder dasselbe sagen, hier dies und dort jenes, denn unser Anliegen ist etwas viel Höheres: den Frieden zu erhalten, den Frieden, auch den Friedenskampf, wenn man so will, in dem Sinn, wie Hermlin das gesagt hat, zu bewegen. Und ich bin der Überzeugung, man kann es nur tun mit Regierungen nicht gegen Regierungen. Wir haben dazu überhaupt nicht die Kraft als Schriftsteller. Wir können die Menschen aufrütteln, die uns lesen, aber wir müssen auch dazu beitragen, daß die Regierungen uns ernstnehmen. Ich finde, meine Regierung in der DDR tut das. Und ich möchte bitten, in diesem Punkt Sachlichkeit walten zu lassen, sich ernstzunehmen gegenseitig, auch wenn wir weltanschaulich garantiert völlig anderer Ansicht sind. (. . .)

Günter Wallraff

(. . .) Der ursprüngliche Vorwand für den Krieg – Schutz der britischen Staatsbürger auf den Malvinen – ist längst ad absurdum geführt. Mit den bisher

entstandenen Kosten der Schlacht könnte jeder der Falkländer zum Pfundmillionär gemacht werden und sich damit von den öden und kalten Inseln in wohllichere Gegenden umsiedeln lassen. Sollte der Druck der öffentlichen Weltmeinung die kriegführenden Länder doch noch zur Besinnung, d. h. zum sofortigen Waffenstillstand, bringen, so lehrt uns diese todernte, operettenhafte Klamotte doch folgendes: Wir haben allen Grund, auch demokratisch gewählten Politikern zu mißtrauen. Getrieben von sachfremden Erwägungen wie Prestige, Gefallsucht der Massenpresse gegenüber, das Sich-hinüber-Retten von Legislaturperiode zu Legislaturperiode, oft unter Preisgabe der Wahlprogramme und -prinzipien, unter denen sie angetreten sind, könnten sich zu einem großen Sicherheitsrisiko für den Frieden auswachsen und damit unberechenbar werden.

Ihre Fähigkeit, sich dauerhaft gewaltfreie, alternative Gesellschaften überhaupt vorstellen zu können, ist total verkümmert. Analysieren wir doch einmal die Sprache unserer Spitzenpolitiker! Schauen wir doch einmal unserem jetzigen Bundeskanzler recht gut aufs Maul! Im Gegensatz zu seinem Vorgänger ist hier der letzte Rest an Utopie, humanem Appell und moralischem Vorstellungsvermögen abhanden gekommen. Der Filialleiter eines Supermarktes redet und handelt im Prinzip nicht anders und das ist allerdings ein bißchen wenig.

Besinnen wir uns endlich auf unsere eigene Phantasie und Verantwortung! Nennen wir die Dinge beim Namen. Wir haben die Chance, ein demokratisches Frühwarnsystem aufzubauen. Nennen wir die Nachrüstung – verbotene Aufrüstung, und die Aufrüstung – Vorbereitung zum Massenmord, die Vorwärtsverteidigung – Angriff, den Ernstfall – Krieg. (. . .)

Crispin Aubrey

(. . .) In Großbritannien hat die Presse die Friedensbewegung nicht sehr unterstützt. Nur wenige der auflagenstarken Tageszeitungen erwähnen sie überhaupt, es sei denn, es geht um eine so große Friedensdemonstration, daß man sie nicht ignorieren kann, oder, wenn Leute festgenommen worden sind. Und dann wird es häufig als Witz oder als eine finstere kommunistische Verschwörung dargestellt. Eine britische Zeitung hat CND – die größte Organisation der Friedensbewegung – mit dem sowjetischen Geheimdienst in Zusammenhang gebracht, was bei uns als ein sehr direkter Angriff gilt. (. . .) In der gegenwärtigen Kriegssituation hat diese Presse ihr wahres Gesicht gezeigt, Friedensfreunde werden als Verräter dargestellt.

Der BBC war in dieser Hinsicht besonders schlecht.

Die CND-Demo vom letzten Jahr mit 250 000 Menschen erhielt knappe zweieinhalb Minuten Sendezeit, und keine einzige klare Aussage der Organisation, warum sie zur Demo gerufen hatte, war ausgestrahlt worden.

Wie Sie vielleicht wissen, hat BBC den Film „War Game“ von Peter Watkins verboten. Dies geschah als Folge des Druckes der Regierung auf BBC. Der Film wurde den Vertretern der Regierung gezeigt und wurde deshalb nie im BBC ausgestrahlt.

BBC hat ebenfalls vor kurzem einen Vortrag von E. B. Thompson verboten, ebenfalls wurde eine Diskussion mit Prof. Michael Pence von der Open University für den Rundfunk verboten.

Es gibt aber auch hoffnungsvolle Anzeichen. Mehr und mehr Journalisten fangen an, die Regierung in ihrer Nuklearpolitik zu kritisieren. (. . .) Ich denke, Schriftsteller tragen eine große Verantwortung hinsichtlich der von ihnen verwendeten Sprache. Dieselben Wörter, die die Experten benutzen – wie Modernisierung, taktische Nuklearwaffen, gestufte Abschreckung (flexible response) – können direkte Unterstützung der Ideen bedeuten, die sie darstellen. Wenn also eine neue Generation von Nuklearwaffen eine neue Wende zum Wettrüsten bedeutet, dann sollten die Schriftsteller mutig genug sein und das auch sagen. Journalisten und Schriftsteller haben die Aufgabe, ihr Gewissen den Aufgaben ihrer Auftraggeber gegenüber vorzuziehen. Ich hoffe, daß mehr und mehr diese Sache vorziehen. Und wenn sie das tun, erhält die Friedensbewegung einen mächtigen Verbündeten bei der Einflußnahme auf die öffentliche Meinung.

Jo Pestum

(. . .) Es stimmt mich durchaus hoffnungsvoll, wenn ich die Aktionen junger Leute etwa auf den Kirchentagen erlebe, die Initiative „Schwerter zu Pflugscharen“, die leidenschaftlichen Bemühungen bei den Friedensdemonstrationen. Aber dagegen stehen die vielen anderen: die, die das Begreifen einer weltbedrohenden Gefahr nicht einmal an die Außenhaut ihres Schädels dringen lassen; die, deren Vorstellungskraft so verkümmert ist, daß sie sich die Endgültigkeit eines atomaren Schlages nicht ausmalen können; die, die sich mehr und mehr vor nationalistische Karren spannen lassen und die Sprechblasen des Pseudodenkens in Feindbildern verinnerlicht haben; die, die schon bereit wären, aus Rache für eine Niederlage beim Fußballmatch Bayern München gegen Ajax Amsterdam oder Aston Villa gegen Dynamo Dresden einen Krieg anzufangen. Das sind ja nicht Entgleisungen: Hier werden Mechanismen wirksam, die wir alle in schrecklicher Erinnerung haben und die die schier hoffnungsferne Mühe der Friedensmacher wie eine Sisyphosarbeit erscheinen lassen. Friedenssehnsucht: pervertiert. Haben die Eltern versagt? Haben die Schulen versagt? Haben sie die Erziehung zum Frieden überhaupt ernsthaft in ihren Auftrag des Lehrens und Lernens einbezogen? Und – das war ja unsere Frage – was können die Schriftsteller nun tun, falls sie etwas tun können? Bewirken ihre relativ leisen Stimmen in dieser lauten Zeit nur das Geringste? Haben sie mit ihren Büchern Einfluß auf das Denken und Fühlen der Kinder und Jugendlichen? Ich habe da die Klage von Günter Grass im Ohr: „Die Lehrer lesen nicht!“ Das kommt sehr pauschal daher, ich wüßte Gegenbeispiele, aber im Prinzip stimmt es leider. Dennoch: Ich möchte gerade die Kolleginnen und Kollegen von uns, die vor allem für junge Leute schreiben, auffordern stärker als bisher aus der Unverbindlichkeit herauszukommen und eindeutig für den Frieden als einzig denkbaren Ernstfall das Wort zu ergreifen. Vielleicht gelingt es ja, da und dort kreative Phantasie zu entzünden bei denen, die noch im Sinn des Wortes unbefangen sind, bei denen

das Ost-West-Freund-Feind-Denken noch nicht zum Dogma verkrustet ist. Ich denke dabei nicht nur an die schriftstellerische Arbeit, sondern auch an das persönliche Bekenntnis, an das Herstellen von Öffentlichkeit, an direkte Einflußnahme (allein in der Bundesrepublik Deutschland finden pro Jahr mindestens 3000 Lesungen und Gespräche zwischen Autoren unterschiedlichster Nation und Schülern statt). Vielleicht haben die direkten Begegnungen ja doch eine Auswirkung auf die Eltern und die Lehrer und die Schüler, wenn international bekannte Kinderbuchautoren eindeutig und engagiert ihre Angst vor dem atomaren Untergang und ihre Hoffnung auf ein angriffswaffenfreies Europa aussprechen! (. . .)

Dieter Lattmann

(. . .) Die gestrige Schlagzeile der Bild-Zeitung lautete: „Engländer sterben, aber siegen“. Das möchte ich zum Anlaß nehmen und noch einmal unsere Aufgabe betonen, mit schriftstellerischen Mitteln die politische Sprache erbarungslos zu analysieren und zwar deswegen, weil es wohl eine Beschreibung des sachlichen Zustandes ist, daß die politische Publizistik diese analytische Arbeit zum großen Teil nicht leistet. Das heißt, die amtierende Politik, und ich kann das natürlich in erster Linie nur fürs eigene Land sagen, befindet sich ja mit ihrem Vokabular *ringsum in Frieden und Sicherheit* – nicht nur in einer Art Zustand des öffentlichen Irreseins, sondern in einer permanenten kollektiven Manipulation des öffentlichen Bewußtseins. Es ist unerträglich, wie hier bestimmte, von Politikern in die massenpsychologischen Prozesse eingestanzte Wörter durchlaufen, ohne von kritischen Intelligenzen widerrufen zu werden. (. . .)

Wir müssen klarmachen, daß es für die Industrieblöcke soweit ist, daß wir am Ende der Kriegsgeschichte angelangt sind. Wenn unsere Regierungen das nicht einsehen, ist es wohl so, daß wir am Ende der europäischen Geschichte angelangt sind. Aber dies ist im Weltbewußtsein asynchron, denn die Befreiungsbewegungen in den Ländern anderer Kontinente sind nicht auf demselben historischen Punkt wie wir, was nicht heißt, daß sie rückständig seien. Sie sind in einer anderen Entwicklung. Auch diese Asynchronität wird nicht genügend ins Bewußtsein gebracht.

(. . .) Was können wir praktisch tun? Hier und bei der Fortsetzung in Köln, wo es einen *Abschnitt III: Medien*, gibt, müssen wir zum Thema machen die Analyse der Gebärden und der Sprache der Politik in den Medien, um öffentlich glaubhaft zu machen, was dort als wortideologische Schablonen immer noch mehrheitlich gestanzelt wird. Klar ist, daß wir uns auch genau überlegen müssen, mit wem gehen Schriftsteller am engsten zusammen. In diesem Zusammenhang möchte ich aufmerksam auf die Initiative „Künstler für den Frieden“, die synchron mit dieser Konferenz und ausgehend von der Bundesrepublik einen großen Friedensaufruf startet, unterschrieben von Dietmar Schönherr, Erika Pluhar, Eva Matthes, Udo Lindenberg, Degenhardt, Hannes Wader, Dieter Süverkrüp, Westerhagen, noch Peter Weiss, Margarete von Trotta, den bots und vielen anderen.

Martin Gregor-Dellin

(. . .) Wir können davon ausgehen, daß die beiden Paktsysteme, von deren Entscheidungen das Überleben der Menschheit heute weitgehend abhängt, gegeneinander resistent sind, das heißt, einander widerstehen und im günstigsten Fall voreinander Halt machen. Der „Zwang zum Dulden der Unterschiede ist daher identisch mit der Bewahrung des Weltfriedens“.

Dieser Zustand wird zu Unrecht als auswegslos angesehen, und die Schlußfolgerung, es sei nichts anderes denkbar als ein Gleichgewicht des Schreckens, ist falsch. Das instabile Gleichgewicht der Drohung kann sehr wohl durch etwas anderes ersetzt und abgelöst werden als durch Auflösung.

Kein Staat kommt auf die Dauer ohne ein Gerüst des Unbezweifelten aus. Dies muß ihm zugebilligt werden. Auch die Gesellschaften sind wie die Menschen vorerst unveränderbar, gerade solange sie in Angst leben, daß eine Abrüstung auf ihre Veränderung hinausläuft. Die Zerschlagung des einen Systems muß daher aufhören, eine Bedingung für die Existenz des anderen zu sein. Das ändert auch die Verantwortung der Paktsysteme gegeneinander: nämlich in der Auffassung des Amtes, das ihnen bei der Aufrechterhaltung eines Gleichgewichtes ohne Schrecken zufällt – nicht nur gegenüber ihren eigenen Völkern, sondern auch gegenüber dritten, die von einem Zusammenbruch mit betroffen wären.

Diese Feststellungen relativieren nicht die Frage der Menschenrechte, wie sie durch die Helsinki-Akte aufgeworfen wird, aber sie rückt sie in ein anderes Licht und bestimmt die Wege, die zu ihrer Reklamierung eingeschlagen werden müssen. Der auf Gewalt gegründete Friede kann, wie wir aus leidvoller Erfahrung früherer Jahrzehnte wissen, Gleichheit und Freiheit umbringen; deren gewaltsame Durchsetzung aber kann den Frieden umbringen. Das Fiat justitia, pereat mundus – es lebe die Gerechtigkeit, wenn nur alle Schurken zugrundegehen – darf nicht mehr Richtschnur der Politik sein.

Dies kann von beiden Seiten akzeptiert werden.

Die Frage ist heute nicht, welches Maß an Freiheit oder welches Maß an Gleichheit darf geopfert werden, damit der Friede erhalten, das heißt, die Menschheit am Leben bleibt, sondern: Wie kann unter ungleich gearteten Gesellschaften ein System zur Friedenssicherung erarbeitet werden, das die atomare Katastrophe nicht durch gegenseitige Abschreckung, sondern durch gegenseitige Garantie ausschaltet. (. . .)

Internationaler Schriftstellerappell an die Weltöffentlichkeit

Angesichts der gegenwärtigen, in der Weltgeschichte beispiellosen Bedrohung, die jeden Augenblick zum Untergang der Menschheit führen kann, haben wir, Schriftsteller aus 48 Ländern, aus Australien, Belgien, Brasilien, Bulgarien, Bundesrepublik Deutschland, Chile, China, CSSR, Cuba, Dänemark, Deutsche Demokratische Republik, El Salvador, Finnland, Frankreich, Griechenland, Großbritannien, Indien, Israel, Island, Italien, Japan, Jugoslawien, Kamerun, Kanada, Kenia, Kongo, Korea, Libanon, Luxemburg, Mali, Nicaragua, Niederlande, Österreich, Polen, Portugal, Rumänien, Schweden, Schweiz, Senegal, Spanien, Südafrika, Syrien, Türkei, Tunesien, UdSSR, Ungarn, USA und Zambia als Teilnehmer an den Internationalen Literaturtagen in Köln am 25. Juni 1982 die folgende Resolution verabschiedet:

Unsere Kölner Begegnung hat den Weg fortgesetzt, der mit dem Friedens-„Appell der Schriftsteller Europas“ im Sommer 1982 eingeschlagen wurde und über die „Berliner Begegnung“ vom Dezember 1981 und das „Haager Treffen“ vom Mai 1982 weiterführt zu den schon traditionellen Treffen in Sofia (29. 9. bis 1. 10. 1982) und Rotterdam im Sommer 1983. In dem Bewußtsein, daß Hunger und Elend in der Dritten Welt keine geringere Bedrohung für die gesamte Menschheit sind als das anhaltende Wettrüsten, werden wir uns nunmehr gemeinsam weltweit und als Teil der internationalen Friedensbewegung einsetzen für

- die vollständige Beseitigung aller Massenvernichtungswaffen,
- einen gerechten Interessenausgleich ohne Krieg und
- die Schaffung friedlicher, freiheitlicher und menschenwürdiger Zustände in allen Erdteilen.

Die rücksichtslose Ausbeutung vieler Länder der Dritten Welt ist die wesentliche Ursache für deren Not und Bedrückung. Zwischen ihrer Armut und der Vergeudung oder Zerstörung der Reichtümer dieser Erde, nicht zuletzt zur Anhäufung immer neuer und größerer Rüstungspotentiale, besteht ein direkter Zusammenhang, der die Integrität der Nationen, den Weltfrieden und die Existenz der Menschheit bedroht. Wir widersetzen uns allen Kräften des Rassismus, der Apartheid, der Diskriminierung und Unterdrückung jeder Art. Wir treten dafür ein, daß in diesen Gebieten wie überall in der Welt die Menschen von Fremdherrschaft befreit werden, die immer neue Kriege und Stellvertreterkriege verursachen.

In Übereinstimmung mit der „Haager Erklärung“ vom 28. Mai 1982 unterstützen wir daher alle Bemühungen, die der Sicherung des Friedens durch Abrüstung gelten, gleich, ob sie den Segen der jeweiligen Regierungen haben oder nicht. Wir sehen es als unsere Pflicht an, den Menschen, die wegen ihres Eintretens für den Frieden verfolgt werden, nach bester Kraft zu helfen. Wir wenden uns gegen jeden Mißbrauch der Sprache, der der Verschleierung oder Beschönigung kriegerischer Absichten dient. Wir werden die uns zur Verfügung stehenden Mittel dafür einsetzen, die wahren Sachverhalte und geheimen Komplizenschaften aufzudecken und jedermann verständlich zu machen. Solange keine internationalen Abmachungen über eine allgemeine Abrüstung erreicht werden, sollte jeder weiteren Aufrüstung und den Vorbereitungen dazu – wie sie jetzt durch die Aufstellung neuer Atomwaffen in Europa und Asien im Gange sind – überall in der Welt Widerstand geleistet werden.

Wir treten für politische Lösungen ein, die der Entspannung dienen, die Rüstungen vermindern und das Gleichgewicht des Schreckens durch eine gegenseitige Sicherheitsgarantie ersetzen.

Wir begrüßen jede Vorleistung, die zur Verminderung der Bedrohung erbracht wird. Hierzu zählen wir den Verzicht auf den „Erstschlag“, gleich mit welchen Waffen, wozu wir alle Mächte auffordern. Wir verlangen die gleichzeitige und vorbehaltlose Auflösung der beiden Militärblöcke.

Unsere Kolleginnen und Kollegen in aller Welt, die mit dem Wort und der Sprache arbeiten, fordern wir auf, mitzuhelfen bei der Erziehung einer friedenswilligen und friedensfähigen Generation. Wir verpflichten uns, mit ganzer Kraft für diese gemeinsamen Ziele und ihre Verbreitung einzutreten und uns allem zu verweigern, was ihnen widerspricht.

INTERLIT '82, Köln, den 25. Juni 1982

Bernt Engelmann

Wir, Schriftsteller aus 48 Ländern, haben uns hier in Köln zusammengefunden, um einige Tage lang gemeinsam zu überlegen, was wir als Autoren dazu beitragen können, die internationalen Spannungen zu vermindern, der Vernunft zum Durchbruch zu verhelfen und einen neuen Weltkrieg, der durch den Rüstungswettlauf der beiden großen Blöcke täglich wahrscheinlicher wird, doch noch zu verhindern.

Wir, die deutschen Schriftsteller, gleich ob in West oder Ost, fühlen uns besonders dazu verpflichtet, unser Äußerstes zu tun, den bedrohten Frieden zu retten und dauerhaft zu sichern, zum einen, weil es eine erst viereinhalb Jahrzehnte zurückliegende deutsche Verantwortung für den Zustand gibt, in dem wir uns heute befinden, zum anderen, weil wir hierzulande gegenwärtig am meisten gefährdet sind.

Zwischen beidem besteht möglicherweise ein Zusammenhang: Von der Führung des untergegangenen Deutschen Reiches wurden allein in diesem Jahrhundert zwei Weltkriege begonnen – mit entsetzlichen Folgen, unter denen viele Nationen heute noch leiden. Im Namen Deutschlands wurden die schrecklichsten Verbrechen der neueren Geschichte begangen. So ist es vielleicht kein Zufall, daß es gerade die beiden deutschen Staaten sind, die heute dem atomaren Holocaust mit am meisten begründeter Furcht entgegen sehen müssen. Sie sind ständig und in wachsendem Maße von nuklearer Verwüstung bedroht und von einigen Strategen bereits zum Schauplatz eines – vermeintlich begrenzten – atomaren „Schlagabtausches“ ausersehen. Zu allem Überfluß haben sich die Verantwortlichen hierzulande in den Irrglauben verrannt, daß das uns bedrohende Unheil nur durch eine noch gewaltig vermehrte Aufrüstung verhindert werden könnte. Dabei beherbergt die kleine, dichtbevölkerte und hochindustrialisierte, daher besonders verletzte Bundesrepublik schon heute ein Vernichtungspotential, das groß genug ist, unseren Planeten samt seiner Atmosphäre vollständig und endgültig zu zerstören. Es ist für uns kein Trost, zu wissen, daß wir Bewohner der Bundesrepublik über dieses gigantische atomare und chemische Munitionsdepot, das unsere Schutzmacht hierzulande errichtet hat, selbst keinerlei Verfügungsgewalt haben. Wir glauben auch nicht, daß dies unsere Nachbarn beruhigen kann. Wir sehen als Deutsche die besondere Verantwortung, die wir tragen, noch drastisch verstärkt.

So kam es im vergangenen Jahr zu einer ersten Friedensinitiative deutscher Schriftsteller aus Ost und West, für deren Zustandekommen unser besonderer Dank Hermann Kant zu gelten hat, dem Vorsitzenden des Schriftstellerverbandes der DDR. So kam es im August 1981 zum „Appell der Schriftsteller Europas“, dem sich inzwischen in beispielloser Einmütigkeit nahezu alle angeschlossenen haben, die die zeitgenössische Literatur unseres Kontinents repräsentieren. So kam es, daß unsere japanischen Kollegen, ebenfalls aus einer besonderen Erfahrung und einem besonderen Verantwortungsgefühl heraus, unsere europäische Initiative aufgriffen, zu ihrer eigenen machten und dafür im afroasiatischen Raum starke Unterstützung fanden, während wir in den USA und in Kanada Verbündete gewinnen konnten. Es kam dann zu jener

denkwürdigen „Berliner Begegnung“ im Dezember vorigen Jahres, zu der Stephan Hermlin uns Westdeutsche sowie Kolleginnen und Kollegen aus anderen Nachbarländern in die Deutsche Demokratische Republik eingeladen hat. Er hat damit das Eis gebrochen, und dafür danken wir ihm.

Nach dieser vornehmlich deutsch-deutschen Begegnung in Ost-Berlin war der nächste Schritt jenes „Haager Treffen“ im vergangenen Monat, für dessen Zustandekommen ich unseren holländischen Kollegen, besonders Hans van de Warssenburg und Phil Muysson, danken möchte. Wir haben uns in Den Haag redlich bemüht, nunmehr mit Unterstützung von zahlreichen Kolleginnen und Kollegen aus anderen europäischen Ländern, eine gemeinsame Plattform zu schaffen. Daß uns dies, allen Unkenrufen zum Trotz gelungen ist, daß wir zu einer gemeinsamen Entschließung gekommen sind, zu der alle – nicht zuletzt die sowjetischen Kollegen – Wesentliches beigetragen haben, darf uns ermutigen, auch was dieses weltweite Friedenstreffen der Schriftsteller betrifft, für dessen Vorbereitung und Organisation unser besonderer Dank den Kollegen Gerd E. Hoffmann und Angelika Mechtel gilt. Sie haben alles getan, um INTERLIT zu dem erhofften Erfolg werden zu lassen, der uns wieder ein Stück weiterbringt.

Das wirft eine Frage auf, was wir denn eigentlich bewirken können, was unser Ziel ist oder sein sollte. Ich glaube, wir kommen der richtigen Antwort am nächsten, wenn wir zunächst die gegenwärtige Situation, sodann unsere eigenen Möglichkeiten, sie positiv zu verändern, richtig einzuschätzen versuchen. Ich will der Diskussion der nächsten Tage und ihren Ergebnissen nicht vorgreifen, sondern nur auf ein paar Dinge aufmerksam machen, die dabei bedacht werden sollten.

Es ist sinnlos, darauf zu hoffen, daß „die da oben“, die verantwortlichen Politiker, Strategen, multinationalen Konzernchefs und die anderen Führer der Gesellschaften, in denen wir leben, selbst zu einer durchgreifenden Änderung ihrer bisherigen Politik kommen und von sich aus das Wettrüsten beenden werden, das uns mit absoluter Sicherheit in die Katastrophe führt. „Die da oben“ sind ja gefangen in vermeintlichen „Sachzwängen“, getrieben von falschem Ehrgeiz oder von Profitgier, geblendet von wahnwitzigen „Sieg-ist-möglich“-Träumen. Sie müssen dazu gezwungen werden, endlich auf jede weitere Aufrüstung und Bedrohung zu verzichten, mit der Abrüstung ernst zu machen und zu erkennen, daß Krieg längst nicht mehr „die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“ ist, sondern die Herbeiführung des endgültigen Unterganges der Menschheit. Sie können dazu nur gezwungen werden durch den millionenfachen, unüberhörbaren, sich ständig verstärkenden Protest der Massen.

Zu diesem Massenprotest und seinem Gelingen können wir Schriftsteller wesentlich beitragen. Wir können den Gefühlen und Gedanken Ausdruck verleihen, das Bewußtsein der Menschen wecken, ihnen deutlich machen, wie die Welt sein könnte, wie sie sein sollte. Wir können Utopien entwickeln, sie gedanklich konkretisieren und so der Wirklichkeit, der Verwirklichung, näherbringen. Im vorigen Jahrhundert hat ein deutscher Dichter, Georg Herwegh, mit einem einzigen Gedicht, ja, mit nur einer Strophe dieses Gedichtes – „Mann der Arbeit, aufgewacht und erkenne deine Macht! Alle Räder stehen

still, wenn dein starker Arm es will!“ – mehr Bewußtsein bei den Massen geweckt, mehr für die Arbeiterbewegung geleistet als die meisten ihrer Theoretiker, Politiker und Funktionäre. Wir können der Friedensbewegung heute ähnlich mächtige und wirksame Impulse geben.

Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß es nicht allein um die Verhinderung der atomaren Katastrophe geht. Es geht um eine wirkliche „Null-Lösung“ im Bereich der Kriegsrüstung, keine Reagan'sche, sondern eine echte, nämlich um die restlose Beseitigung und Ächtung aller Angriffs- und Massenvernichtungswaffen, nicht allein der atomaren, nicht allein der ABC-Waffen, sondern auch der bedauerlicherweise als „konventionell“ bezeichneten Instrumente des Massenmordes. Es geht darüber hinaus vor allem auch darum, der in ihren Ausmaßen kaum noch faßbaren Vergeudung, die durch die Hochrüstung seit Jahrzehnten betrieben wird, endlich Einhalt zu gebieten. Für immer neue, immer zerstörerische Waffensysteme werden die Existenzgrundlagen der Menschheit, werden Fauna und Flora bedenkenlos vernichtet, werden unsere Rohstoff- und Energiereserven buchstäblich verpulvert – angeblich zu unserem Schutz, in Wahrheit aus grenzenloser Macht- und Profitgier. Während der größere Teil der Menschheit hungert und friert, an durchaus heilbaren Krankheiten zugrunde geht und in Armut, Schmutz, Elend und Hoffnungslosigkeit versinkt, wird alljährlich ein Vielfaches dessen, was zur Herstellung menschenwürdiger Zustände für alle nötig wäre, für eine Rüstung ausgegeben, deren gegenwärtiges Vernichtungspotential längst ausreicht, jeden Hauch von Leben auf unserem Planeten und diesen selbst auszulöschen.

Es fehlt auf dieser Welt ja nicht an Erfindungsgeist, an Anstrengung, auch nicht an Nahrung, Rohstoffen und Energie, es fehlt bei den allermeisten nicht einmal am guten Willen. Es fehlt jedoch bei sehr vielen noch an der Erkenntnis der wahren, durch Hetze, Manipulation und Desinformation verschleierten Lage. Und es fehlt bei vielen anderen, die ihre, unser aller Lage schon erkannt haben, noch an Mut und Entschlossenheit, sie zu ändern.

Hier liegt unsere Aufgabe als Schriftsteller: Die Verhetzten, Manipulierten und Desinformierten geduldig aufzuklären, die Zögernden mutig und entschlossen zu machen, ihnen allen Zielvorstellungen zu geben, für die es sich mit allen Kräften einzusetzen lohnt – das liegt in unserer Fähigkeit, das ist unser Recht und, da wir es können, dürfen und müssen, auch unsere Pflicht.

Daß sich die Gewerkschaften in allen Ländern für den Frieden einsetzen, ist keine Neuigkeit.

Schon die Feiern zum 1. Mai 1890 standen hierzulande unter der Forderung: „Frieden und Völkerverständigung“.

Denn erstens waren es allemal die Arbeiter, die Angestellten und ihre Familien, die unter kriegesischen Auseinandersetzungen zu leiden hatten.

Die Profiteure waren stets auf der anderen Seite der Barrikade.

Zum zweiten: Rüstungs- und Kriegsvorbereitung bringen uns um die Früchte unserer Arbeit.

Jede Mark für die Rüstung geht der sozialen Sicherung, geht Schulen, Kindergärten und anderen Leistungen verloren.

Im vergangenen Jahr sind allein 50 Millionen Menschen an Hunger gestorben, die 122fache Zahl leidet an Unterernährung.

Schon ein Bruchteil der jährlichen Rüstungsausgaben würde reichen, um binnen weniger Jahre den Hunger auf der Welt zu besiegen.

Deshalb ist es richtig, wenn gesagt wird: Rüstung tötet, und zwar täglich, auch heute schon.

Drittens: Stets haben es die herrschenden Kreise verstanden, außenpolitische Spannungen dazu zu benutzen, um zugleich auf den inneren Gegner einzuknüppeln.

Vor 1914 waren es hierzulande die „vaterlandslosen Gesellen“, die man verfolgte, einsperrte und der nationalen Unzuverlässigkeit bezichtigte.

Nach 1933 waren es die „Volksschädlinge“, nämlich die Juden, die Gewerkschafter, die Kommunisten, die Sozialisten und die engagierten Christen der Bekennenden Kirche.

Heute verdächtigt man die Anhänger der neu entstandenen Friedensbewegung, Agenten Moskaus zu sein; also wieder einmal werden sie der nationalen Unzuverlässigkeit geziehen.

Derartige Verdächtigungen sind dazu angetan, und oftmals auch dazu bestimmt, fortschrittliche Entwicklungen zu lähmen.

In unseren Schulbüchern liest man zwar, Deutschland habe zwei Niederlagen erlitten, und zwar im Jahre 1918 und im Jahre 1945.

Nein, das deutsche Volk hat sie nicht 1918 und 1945 erlitten – sondern bereits im Jahre 1914 und im Jahre 1933.

So war es folgerichtig, daß sich nach dem 2. Weltkrieg hierzulande alle einig waren in dem Willen: nie wieder Faschismus und nie wieder Krieg.

Deshalb haben die Gewerkschaften Ende der sechziger Jahre die Politik der Entspannung und Aussöhnung mit den Völkern des Ostens begrüßt und lebhaft unterstützt.

Heute müssen wir abermals feststellen, daß diese Entspannungspolitik gefährdet ist.

Wir erleben den Anlauf zu einer gigantischen Hochrüstung bisher unbekannten Ausmaßes.

Als ob sich in Zeiten des atomaren Overkills unsere Sicherheit erhöhen könnte, wenn weitere Massenvernichtungswaffen entwickelt und aufgestellt werden!

In Übereinstimmung mit dem jüngsten DGB-Bundeskonkreß stelle ich fest: „Es darf keine Stationierung neuer Mittelstreckenwaffen in Europa geben.“ Und in Ergänzung dazu möchte ich wiederholen, was der Gewerkschaftstag der IG Druck und Papier bereits im Oktober 1980 beschlossen hat: Die Bundesregierung wäre gut beraten, im Rahmen der Nato darauf hinzuwirken, daß der sogenannte Nachrüstungsbeschluß vom 12. Dezember 1979 aufgehoben wird. Den billigen Vorwurf der „Einäugigkeit“, der in diesem Zusammenhang immer wieder erhoben wird, weisen wir zurück. Wir wollen weder amerikanische noch sowjetische Raketen, die unser Land bedrohen. Es gibt keine guten und schlechten Atomraketen. Nur wir wissen: wir werden Rüstung nur dann verhindern und wieder abbauen, wenn wir verhandeln, nochmals verhandeln und zur gegenseitigen Verständigung beitragen. Rüstung, mit welch beschönigenden Worten man sie auch zu rechtfertigen versucht, wird immer wieder Rüstung erzeugen.

In diesem Sinne gilt es, an Stelle von Konfrontation und Mißtrauen eine Politik der Verständigung und der Entspannung zu setzen. Deshalb halten auch wir unbeirrt daran fest, die Kontakte mit Gewerkschaften anderer Länder zu unterhalten und auszubauen. Gerade unsere Gewerkschaft hat seit langem Verbindungen zu den grafischen Gewerkschaften fast aller sozialistischen Länder. Daran lassen wir uns nicht beirren – schon gar nicht durch kalte Krieger und ihre publizistischen Freunde.

Deshalb begrüßen wir auch Schriftsteller-Begegnungen, wie das Treffen in Berlin im Dezember 1981, die Konferenz in Den Haag vom vergangenen Monat sowie nicht zuletzt diese Konferenz hier in Köln.

Wir können gar nicht oft genug miteinander reden und dazu beitragen, gegenseitige Vorurteile und Mißtrauen abzubauen – auf welcher Ebene auch immer!

Gerade auf Schriftsteller und Publizisten kommt eine besondere Verantwortung zu. Im Jahre 1898 entsandte der New Yorker Zeitungskönig Hearst einen Bildreporter, um Kriegsbilder aus – dem damals noch spanischen – Kuba zu liefern. Als der Reporter meldete, in Kuba sei alles ruhig, kabelte Hearst zurück: „Bleiben Sie. Sie liefern die Bilder, ich liefere den Krieg.“ So kam es denn auch.

Der hinter dieser Aufforderung steckende politische Zynismus hat leider nichts an seiner Aktualität verloren.

Militärische Spannungen, Kriege werden publizistisch vorbereitet und begleitet.

Vor dem 1. Weltkrieg schürte die Presse täglich in millionenfacher Auflage Bedrohungsängste und nationalen Wahn.

Die Nationalsozialisten hatten sich nach der Gleichschaltung dieses Propagandainstrumentes besonders erfolgreich bedient.

Und schauen wir in ein demokratisches Land unserer Tage, nach Großbritannien: Es muß jedermann erschrecken, wie schnell und gedankenlos große Teile der Presse den Falkland-Konflikt dazu benutzt haben, ein Treibhausklima nationaler Emotionen zu erzeugen.

Auch dieses Beispiel lehrt: Solange wir die veröffentlichte Meinung wenigen privaten Verlegern und Konzernen überlassen, steht die sachkundige und

abgewogene demokratische Willensbildung auf schwachen Füßen. Auch hierzulande müssen wir uns fragen, ob die Presse ihrem Auftrag, Fakten zu vermitteln, korrekte Informationen zu verbreiten und zu nüchternem politischen Abwägen anzuleiten, immer gerecht wird.

Wie kommt es denn, daß unkritisch Bedrohungslegenden, von Geheimdiensten lancierte Falschmeldungen über die angebliche militärische Überlegenheit des Ostens Eingang in Schlagzeilen finden?

Wo bleibt die eigene Recherche? Ist es saubere Berichterstattung, Phantasie oder Propaganda, wenn in den letzten zwei Jahren aus jedem noch so willkürlichen Anlaß Mutmaßungen oder Voraussagen über den Einmarsch der Roten Armee verbreitet werden – sei es in Polen, im Iran, in Jugoslawien? Durch diese Art von Presse werden Ängste erzeugt, die nüchternes Abwägen und eine realistische Einschätzung der anderen Seite erschweren, wenn nicht unmöglich machen.

So entsteht eine Bunkermentalität, die letztlich den Boden bereitet für kriegerische Konflikte.

Dies war der Grund, daß sich die Deutsche Journalisten-Union und der Schriftstellerverband in unserer Gewerkschaft bereits im Sommer des vergangenen Jahres in einem Appell an alle Journalisten und Publizisten gewandt und sie an ihre historische Verantwortung erinnert haben.

Ich zitiere: „Militärisches Denken, die unkritische Verbreitung falscher oder verzerrter Zahlenvergleiche über militärische Potentiale, die fahrlässige Erzeugung von Bedrohungsängsten und die Diffamierung der Friedensbewegung lassen ein Klima entstehen, das sachliche Unterrichtung und nüchterne Urteilsbildung verhindert.“ Deshalb habe jeder Journalist die besondere Verantwortung, „sich um sachliche und wahrheitsgemäße Berichterstattung zu bemühen“.

Auch aus diesem Grunde haben wir die Bemühungen des Verbandes Deutscher Schriftsteller begrüßt, über alle Grenzen hinweg die Autoren zu einem gemeinsamen Friedensappell zu bewegen. In der Tat: Schriftsteller und Publizisten können die Öffentlichkeit wachrütteln.

Sie können dazu beitragen, daß die Völker nicht resignieren, sondern sich mit verstärkter Energie für den Frieden einsetzen.

Denn: „Nichts ist so wichtig wie die Erhaltung des Friedens!“

In diesem Sinne wünsche ich den Begegnungen, Diskussionen und Veranstaltungen dieses Kongresses einen vollen Erfolg.

Hermann Kant

Dies ist eine uralte Frage: Was vermag ein Wort gegen einen Schuß, ein Satz gegen eine Salve, eine beschriebene Seite gegen ein geladenes Geschütz, ein Gedicht gegen Bombenfeuer – was vermag Literatur gegen den Krieg?

Woraus springt eigentlich dieser Ehrgeiz, der Literatur fortdauernd Ohnmacht zu bescheinigen – als hätte sie jemals, soweit sie ernst zu nehmen war, Machtsprüche gedroht, als wüßten die Literaten nicht ganz genau, welch ein Gebirge von Widersinn und Untat aufgerichtet worden ist in einer Welt, in der

man aber auch den Sophokles oder den Goethe oder den Tolstoi oder die Brüder Mann hat lesen können.

Mit dem, was in einem Buch steht, kann man nicht einmal eine Kerze ausblasen, das ist schon wahr, aber Literatur hat uns Lichter aufgesteckt, hat manchen finsternen Winkel ausgeleuchtet und uns das Leben überschaubarer gemacht; das ist, mit einem unzulässigen Komparativ, wahr.

Literatur ist nicht für den Zustand der Welt verantwortlich, aber schon für das, was wir über diesen Zustand denken. Das ist nun keineswegs eine demütige Rollenbeschreibung, und wer sie für sich annimmt, läßt sich auf einiges ein. In Literatur geschieht Umverteilung von Erfahrung. Denn Literatur ist nur eine besondere Art von Leben, sie ist eben Leben oder zumindest doch ein schönes Zeichen davon, sie ist wesentlicher Teil menschlicher Selbstbehauptung, und der Atem der Welt ginge kürzer ohne sie, und wo eine Drohung diesen Atem kürzen will, da muß die Literatur sich gegen die Drohung wenden. Aber was vermag sie?

Literatur entscheidet nicht über Tod oder Leben; sie kann nur das eine wie das andere begreiflicher machen, und sie kann den Menschen helfen, zu Entscheidungen zu finden.

Schon wenn ein Stück Literatur erreicht, daß ein paar Menschen einiges ein bißchen deutlicher sehen, eine um ein wenig genauere Vorstellung von einem Sachverhalt bekommen, schon wenn Literatur die Menschen ein wenig weniger gleichgültig, um eine Idee wacher, um einiges gefühlsreger macht, schon dann hat sie Großes bewirkt. Wo Literatur die Sinne schärft, wenn Gewohnheit abgestumpft hat; wo sie Lethargie verdächtig macht; wo sie Unbehagen an der schlimmen Zufriedenheit provoziert, da wirkt Literatur und erhält so von sich selbst den Hinweis auf ihre Pflichten.

Aber was vermag sie? Wieviel Divisionen hat die Vernunft? Wie scharf schießt Verstand? Wie brisant ist die Gerechtigkeit? Die Vernunft hat die Gewalt, wenn nicht die Gewalt zur Vernunft zu bringen, so doch die, ihr immer engere Grenzen zu ziehen.

Der Verstand kann nicht schießen, aber es gehört Verstand dazu ein Gewehr zu führen – oder es nicht zu führen. Gerechtigkeit schließt Prüfung in sich ein, und fürchten muß sich vor ihr, wessen Taten diese Prüfung nicht vertragen. Literatur ist Menschenstimme, und der Menschen Wille ist es, daß die Literatur ein Werber für den Frieden sei.

Literatur hat das ungeheure Vermögen, aus einer Ahnung eine Gewißheit zu machen, alte Gewißheit neuem Zweifel auszusetzen, unerträglich werden zu lassen, was bis dahin nur gewöhnlich war, den Schlaf der Ungerechten zu stören und den der Gerechten auch, Unbegreiflichem Namen zu geben, Verdrängtes aufzudecken, Aufgedecktes zu bedrängen – sie hat dies Vermögen, und in dieser Stunde setzt sie es ein gegen die Barbarei, die da hofft, Gewohnheit zu werden.

Wieviel Waffen hat das Gewissen?

Nun, wir werden sehen.

Wir konnten den Zweiten Weltkrieg überleben. Nach diesem Krieg wurde das Arsenal atomarer Waffen so entsetzlich vergrößert, daß die Menschheit heute am Rand der totalen Vernichtung durch einen Atomkrieg steht.

Wir Schriftsteller müssen mit unserer literarischen Arbeit alles in unserer Kraft stehende tun, diese endgültige Vernichtung der Menschheit zu verhindern. Ich möchte diese Gelegenheit nutzen, Ihnen über die fürchterlichen Leiden der Schriftsteller zu berichten, die den Abwurf der Atombombe miterlebten, Schriftsteller, die Augenzeugen der entsetzlichen Ereignisse in Hiroshima und Nagasaki waren. Darüber hinaus will ich über zeitgenössische Literatur sprechen, die sich mit der Atombombe befaßt.

Im August 1945 wurden die Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki abgeworfen. Damit begann das atomare Zeitalter. Die US-Regierung jedoch versuchte, die Unmenschlichkeit, die hinter ihrem Einsatz der Atombombe steckte, vor der Weltöffentlichkeit geheimzuhalten: Die amerikanische Regierung und ihre Besatzungstruppen in Japan erließen am 17. September 1945 eine Zensurverordnung gegen Berichte über die Folgen der Atombombenangriffe und es gelang ihnen tatsächlich, all diese Berichte zu unterdrücken. Deshalb gab es bis April 1952, als der Friedensvertrag in Kraft trat, keine wahrheitsgetreuen Darstellungen über das Elend, das durch diese Atombombenangriffe verursacht wurde. Trotz dieser schwierigen Situation publizierten Hosoda Tomiaki, der aus Tokio evakuiert war, einige andere Freunde, die überlebt hatten, und ich im März 1946 ein Sonderheft der regionalen Kulturzeitschrift „Chugoku Bunka“ (Chugoku Kultur).

Diese Zeitschrift unterlag der Zensur des Alliierten Oberkommandos in Fukuoka und wurde gemäß den Instruktionen der Amerikaner gedruckt. Sie unterlag noch weiteren Kontrollen, und der Verleger mußte außerdem ein strenges Verhör bei der Zivilen Informationsabteilung der amerikanischen Geheimpolizei CIC, dem heutigen CIA, in Kure über sich ergehen lassen. Diese Sonderausgabe über die Atombombe erregte bei der Bevölkerung große Aufmerksamkeit. In Zeitungen, Zeitschriften und wissenschaftlichen Veröffentlichungen wurde darüber diskutiert. Vergangenes Jahr erschien ein Nachdruck in einer Auflage von 3000 Exemplaren, nachdem es von dem Erstdruck kein einziges Exemplar mehr gab.

Man hat Hiroshima und Auschwitz die zwei Holocausts der Welt genannt. Die schrecklichen Ereignisse von Auschwitz waren das Werk der Feinde der Alliierten, während die Katastrophe von Hiroshima von ihnen selbst herbeigeführt wurde. Über die Erfahrungen im Konzentrationslager Auschwitz gab es bald Publikationen der Alliierten, die Opfer der Atombombe dagegen hatten kaum eine Gelegenheit, ihre Erfahrungen der Öffentlichkeit zu vermitteln. Wenn sofort danach deutliche und wahrheitsgemäße Berichte möglich gewesen wären, vor allem über die Gefahren der Radioaktivität, dann wären Entwicklung und Bau nuklearer Waffen sicher schnell gestoppt worden. Dennoch waren sich die Schriftsteller trotz der strengen Zensur klar darüber, daß sie die Schrecken, die sie erlebt hatten, zu Papier bringen mußten – und sie taten es. Der Schriftsteller Tamiki Hara, der die Kurzgeschichte „Natsu no hana“

(Sommerblumen, 1949) schrieb, erlebte die Atombombe 1,2 km vom Zentrum der Explosion entfernt, und er konnte stromaufwärts im Fluß Kandagawa flüchten. Er schildert, was er erlebte: „Während ich flüchtete, glaubte ich nicht daran, daß auch nur jeder zweite überleben könnte. Sekundenlang schien es mir, als hätte ich den Sinn des Lebens begriffen. Ich war fest entschlossen, diese Erfahrung zu Papier zu bringen.“ Die Schriftstellerin Yôko Ôta, die ebenfalls Zeugin des Atombomben-Abwurfs war und die Kurzgeschichte „Shikabane no machi“ (Stadt der Leichen, 1951) schrieb, ging am Tag, nachdem die Bomben gefallen war, zur Erste-Hilfe-Station im örtlichen Krankenhaus. Auf ihrem Weg sah sie überall Leichen liegen, zur Linken, zur Rechten und mitten auf der Straße. Die Gesichter der Toten waren alle dem Krankenhaus zugewandt; einige lagen auf dem Bauch, einige auf dem Rücken, überall – und alle schauten zum Krankenhaus. Die Leichen sahen aus wie entstellte Gummipuppen. Bei ihrem Anblick brach Yôko Ôta in Tränen aus. In ihrer Vorstellung versuchte sie, diese toten Gestalten zu malen; ihre kleine Schwester fragte sie vorwurfsvoll: „Schwester, wie kannst du solche schrecklichen Dinge zeichnen?“ „Ich beobachte alles aus zwei Blickwinkeln – mit einem menschlichen Auge und mit dem beobachtenden Auge des Schriftstellers. Und an einem bestimmten Punkt muß ich dann das, was ich beobachte, aufschreiben, weil es die Pflicht eines Schriftstellers ist, die Ereignisse, deren Zeuge er ist, in literarischer Form festzuhalten.“ Der Dichter Sankichi Tôge war im Lagerraum eines Textilhauses, der zu einer Ersten-Hilfe-Station umgewandelt worden war, Zeuge des entsetzlichen Geschehens. Sankichi Tôge faßte seine Erfahrungen in einer Gedichtsammlung (1951) zusammen.

Die Bedrohung durch den Koreakrieg führte dazu, daß sich am 6. August 1951 die Menschen in Hiroshima versammelten, um für den Frieden zu demonstrieren. 500 Exemplare einer Gedichtsammlung wurden bei dieser Demonstration verteilt. Im September des gleichen Jahres fand in Berlin ein Friedensfestival statt, zu dem die gesammelten Gedichte aus Hiroshima geschickt wurden.

Die Atombombe zerstörte nicht nur die Körper der Menschen sondern auch ihren Verstand: Tamiki Hara zum Beispiel litt, nachdem die Bombe gefallen war, ständig unter Halluzinationen. Als dann Präsident Truman während des Korea-Krieges seine Erklärung über den Einsatz der Atombombe veröffentlichte, brachte sich Tamiki aus Angst vor einem neuen Atombomben-Abwurf durch einen Sprung von einer Eisenbahnbrücke um. Yôko Ôta schrieb ihr Werk unter dem ständigen Druck der Besatzerzensur; sie litt unter der psychischen Belastung, fuhr aber trotz ihrer neurotischen Verfassung und der akuten Magenkrämpfe fort aufzuschreiben, was sie gesehen hatte. Die Bevölkerung reagierte mit Furcht auf die Zensur der Besatzungstreitkräfte, die versuchten, die Atombombe zu einem Tabu-Thema zu machen. Das einzige, was man von den Leuten immer wieder erfahren konnte, war, „daß sie über die Grausamkeit der Atombombe nichts hören oder lesen wollen“. Der Haß der Menschen, den sie gegen die Atombombe hatten, begann sich gegen jene Schriftsteller zu wenden, die sich mit der Atombombe und ihren Folgen befaßten. Yôko Ôta wurde aus der Nationalen Schriftstellervereinigung ausgeschlossen, von den Massen wurde sie abgelehnt, ihr Geist verwirrte sich und schließlich scheiterte sie in ihrem Privatleben und als Schriftstellerin. Nur unter

psychischem Streß dieser Art konnten Autoren, die die Atombombe erlebt hatten, in ihrer Arbeit fortfahren. Viele von ihnen starben, ohne geistigen Frieden gefunden zu haben.

Im März 1952 wurden am Bikini-Atoll im Pazifik Experimente mit Wasserstoffbomben unternommen; Opfer dieser Experimente war die Mannschaft des Schiffes Fukuryû-maru Nr. 5, größtenteils japanische Fischer. Damit wurde dem japanischen Volk endgültig klar, wie unglaublich gefährlich Atom- und Wasserstoffbomben sind. Von diesem Zeitpunkt an begannen Schriftsteller, die selbst die Atombombe nicht erlebt hatten, Bücher über dieses Thema zu schreiben. So zum Beispiel Mitsuharu Inoue mit seinem „Chi no mure“ (Die Herden der Erde, 1963), Momo Iida mit „Amerika no eiyu“ (Der Held Amerikas, 1965), Yoshie Hotta mit „Shinpan“ (Das Urteil, 1963), Kenzaburo Ôe mit „Hiroshima Nôto“ (Notizen von Hiroshima, 1964), Masuji Ibuse mit „Kuroi Ame“ (Schwarzer Regen, 1966) und kürzlich Makoto Oda mit „Hiroshima“. Sie alle beschäftigen sich mit dem Innenleben eines Volkes, das von der Atombombe zerstört wurde, ihre Bücher sind eine Anklage gegen die Zivilisation, die diese Bombe hervorgebracht hat. Neben diesen Büchern haben die Werke von Schriftstellern wie Robert Jungk, der von den Nazis verfolgt wurde, und Günther Anders der vor dem Naziregime emigrieren mußte, „Heller als tausend Sonnen“ und „Der Mann auf der Brücke“, einen tiefen Eindruck beim japanischen Volk hinterlassen . . .

Während der vorhergegangenen großen Kriege, wie zum Beispiel dem japanisch-chinesischen, dem russisch-japanischen oder dem Krieg im Pazifik, war es immer Japan, das in andere Länder einfiel, Japan selbst aber war nie Kriegsschauplatz. Unsere Kinder und Verwandten starben weit entfernt in fremden Ländern. Mit dem Abwurf der Atombombe aber lernte das Volk den Tod „aus nächster Nähe“ kennen. Vor allem, als die Studenten mobilisiert wurden, für den Kaiser ihr Leben herzugeben, und als ihre Verwandten entdeckten, daß diese jungen Männer selbst dann noch dem Kaiser Loyalität schwören mußten, als sie zu Tode brannten, konnte die Verantwortung des Kaisers nicht mehr länger übersehen werden und man begann, Fragen zu stellen. Die Werke von Kyôko Hayashi, selbst ein Opfer der Bombe, die auf Nagasaki fiel, und Autor von „Matsuri no ba“ (Das Messegelände, 1975) und „Ame no furu machi“ (Die Stadt des Regens), die Bücher von Minako Gotô wie „Itamu Hochigatsu“ (Der schmerzbringende August, 1976) oder „Hiroshima junrei“ (Pilgerreise nach Hiroshima, 1982) von Kamezawa Miyuki, ebenfalls ein Opfer der Hiroshima-Bombe – überall wird Kritik am Kaiser geübt. Auch ich als Atombombenopfer betone, daß der Kaiser für das, was im Krieg geschehen ist, verantwortlich ist und habe dies in meiner Essaysammlung „Kaku, Tenno, Hibakusha“ (Atom, Kaiser und Atombombenopfer) deutlich gemacht.

Die Bedeutung einer Literatur über die Atombombe versteht sich von selbst in einem Land, das die Schrecken der Bombe erleben mußte – auch wenn die von der amerikanischen Besatzungsarmee verhängte Zensur noch lange nachwirkte. Die Autoren, die sich damals in ihren Arbeiten öffentlich mit Atomwaffen auseinandersetzten, verloren ihre bürgerlichen Rechte – erst seit kurzer Zeit wird ihre Arbeit anerkannt als Literatur, die sich mit der Bombe

befäßt. Erst in den sechziger Jahren begann man damit, ihre Texte auch an den Schulen für eine Erziehung zum Frieden zu verwenden. Kinder, die die Atombombe nicht mehr am eigenen Leibe erleben mußten, lernten durch diese unter die Haut gehenden Bücher etwas über die Grausamkeit dieser Waffen und zugleich, wie wertvoll das Leben ist und der Frieden.

Heute leben wir in einer Zeit, in der bereits die Existenz nuklearer Waffen eine ständige Bedrohung der Menschheit darstellt. Die Aufgabe der Literatur über die Atombombe und der Weltliteratur im allgemeinen ist die gleiche. Ich bin der Meinung, daß wir Schriftsteller bisher unsere Phantasie dazu benutzt haben, die wahre Natur unserer Zivilisation zu verschleiern und zu „schönen“. Was wir aber zu tun haben, ist, die tatsächlich vorhandene barbarische Grundlage dieses Zustandes aufzudecken und so dem Atomzeitalter ein Ende zu machen. (. . .)

Zum Schluß möchte ich mein erstes Gedicht, das ich nach dem Krieg geschrieben habe und das sich mit der Thematik der Atombombe auseinandersetzt, vortragen:

Umashimenkana Umashimenkana

Helft den Gebärenden

Es war eines Nachts in einem Ruinenkeller.
Die Atomverseuchten
drängten sich dort
im Dunkeln, denn es gab keine Kerzen mehr.
Es roch nach frischem Blut und Verwesung,
nach Menschendunst, der sich mischte
mit Schweißgestank und Gestöhn.
Seltsam drang da eine Stimme an aller Ohren:
„Hier wird ein Kind geboren werden!“
In diesem Keller, diesem Höllenschlund
lag gerade jetzt eine junge Frau in den Wehen,
in der Stockfinsternis, wo es kein Streichholz gab.
Was blieb da übrig, was war zu tun?
Jeder vergaß vor Besorgnis den eigenen Schmerz,
bis wieder eine Stimme zu hören war:
„Ich bin Hebamme, ich will helfen, so gut ich kann.“
Die da sprach, war selber sehr schwer verletzt
und hatte eben noch laut gestöhnt,
doch half sie am Grunde der düsteren Hölle
einem neuen Leben ans Licht.
Die Hebamme hielt nicht bis zur Dämmerung aus,
sie verblutete und starb.
Helft den Gebärenden!
Hilfe tut not,
auch um den Preis des eigenen Lebens.

Dieses Gedicht hatte ich am Ende des Grauenmonats August geschrieben. Zu dieser Zeit lagen überall in Hiroshima Leichen herum. Auch die Menschen, die nicht direkt unter dem Bombardement zu leiden hatten, starben nach und nach zahlreich an der radioaktiven Strahlung. Inmitten einer solchen Zeit wurde ein neues Leben geboren. Ich war fasziniert und mußte es niederschreiben.

Was bedeutet eigentlich die Geburt dieses neuen Lebens in dem dunklen Keller? Es war ein neues Hiroshima geboren worden, das nicht aufhören wollte, sich den Frieden auf der Welt zu wünschen. Es geschah am Ende eines fünfzehnjährigen Expansionskrieges, den der japanischen Imperialismus in Asien geführt hatte.

Was bedeutet eigentlich diese Hebamme, die blutbeschmiert starb, ohne daß sie die Morgendämmerung hätte erleben können?

Sie symbolisiert jene 200 000 Atombombentote, die sterben mußten, ohne den 15. August als ersten Friedenstag erleben zu können. Durch den Tod von 200 000 Atombombenopfern wurde ein neues Hiroshima geboren. Wir müssen, so hart und schwierig das auch sein mag, Hiroshima groß ziehen und eine Welt errichten, die friedlich ist und in der es weder Atomwaffen noch Kriege gibt.

Das Gedicht übersetzte Eva Schönfeldt, den Text des Vortrags Ernst Antoni (nach der englischen Fassung)

Mathi Paloheimo Traum

Versteckt in dem Raum zu ebener Erde wir alle, meine Frau
meine Kinder die ganze Nachbarschaft, vor dem Fenster bewegten sie sich wie
Schatten, ich drückte meine Kinder an mich,
wußte, bald wäre die Reihe an mir, jemand würde meinen Namen rufen, ich die
Kinder bei den Händen packen, und sie würden fragen: Vater, sind das
Soldaten, warum rufen die nach dir,
wir saßen gegen die weißgekalkte Wand gekauert
(weh euch, weil ihr weißgekalkten Gräbern gleicht),
feuchte Erde feuchte Hände meiner Kinder, plötzlich beugt meine Frau sich
vor, flüstert sie kommen, sie sind schon in der Straße, ich stehe auf, stürme
hinaus wie hundert Mann, kenne alle auf den Pritschen der Lkw, alle grauen
Bündel, für Särge vermessenen Gewehrhande,
ich renne ins Glied ohne Uniform, mit bloßen Füßen, nackt wie ein Nackter,
wo die Abzeichen, meine Frau rennt, sucht, sie weiß nicht, sie findet nicht, an
den Armen zieht man mich hinauf,
den Kopf auf den Knien sitze ich, der Wagen ruckt an, kleine Steine spritzen
unter den Rädern, meine Kinder, meine Kinder, ich zieh in den Krieg und weiß
nicht, ist er drinnen oder draußen,
plötzlich ist Sommer, Sonne tritt durch die Wolken, ich betrachte den
birkenumstandenen Hof wie ein Kind, bergab gleitet das alte Taxi, in Vaters
Schoß sitz ich, steh auf und schau durchs Heckfenster, das Scheunentor steht
offen

Aus dem Finnischen von Gerhardt Bauer

Wer die vielen Seiten meiner Autobiographie „Wenn es ans Leben geht“ aufschlägt, wird hart zu tragen, nichts zum Lachen haben, noch Poetisches finden, denn ein Dichter bin ich nicht. Fuhr zur Arbeit an diesem Buch wieder und noch einmal, weh und krank, nach Auschwitz, die tätowierte Nummer auf dem Arm, wunden Herzens, wo ich den Gelben Stern tragen mußte, wie mein Vater, der „ein anständiger Mensch“ genannt wurde, „auch wenn er Jude“ sei, was man mir heute ebenso zugesteht, „auch wenn ich Kommunist“ bin. Auch?! Also weiter gekennzeichnet für Freisprecher von Mördern meiner ach so deutschen Bürgerfamilie?! Und wohl kaum minder für Menachim Begins Unheilsstrategen, weil unsereiner *auch* mit den tapfersten israelischen Warnern fühlt, und leidet *auch* mit arabischen Eltern und Kindern?! Sah ich doch Züge um Züge Menschen vieler Rassen und Nationen längs der Todesrampe von Birkenau im Nichts entschwinden. Mit ihnen meine junge Frau, der letzte Blick ihrer Augen in meine gebrannt, als sie zur Gaskammer gekarrt wurde, ehe noch die von allen, ob Christ, Jude, Atheist, Kämpfer oder Märtyrer, herbeigesehnte Befreiung sich ankündete. Aus Kanonenschlünden unter Sowjetfahnen. Heiß begrüßt selbst von manchem, der sie nie gemocht. Umschlungen von Menschen aus ganz Europa, deren Angehörige qualvoll dahinstarben, wie letzte Überlebende von Hiroshima noch heute . . . Grad dort, wo die Schienen plötzlich enden, sah ich's. Wissend, welche „Endlösung“ im nuklearen Schoße keimt, und daß gegen solch unbegrenzbar Ungeheuerliches – käme es je zum Erstschlagszündens – sogar diese gigantische Mordfabrik wie ein idyllischer Dorfkirchhof anmuten würde. In furchtbarer Beklommenheit stand ich unterm alten Auschwitz-Tor. Hörte ferne Stimmen eiskalt errechnen, ob es wirklich sechs, vier oder *nur* drei Millionen „Lebensunwerte“ oder gar *nur* ein paar tausend und womöglich gar keine Vergastem gegeben. Dachte an ähnlich unberührte Gutachter, die, statt Krematoriumskapazitäten, nunmehr saubere, „*nur* Menschen“ vernichtende Neutronenbomben summieren und immer neue Raketen anpreisen, als reichten die bereits aufgehäuften nicht fürs mehrmalige Ende der Menschheit. „Nigdy wiesci Oswiescimia!“ hatten wir einst geschworen. Gespenstisch, wieder am Höllentor zu stehen. Als einer, der ohnehin zu den Letzten gehört, die bald abtreten, schneller als ihre einstigen Widersacher. Ein „einäugiger“ Narr für manche, die damals gänzlich blind waren; kann er eben nicht vergessen, wer die schwersten Blutopfer im grausamsten aller Kriege brachte, wer nach dem ersten, Menschen und Städte in Minuten zerstrahlenden Atomblitz vorschnell Triumphierende zur Umkehr, zu völliger Ächtung mahnte, und wie damals so heute. Glaubt in diesem Sinn für jene zu schreiben, die nicht mehr schreiben noch sprechen können, deren Leiber kein Grab birgt, Asche wurden, verweht, verschwemmt in Tümpeln und Flüssen . . . Ja, sag ich, der selbst viele Tode gestorben ist, könnten diejenigen, deren Fühlen ich aus ihren letzten Lebenssekunden kenne, könnten sie noch einmal aufstehen, sie gingen inmitten des Stroms von Millionen Menschen, die trotz krassem Für und Gegen, in schmerzlichsten Zwistigkeiten, quälendsten Umbrüchen die simple Wahrheit lernten, daß sie auf einer Erde miteinander

leben müssen und selbst den grimmigsten Streit nur noch im Frieden austragen können, wollen sie diesmal nicht alle zugrunde gehen, schlimmer als jene jungen Hunderttausende, die mit der heute abermals hochgerüsteten Mär von der Bedrohung aus dem Osten bis in die Massengräber von Stalingrad getrieben wurden.

„Wollt ihr den totalen Krieg?“ hörte ich's einst schreien und schrieb in Ängsten dagegen an. Mit neunzehn Jahren von Deutschen und sogenannten Fremdarbeitern – Franzosen, Polen, Russen, Tschechen – zum Widerstehen ermutigt, brach ich dennoch auf der Auschwitzer Blutstraße zusammen. Hungernd im Seuchenfieber, verzweifelt an meine Gefährten geklammert und von ihnen gerettet, erahnte ich erst in der Bitternis der Selektionsnächte: Entkommst du noch einmal den Flammen, wirst du trotzdem weiterbrennen. Mit wenigen oder vielen, die zumindest achten, was Männer und Frauen verschiedenster Sprachen und Bekenntnisse in der Finsternis der Ausrottungsstätten schon aus Selbsterhaltungstrieb beweisen mußten: Zusammenhalt um des einen wichtigsten Zieles willen! Wofür sonst hatten sich die Widerstrebenden verbündet? Wozu hatten ihre Völker die barbarischen Angreifer verurteilt und niedergelassen? Doch nicht, daß sich wieder Berge Verhungerten türmen, doch nicht fürs Kommen kalter und heißer Kriege, die, gerecht oder ungerecht, jedermann nur in tiefstes Elend stürzen können. Und wie die gemarterten Väter und Mütter an der Auschwitzer Rampe um ihre Lieben, so bangten in den Ruinenstädten Europas arme Schuldlose ums Leben ihrer Kinder und Enkel. Und atmeten auf und weinten, jubelten, als sich Russen und Amerikaner an den Ufern der Elbe die Hände reichten. Auch dies Bild sah ich vor mir bei meinem schweren Gang über die eingesunkenen Geleise. Seit notvollem Anbeginn gehört's mit zum Bewahrenswürdigsten meines Zuhauses, des Landes, aus dem ich komme. Zum Testament der Antifaschisten aller Kontinente. Und so auch jenes Gedicht, das ich las beim Abschied von den Aschefeldern, ein Übriggebliebener, der seine armen Worte mit den mächtigen Versen Pablo Nerudas zu vereinen wagt:

Ich bezeuge!

Ich war

dort

und litt und halte

mein Zeugnis aufrecht,

sollte es auch niemanden geben,

der sich erinnert,

ich

bin's, der erinnert,

auch wenn keine Augen mehr auf Erden sind,

ich werde weiterhin sehen

und niedergeschrieben wird bleiben hier

jenes Blut,

jene Liebe wird hier weiterglühn,

es gibt kein Vergessen, meine Herren und Damen,

und durch meinen versehrten Mund

weetersingen werden jene Münder!

Alexander Tschakowski

Lassen Sie mich zuallererst meinen Dank ausdrücken an die Organisatoren dieser Internationalen Literaturtage in der Bundesrepublik Deutschland. Zu keiner Zeit, seit die Kanonen des Zweiten Weltkrieges verstummten, waren Kongresse mit ähnlichen Themen wie die hier und heute diskutierten dringender. Denn während wir uns hier mit der Absicht versammeln, den Frieden auf Erden zu bewahren, erörtern andere Leute – Zivile wie Militärs –, wie sie ihre Bewaffnung erhöhen können. Sie suchen nach Wegen und Mitteln, um die Waffen derart weiterzuentwickeln, daß jedes menschliche Wesen nicht nur zwölfmal – das ist die jetzige Kapazität – sondern vielleicht zwanzigfach getötet werden kann.

Das bringt mich zum Thema dieser Veranstaltung: Die „Grenzen und Möglichkeiten“ des Schriftstellers, oder, einfacher ausgedrückt: Was kann der Schriftsteller tun, um einen weiteren, atomaren Krieg zu verhindern?

Oberflächlich gesehen, so scheint die Geschichte zu verraten, sind Bücher, auch geniale, unfähig, einen Krieg zu verhindern. Obwohl z. B. die antifaschistische und antimilitaristische Bewegung vor dem Zweiten Weltkrieg extrem stark war, so konnte sie doch nicht verhindern, daß der Krieg über fünfzig Millionen Menschenleben dahinraffte. Weder Romain Rolland noch Henri Barbusse konnten den Krieg aufhalten, auch nicht Thomas oder Heinrich Mann, Lion Feuchtwanger, Louis Aragon, Martin Andersen-Nexo. Es scheint, als werde die Literatur von der Geschichte übergangen. Aber wird sie das wirklich? Wir, die sowjetischen Schriftsteller, sagen den Pessimisten: Es stimmt schon, wir haben den Ausbruch des Zweiten Weltkrieges nicht verhindern können. Aber: Wir, die antifaschistischen Schriftsteller, haben doch den Mut derer aufrechterhalten, die die Zivilisation verteidigten, gerade weil wir den Frieden konsequent unterstützt haben. Wir haben erfolgreich die Völker und Armeen, die sich gegen Hitler zusammentaten, in ihrem Glauben an die gerechte Sache bestärkt. Unsere Bücher haben gekämpft, und sie haben einen erheblichen Beitrag zum Sieg erbracht.

Ich wage aber zu behaupten: die zeitgenössische Weltliteratur hätte noch eine gewisse Gedankenträgheit zu überwinden, um sich der Tatsache völlig bewußt zu werden, daß vor zwanzig oder dreißig Jahren die Menschheit in eine völlig neue Ära eintrat.

Es ist schwer wahrzunehmen, aber es ist so: Früher war der Krieg eine Begleiterscheinung – eine traurige! – der Sozialentwicklung. Von den letzten fünfeinhalbtausend Jahren waren nur zweihundertneunzig ohne Kriege – gemäß dem Schweizer Wissenschaftler Jean Jacques Bebel. Heutzutage ist der Krieg etwas anderes: Ein Instrument der totalen Selbstzerstörung der Menschheit.

Dieses Problem hat einen politischen Aspekt, auf den ich gleich noch kommen werde, und einen psychologischen, der – was in der Natur der Schriftstellerei liegt – verständlicherweise erst einmal für den Schriftsteller selbst wichtig ist. In der modernen Welt sind diese beiden Aspekte untrennbar miteinander verbunden. Ein Schriftsteller kann gar nicht anders als daran zu denken, was wir, die Männer und Frauen dieses Jahrhunderts, zurücklassen, wenn wir

einmal nicht mehr da sind: Wird es ein Colosseum sein, wenn auch halb verfallen, oder werden es Berge aus Menschenknochen sein oder Halden rostiger Atomsprengköpfe?

Die Bemühungen um Frieden sind auch die Bemühungen, die Errungenschaften der menschlichen Zivilisation zu erhalten und weiterzuentwickeln. Literatur kann nicht überleben, wenn sie sich nicht der neuen Realitäten bewußt ist, wenn sie nicht den Leuten diese Realitäten bewußt macht. Wenn die Literatur von der Zeit herausgefordert wird (und ich glaube, daß das geschehen wird, wie es in der Vergangenheit geschehen ist), wird sie weiterexistieren in den kommenden Jahrhunderten und sie wird den Erfolg der Sache garantieren, für die wir heute alle arbeiten, der Sache des Friedens.

Vor einem Jahr las ich einen kurzen Roman, der mich tief beeindruckte und ich bin erfreut, daß er in Kürze ins Russische übersetzt werden wird: Das letzte Buch von Graham Greene „Doctor Fischer of Geneva, or the Bomb Party“. Warum erinnere ich mich gerade an dieses Buch? Weil ich der festen Überzeugung bin, daß es für die Sache des Friedens geschrieben wurde. Ich bin davon überzeugt, daß jedes aufrichtige Buch für den Frieden arbeitet. Es könnte ja gar nicht anders sein, weil das Wertsystem eines jeden talentierten Schriftstellers auf Humanismus, Liebe und Respekt vor dem Leben der Menschen basiert, nicht auf dem des Todes.

Heutzutage hat die ganze Menschheit eine „Bombenparty“, um bei der Metapher zu bleiben. Wir werden dazu gezwungen von internationalen Doktor Fischers. Aber wir ziehen nicht unser Schicksal wie ein Los aus einer Schachtel mit vor Angst geschlossenen Augen. Wir sind uns voll bewußt, daß, wenn die Bombe losgehen sollte, es keine Gewinner geben wird. Die großen Schriftsteller der zwanziger und dreißiger Jahre hatten wenigstens den Trost, daß ihre Bücher aktiv den Faschismus bekämpften. Solch ein Trost würde uns, den Schriftstellern der achtziger Jahre, verwehrt sein. Wenn die Menschheit den Krieg nicht verhindert, dann wird es niemanden mehr geben, der unsere Bücher noch liest, so gut sie auch sein mögen. Das bedeutet, daß wir alle wesentlich aktiver sein müssen, ob wir nun die Öffentlichkeit direkt ansprechen oder zu Hause in Ruhe am Schreibtisch sitzen.

Sie alle wissen, daß heutzutage die Öffentlichkeit ständig dem Bombardement der Medien ausgesetzt ist. Wenn man sich bewußt wird, daß es unter den Besitzern dieser Medien einige gibt, die machthungrige Befürworter eines neuen Krieges sind oder auch Waffenhersteller, ist es dann ein Wunder, daß so viele Leute unter den Einfluß von Falschinformationen über den tatsächlichen Stand der Dinge in der Welt geraten?

Von uns aus gesehen wäre es Hochnäsigkeit, wenn wir das alles mit Abstand betrachten, wenn wir das als rein politische Fragen abtun würden. Können wir es uns leisten, die Konsequenzen zu diskutieren, die Gründe aber zu ignorieren? Nein, das würde unausweichlich einen Graben ziehen zwischen uns und den Völkern dieser Erde.

Die Gefahr eines Krieges ist keineswegs eine Vorstellung, die sich nur auf die geistigen Bereiche beschränkt. Für uns, die sowjetischen Schriftsteller, materialisiert sie sich auch in fünfzehnhundert Militärbasen und anderen Einrichtungen, mit denen die USA und die NATO-Länder unser Heimatland

umschlossen haben. Für uns manifestiert sich diese Kriegsgefahr in der Entscheidung der USA und der Nato, von 1983 an Hunderte von neuen „eurostrategischen“ Raketen in Westeuropa zu stationieren. Und am allerwichtigsten: Die Vereinigten Staaten haben halsstarrig und fortwährend jede Friedensinitiative unseres Landes zurückgewiesen, bis hin zur Erklärung von Breschnew, daß die UdSSR nie einen nuklearen Erstschlag führen wird. Gleichzeitig beinhalten unsere Initiativen die Hauptaspekte des Problembereiches Bewaffnung – von den konventionellen bis zu den neuesten strategischen Waffen. Wir würden die Erklärung Europas zur nuklearfreien Zone begrüßen, eine Zone frei von taktischen Schlachtfeld- und Mittelstreckenwaffen. Das ist unsere „Null-Option“, eine, die nicht eine falsche, sondern eine echte Lösung dieses lebenswichtigen Problems bietet. Europa sollte frei sein von Nuklearwaffen!

Ich weiß, daß viele Leute die Vereinigten Staaten und die Sowjetunion gleichermaßen für das Rüstungswettrennen verantwortlich machen. Der Schriftsteller aber kann sich nicht darauf beschränken; einfach den berühmten Satz: „Pest und Verderbnis diesen beiden Häusern!“ zu paraphrasieren. Muß er sich nicht die folgenden Fragen stellen: Wer war der erste, der die Atombombe gebaut und benutzt hat, die Sowjetunion oder die Vereinigten Staaten? Wer zog ein Projekt mit dem Codenamen „Dropshot“ auf und plante, die Sowjetunion atomar zu bombardieren? Wer führte zugleich zwei Kriege, einen auf der koreanischen Halbinsel und den anderen in Indochina? Wer mischte sich mit bewaffneten Interventionen im Libanon und in der Dominikanischen Republik ein? Wer unterstützt gerade jetzt die tollwütige Junta in El Salvador? Wer will die Geschichte in Nicaragua zurückdrehen? Was sagen die Vertreter des „Pest – und – Verderbnis – diesen beiden – Häusern“ dazu? Werden sie wieder einmal auf unseren Schutz der Revolution in Afghanistan hinweisen und auf die sogenannte sowjetische Gefahr? Nun denn – wenn sie wollen, sind wir auf eine ausführliche Diskussion vorbereitet. Lassen Sie mich in diesem Zusammenhang nur eine Zeugenaussage anführen. Sie stammt von dem amerikanischen Senator Moynihan, der wohl kaum als kommunistischer Sympathisant bezeichnet werden kann. Letzten April sagte der Senator, daß kein Präsident, der über die nuklearen Arsenale auf beiden Seiten informiert sei, daraus schließen könne, daß es eine russische Überlegenheit gäbe, weil es eine solche Überlegenheit einfach nicht gibt. Und Moynihan betonte, daß er als Vorsitzender des Geheimdienstausschusses des Senates Information, so fuhr er fort, ist keineswegs ein Geheimnis, sondern jedermann zugänglich.

Warum erzähle ich Ihnen alles das, meine Damen und Herren? Um Polemik zu provozieren? Nein, davon bin ich weit entfernt. Es hat keinen Sinn, den Krieg nur zu verfluchen. Man muß genau wissen, was ihn hervorrufen kann. Wir sollten die Trägheit der Gedanken abschütteln und uns dem Problem eines möglichen neuen Krieges auf einem ganz neuen Weg nähern.

Im Zweiten Weltkrieg, wie auch in tausend früheren Kriegen, war das Ziel der Sieg des einen über den anderen. Ein Schriftsteller, und damit jeder Denkende, hatte die Wahl. In Übereinstimmung mit seiner politischen Überzeu-

gung widmete er seinen Geist und seine Schriften demjenigen, den er gewinnen sehen wollte.

Aber es wäre ein furchtbarer Fehler, so zu denken und zu handeln wie früher. Denn es würde keinen Sieg geben. Deshalb müssen wir nicht nur unsere Anstrengungen gegen einen neuen Krieg verdoppeln, wir müssen uns auf dieser gemeinsamen Grundlage, die „Frieden“ heißt, vereinen. Dies ist ein kategorischer Imperativ. Wir können uns vereinen – trotz all unserer Unterschiede, die letztendlich unausweichlich sind, und ohne die eine moderne Existenz unmöglich ist. Wir müssen uns vereinen im Namen des Lebens und der Freundschaft zwischen den Völkern – so wie in Sofia während des internationalen Schriftstellertreffens, so wie in Berlin und Den Haag und wie – so hoffe ich – in Köln.

Vereinen wir uns für den Frieden, Freunde. Für unseren teuersten Besitz: Leben!

Ngugi wa Thiong'o

Es gibt bestimmte Bilder aus der Literatur, oft aus der Kinderliteratur, die lange in Erinnerung bleiben. Z. B. hat mich die Begegnung von Sindbad mit dem Alten vom Meere schon immer verfolgt. Sie kennen die Geschichte:

Sindbad hat Mitleid mit einem alten Mann, der einen Fluß nicht überqueren kann, und trägt ihn auf seinem Rücken hinüber. Der alte Mann weigert sich abzusteigen und gräbt seine langen Nägel noch tiefer in Sindbad hinein. Der Seefahrer wird dünn und schwach, der alte Mann dagegen fett und bequem. Bei Sonne und Regen trägt und ernährt Sindbad den Alten.

Ich wurde in einer kolonialen Situation geboren. Ich glaube, daß das Bild des alten Mannes, der wie ein Parasit von Sindbad lebte, eine bestimmte Wirklichkeit widerspiegelt, die ich damals nicht genau verstand.

Jetzt verstehe ich es. Sindbad kommt aus der unterentwickelten Welt, höflich die sich entwickelnde oder auch Dritte Welt genannt. Der Alte vom Meer könnte irgendwoher kommen – Europa, Amerika oder Japan – aber seine zeitgenössische Herkunft sind die Vereinigten Staaten von Amerika, mit dem atom-bewaffneten Reagan als Präsidenten und Weltführer aller Kinder des Alten vom Meere.

Kann es jemals Frieden zwischen den beiden geben, solange der alte Mann blutgierig seine Nägel tief in die Adern des anderen gräbt?

Die Frage ist unabweisbar, und es gibt keinen zeitgenössischen Schriftsteller aus der Dritten Welt, der es sich leisten kann, gegenüber dieser und anderen Fragen zu Krieg und Frieden gleichgültig zu sein. Sein geschichtliches Gedächtnis müßte sehr kurz sein, wenn er sich nicht an die letzten zwei Weltkriege erinnern könnte, die Tausende von Menschen der Dritten Welt in ein Meer von Blut mit der Aufschrift: „Made in Europe“ hineinzerrten. Die zwei Kriege wurden weitgehend geführt, um zu bestimmen, welche europäische Macht den Löwenanteil der Bodenschätze Afrikas und Asiens bekommen sollte. Die Kriege wurden geführt, um zu sehen, welcher Räuber das Recht erhalten sollte, Asien und Afrika in Frieden auszubeuten; die Völker der Dritten Welt

waren Objekte und Subjekte von Kriegen, über deren Ursprung, Verlauf und Folgen sie nicht zu bestimmen hatten. Denn zu dieser Zeit war die Mehrzahl der asiatischen und afrikanischen Länder kolonialisiert, d. h. unter direkter ökonomischer Ausbeutung, politischer Unterdrückung und kultureller Vorherrschaft Europas.

Heute ist die Situation kaum anders. Trotz formaler Unabhängigkeit stehen die meisten asiatischen, afrikanischen und südamerikanischen Länder immer noch unter fremder ökonomischer, politischer und kultureller Herrschaft. Es gibt auch keinen Zweifel daran, daß im 3. Weltkrieg um die Kontrolle der Bodenschätze der Dritten Welt gekämpft werden wird; es ist kein Zufall, daß die Unruheherde der Welt – Südkorea, Südafrika, der Mittlere Osten, die Falklands/Malvinen, um nur ein paar zu nennen – meist innerhalb Asiens, Afrikas und Südamerikas liegen.

Welchen Einfluß hat diese Herrschaft auf die Sindbaads der Entwicklungsländer? Auf internationaler Ebene plündern die imperialistischen Nationen weiterhin die Länder, die sie beherrschen. Sie werden dick, während ihre Opfer immer dünner werden. Die ökonomische Kluft zwischen ihnen wird größer und größer. Entwicklungsländer haben keine unabhängigen nationalen Ökonomien entwickelt. Stattdessen sind sie ökonomische Satelliten der imperialistischen Nationen geworden. Diese ökonomischen Satelliten sind allmählich auch politisch abhängig geworden.

Manche Länder, wie Kenia und Südkorea, haben ihr Gebiet zur militärischen Nutzung an Amerika abgegeben. Durch diese Abgabe haben sie die gesamte Bevölkerung in die Schußlinie jeder atomaren Konfrontation gebracht, in die die USA verwickelt werden könnten. Trotzdem haben diese Länder, die ihre gesamte Bevölkerung an die USA verkauften – die Menschen werden zur Verteidigung der USA sterben – nicht den geringsten Einfluß auf die Politik der USA. Wer auch immer im Weißen Haus ist, dessen Launen werden sie sich fügen müssen. Kulturell werden diese Länder zu lächerlichen Nachahmungen der ausbeutenden Nationen: Prostitution wird z. B. zur nationalen Industrie: Tourismus genannt. Das Militärpersonal der USA muß sein Vergnügen haben, und diese Satellitenstaaten haben praktisch ihre Frauenbevölkerung auf den Markt für Ausländer gebracht, gegen Dollar, Sterling, Franc, Mark oder Yen. Intern, d. h. innerhalb der Nation, besitzt eine ökonomisch korrupte Regierung die Macht. Diese Clique wird vom Händedruck der imperialistischen Nationen – den sie für ihre Dienste als Vermittler während des stetigen Abtransportes von Werten bekommt – immer reicher.

Verarmung der Land- und Arbeiterbevölkerung wird zum Kennzeichen der Nation. Hunger, Krankheit und Unwissenheit werden chronisch. Politisch sondert sich das herrschende Regime immer mehr von der Bevölkerung ab. Es kann seine Macht nur durch das Gefangenhalten und Töten demokratischer Gegner halten; durch Erklärung zum Einparteienstaat; durch die erbarmungslose Unterdrückung jeder abweichenden demokratischen Meinung; und durch militärische Terrorisierung der gesamten Bevölkerung. Kulturell sehen die herrschenden Regimes dieser Satelliten ihren Grundsatz darin, rückständige, feudale Traditionen zu erhalten, die den Aberglauben unterstützen, oder aber jegliche progressive, populärkulturelle Äußerung zu unterdrücken, bis zur

tatsächlichen Verbrennung volksnaher Kulturzentren und Initiativen.

Die Menschen der Dritten Welt werden also zweifach ausgebeutet und unterdrückt: Sie müssen sowohl ihre herrschenden Klassen zu Hause als auch die imperialistischen herrschenden Klassen ernähren, kleiden und unterbringen. Der Kolonialstaat ist zum Neokolonialstaat geworden, aber die gleichen Methoden der Herrschaft und Unterdrückung dauern an.

Und bevor Sie aus den herrschenden Ländern selbstzufrieden werden, sollten Sie daran denken, daß neokoloniale Verhältnisse sich auch innerhalb von Staaten entwickeln können, die selber einmal Kolonialmächte waren. Ein gutes Beispiel ist, wie Westeuropa allmählich zu einem wirklichen Satelliten der USA wird, wie Ihre gesamte Bevölkerung in den Dienst der schießwütigen Obrigkeit in Washington gestellt wird.

Es gibt mindestens drei Ansichten zu einem möglichen Frieden in bezug auf Sindbad und den alten Mann, in bezug auf Ausbeuter und Ausgebeutete, Unterdrücker und Unterdrückte, Herrscher und Beherrschte.

Die konservative Ansicht: Frieden durch Erhaltung des Status quo. Dieser „Friede“ beruht auf Sklaverei und ist nur „Friede“ für die unterdrückende Klasse oder Nation. Es ist der Friede oder die Stabilität zwischen Reiter und Pferd, und ich nehme nicht an, daß es die Art von Frieden ist, den diese Konferenz befürwortet. Aber es ist die Position der USA, und daher unterstützt z. B. das Reagan-Regime alle brutal herrschenden Regimes der Welt – siehe Südafrika. Die liberale Position wurde am besten von Tolstoi zusammengefaßt. Er sprach auch von einem Mann auf dem Rücken eines anderen, der vehement beteuerte, er würde alles in seiner Macht stehende tun, um das Leben seines Opfers zu verbessern – alles, außer von seinem Rücken abzusteigen. Die Befürworter der Entwicklungshilfe in den gebenden Ländern gehören zu dieser Kategorie. Die Grundfrage ist nicht die der Hilfe an Entwicklungsländer, sondern die, von deren Rücken zu steigen, damit sie eine nationale Ökonomie – und damit Kultur – entwickeln können. Es gibt natürlich auch die radikale Ansicht: Diese verlangt eine totale Transformation des Systems der Ungleichheit und Unterdrückung innerhalb eines jeden Landes und zwischen den Staaten. Zumindest würde dies eine unbeugsame Opposition zum Imperialismus zur Folge haben, der jetzt sowohl die Ursache für die interne Ungleichheit der Dritten Welt ist, als auch Ursache für die Ungleichheit zwischen Dritte-Welt-Staaten insgesamt und den von den USA geführten imperialistischen Staaten.

Ich glaube nicht, daß Frieden in einer vom Imperialismus beherrschten Welt möglich ist. Länder, die für ihre Unabhängigkeit kämpfen, wie Südafrika, Namibia und Palästina, und Nationen, die für ihre Befreiung von fremder Herrschaft kämpfen, sind meist Länder der Dritten Welt. Menschen, die für die revolutionäre Umwandlung ihres Lebens kämpfen, haben keine andere Wahl: Ihnen muß jedes Mittel recht sein, um Veränderungen herbeizuführen. Sie sollten von all denen unterstützt werden, die Frieden als soziale Bedingung einer wirklich humanen Gemeinschaft sehen.

Ich kann mich nicht erinnern, wie Sindbad aus seiner verzwickten Lage herauskam. Ich glaube, er brachte es fertig, dem Alten vom Meere ein berauschendes Getränk zu geben, und dieser rutschte ihm dann einfach vom

Rücken. Aber wäre die Lösung so einfach gewesen, wenn der alte Mann mit Atomwaffen ausgerüstet gewesen wäre? Vermutlich nicht, aber die Notwendigkeit, zu kämpfen und den alten Mann abzuschütteln, wäre durch das Wissen von der vernichtenden Macht des Unterdrückers nicht verringert worden. Die Literatur versorgt uns mit Bildern aus der Welt, in der wir leben. Sie beeinflussen unser Bewußtsein so, daß wir die Welt in einer bestimmten Weise betrachten. Unsere Tendenz zur Aktivität oder Passivität, beziehungsweise zu einer bestimmten Art von Aktion oder Untätigkeit, kann sehr stark von der Weise, in der wir die Welt betrachten, beeinflußt werden. Für den Frieden schreiben, sollte zumindest heißen, das menschliche Bewußtsein zu einem unbeugsamen Haß gegenüber allen ausbeutenden, parasitären Beziehungen zwischen Nationen und Völkern zu steigern. In unserer heutigen Welt würde dies einen Haß auf den Imperialismus bedeuten, der derzeit von den USA angeführt wird. „Geht runter von unserem Rücken“ – das sollte heute der einstimmige Ruf aller Friedenskräfte der Welt sein. Wir müssen alle für eine Welt kämpfen, in der meine Sauberkeit nicht vom Schmutz des anderen abhängt, meine Gesundheit nicht von seiner Krankheit, mein Glück nicht von seinem Leid.

Gaoussou Diawara Ich liebe nicht die Feste

Ich liebe nicht die Feste.
Ich liebe nicht die Jahrestage.
Zu viele Tränen fließen über die Wangen,
und zu wenige Hände trocknen sie.

Ich liebe nicht die Feste.
Ich liebe nicht die Jahrestage.
Mein Volk steht im Kampf mit dem Schicksal.

Ich liebe nicht die Feste.
Ich liebe nicht die Jahrestage.
Bis zu dem Tag,
an dem der Mensch sich im Menschen erkennt.

Wann wird der Mensch sich im Menschen erkennen,
in den Tagen der Aussaat und der Ernte?
Wenn dieser Tag anbricht,
werde ich kommen zum Freudenfest.
Bis dahin, meine Brüder,
liebe ich nicht die Feste,
liebe ich nicht die Jahrestage.

Ich möchte einige persönliche Erlebnisse mitteilen, wo ich Direktinformationen bekommen habe. Leider kann ich da nicht mit meiner wirklichen Identität als Schriftsteller vorgehen. Ich muß da leider also wieder mal zu verdeckten Methoden greifen, weil ich sonst keine aufrichtigen Antworten bekommen könnte: es betrifft den Militärbereich, unsere Armee, die Bundeswehr. Und es ist fast wie in Diktaturen: die Uniform allein verschafft den Zugang. Es sind verschiedene jüngere Offiziere, auch einige ältere, mit denen ich zu tun hatte und die mir zum Teil, da sie glaubten, ich wäre einer der ihren, doch unverstellt Auskunft gaben. Das Erschreckende war: es sind hier keine kriegslüsternen Faschisten, es sind auch keine erklärten Demokratie-Feinde, es sind pure Befehlsempfänger, die glauben, nichts als ihre Pflicht zu tun, und die einem auch offen sagen, daß sie jeden Befehl – egal, welchen – ausführen, wenn sie ihn erhalten. Ich habe jetzt genauere Informationen bekommen, und zwar war das einhellig. Wenn hier im nächsten Jahr, Herbst 83, Pershing II von den Amerikanern in unserem Land installiert wird, dann haben sie bereits Sandkasten-Spiele durchgeführt und sind der Auffassung, daß mit großer Wahrscheinlichkeit – einige sprechen von bis zu 80%iger Wahrscheinlichkeit – das einen Atomkrieg auslösen würde, und zwar mit der Begründung, daß die Sandkasten-Spiele ergeben haben, daß hier eine Kuba-Situation mit umgekehrten Vorzeichen stattfände und von daher diese Waffen einfach zum Einsatz kommen müßten. Sie beruhigen sich damit oder spielen es durch, daß es wahrscheinlich doch ein begrenzter europäischer Atomkonflikt sei. Das ist kein Trost für uns. Daß das überhaupt schon einkalkuliert wird, daß sie sich schon damit abfinden, ich finde, das zeigt, daß es fast schon zu spät ist. Eine Äußerung, die mich auch beschäftigt: Ein etwa 50jähriger Offizier im Majorsrang hat mir auf die Frage geantwortet, was für ihn Frieden bedeutet? Er sagte wörtlich: „Wenn wir unsere Feinde besiegt haben.“ Ich finde, solange überhaupt noch solche Feindbilder in ihren Hirnen herumspuken, ist die Kriegsgefahr ganz akut, ist sie sehr bedrohlich. Ein jüngerer Pilot erzählte, daß er sein Kriegsziel, eine Stadt in der Sowjetunion westlich des Urals, regelmäßig simulierend anfliegt, d. h. er fliegt dann nach Sardinien – das ist etwa die gleiche Entfernung – und wirft seine Bombenattrappen ab. Er hat sich voll darauf eingestellt. Er macht diese Flüge – ich hab ihn in lange Gespräche verwickelt und er wird nicht daran irre, sondern er sagt, das ist sein Job, das ist sein Auftrag. Das heißt, es sind hier Technokraten am Werk, wieder einmal, in bewährter Tradition, mit ihrer Befehls- und Gehorsamsmentalität und ihrem Mangel an Phantasie. Das ist ein enormer Phantasiemangel, der sich da breitmacht, sie können sich eine endgültig friedliche Welt überhaupt nicht vorstellen, sie glauben, sie können den „Ernstfall“ hinauszögern, hinauschieben. Aber sie richten sich letztlich darauf ein. Das heißt, nach ihrer Vorstellung würde die Front dann mitten durch Europa verlaufen, es würde weder Sieger noch Besiegte geben und es bedeutete dann die endgültige Kapitulation der Vernunft, Humanität und der menschlichen Zivilisation. Ich will für uns daraus nur die Schlußfolgerung ziehen: Wir haben wahrscheinlich nicht mehr sehr viel Zeit zu verlieren. Solange die Kriegsgefahr so akut und

bedrohlich ist, darf das Thema Frieden nicht eins unter anderen sein, das gerade auch einmal modisch an der Reihe ist und wieder abgehakt wird. Es sollte unser zentrales Thema werden. Hier ist manchmal angeklungen, daß wir ja unsere Politiker hätten, daß wir sie sogar hier vermissen, daß hier Militärexperten fehlen oder Politiker. Mich beruhigt das, daß sie hier nicht das Wort führen, nämlich da hätten wir gar nichts zu erwarten. Sie sind – so erleben wir es doch ständig – nur noch die Erfüllungsgehilfen von Sachzwängen, das geben sie doch offen zu, sie sprechen auch von ihrem „Geschäft“, das oft noch mit dem Unterton vom „schmutzigen Geschäft“, und sie hangeln sich doch nur von Legislatur- zu Legislaturperiode und sind bereit, fast jeden Kompromiß einzugehen. Ihre Worte sind hohl und schal geworden. Sie empfinden sie auch gar nicht mehr selbst. Sie haben ihre Ghostwriter, die vielleicht wiederum die ihren. Es ist so, daß sie zum Teil die Rede, die Worte ja nur noch führen, um ihre wirklichen Absichten zu verbergen oder zumindest die komplizierteren zwangsläufigen Mechanismen nicht durchblicken zu lassen. Von daher sind wir – und diese Aufgabe sollten wir uns viel stärker bewußt machen als angeklungen ist – wir sind vielleicht das letzte demokratische Frühwarnsystem, das noch in der Lage ist, diese Gefahr bewußt zu machen, in die Köpfe zu bringen. Wir haben die Möglichkeit hier, Grenzen zu überschreiten, Mauern zu durchbrechen. Es sind hochinfektiöse Mittel, mit denen wir arbeiten. Und auch, wenn wir es nicht von heute auf morgen als Wirkung, als Resultat erleben, können wir uns darauf verlassen, daß in der Vergangenheit es ja auch immer einzelne waren mit einer schwachen Stimme, die irgendwann durchgedrungen sind und die Geschichte beeinflußt haben, sowohl zu positiven wie auch zu negativen Veränderungen hin. Wenn man sich mit allem abfindet und sagt, man kann nichts machen, dann ist das auch eine politische Haltung, dann hat man resigniert und hat letztlich den Lauf der Geschichte denen überlassen, die nichts mehr entgegenzusetzen haben.

Ich finde, es sind immer noch große weiße Flecken in der Landschaft unserer Literatur: Wer hat die Möglichkeit, in solchen Geheimbereichen sich umzusehen, wer gehört dazu? Diese Apparate werden doch in der Regel überdurchschnittlich oder fast ausschließlich von denen ausgefüllt, die alles andere als Demokratie im Kopf haben, die eigentlich da nur einen guten Job darin sehen oder oft sogar noch ihren Sadismen oder Ausmerzungsphantasien insgeheim freien Lauf lassen können; oder es sind eben phantasielose, sehr verkümmerte Menschen. Und von daher müssen wir Wege finden, in diese Apparate hineinzukommen. Wir können das vielleicht mit Rollentausch schaffen, wir können es dadurch schaffen, daß wir uns in die Situation von denen hineinversetzen, die dort arbeiten. Wir sollten uns in Arbeitsgruppen zusammensetzen und hier unsere Erfahrungen und Möglichkeiten austauschen.

Könnten wir uns vorstellen, daß sich unsere Leber freut, weil unsere Nieren krank sind? Uns ausdenken, daß beide Hände begeistert Beifall klatschen, weil unser Bein gebrochen ist? Uns ausmalen, daß ein Auge fröhlich zwinkert, nachdem das andere entfernt wurde? Es scheint ein Bild von Kafka zu sein, das – weit entfernt von Surrealem – eben leider nur zu realistisch ist. Die Menschheit ist ein einziger Körper, und alle Länder sind nur Teile davon. Diese Teile stehen in einem erschöpfenden Kampf gegeneinander, was so unnatürlich ist, als hätte das Herz einen Krieg gegen die Lungen erklärt, als versuchte das Hirn den Bauch mit Napalm auszubrennen, wo ein noch ungeborener Tolstoi oder Beethoven liegt. Dies ist die Lage der Menschheit heute. Die Menschheit ist eine Art Körper, der dabei ist, sich selbst zu zerstören. Furchtbar ist nicht nur, daß einige Körperteile andere vernichten, viel schrecklicher ist ihre sadistische Freude am Leiden anderer Teile.

Die Krankheit des einen Landes ist nie Medizin gegen die Krankheit eines anderen gewesen. Soll man sich denn über die Dürre oder das Erdbeben in einem anderen Land freuen, als wäre dies ein Mittel zur Verringerung der Zahl der Arbeitslosen in dem eigenen Land? Unglücklicherweise genießen manche politischen Fakire der Massenmedien in scheinheiliger Weise und schmecken in macchiavellistischer Laszivität die wirklichen oder eingebildeten Mängel anderer Länder als seien diese die Mittel zur Rettung der eigenen Menschen. Der Papiervorhang der Presse, der die Menschen trennt, ist nicht weniger gefährlich als der eiserne Vorhang. Eine neue chinesische Mauer wird errichtet zwischen den Völkern – in Form von blauen Ziegelsteinen der Fernsehschirme. Die Fernsehtürme sind wie gigantische Spritzen für die Injektion von Vergessen und Furcht. Rundfunkempfänger zischeln wie Schachteln voller Schlangen. Neben der Pornographie der Sexfilme tritt die Idealisierung von Kriegen auf – das beste Wort, das mir dazu einfällt, ist „Warnography“. Ständig wird der Instinkt des Nichtglaubens provoziert. So wie der Held des italienischen Films „Fahrraddiebe“, der einen Jungen durch eine Menge betrunkenen Leute führt, sollte die Literatur die ganze Menschheit an der Hand nehmen und sie durch den Haufen der zahllosen Fernsehkommentatoren, der Nachrichtenspekulanten, der politischen und gesellschaftlichen Aufsteiger, die bisweilen Präsidentenstühle besetzt halten, führen.

Wenn sich aber die Literatur vom sogenannten Durchschnittsmenschen abwendet, wird er von den Massenmedien gekidnappt, so wie ein Kind durch das vergiftete Bonbon einer Hexe, das in Glitzerpapier eingewickelt ist. Manchmal sind wir – die Schriftsteller – schuld daran. Der Durchschnittsmensch wird dann das Recht haben zu sagen: „Warum soll ich ein Interesse für Literatur haben, wenn sich die Literatur nicht für mich interessiert?“

Der verführerische Vorteil der Massenmedien über die ernste Literatur besteht in der Schaffung von Illusionen, die den Durchschnittsmenschen glauben lassen, sie seien an ihm interessiert. Eine Art von Ersatz-Literatur ist entstanden, die sich praktisch den Massenmedien unterworfen hat. Wir – die Schriftsteller der Welt, müssen für eine Zukunft kämpfen, in der große Literatur das einzige Massenmedium sein wird. Diese wird aber nur möglich

sein, wenn Kriege, Ausbeutung und Rassismus verschwunden sind, ebenso wie die gefährlichste Krankheit, die in dem Gefühl der Überlegenheit gegenüber anderen Nationen und Menschen liegt.

Unsere Aufgabe von Heute ist die Schaffung einer atomwaffenfreien Zone in Europa und die gleichzeitige Abschaffung der NATO und des Warschauer Pakts. Und die Aufgabe von Morgen wird die Herstellung einer atomwaffenfreien Zone sein, die sich über die ganze Erde erstreckt, wo alle Militärallianzen beseitigt und jede Art von Waffen geächtet sein werden, einschließlich der Jagdgewehre und der Spielzeuggewehre, die unsere Kinder korrumpieren.

Literatur hat nicht nur an der Herstellung einer Realität ohne Nuklearwaffen mitzuwirken, sondern darüberhinaus an der Schaffung einer atomwaffenfreien Mentalität. Erst dann wird große Literatur imstande sein, zum wirklichen Massenmedium der Menschheit zu werden.

Pasternak hat einmal geschrieben, jedes große Buch ist „ein kubisches Stück schwelenden Gewissens“. Wenn die Menschheit einen einzigen Körper darstellt, braucht sie ein gemeinsames Gewissen. Solch große Bücher wie der Koran, die Bibel, die buddhistische Philosophie und die Werke von Shakespeare, Cervantes, Goethe, Tolstoi und Dostojewski sind Teile dieses gemeinsamen Gewissens. Gabriel García Márquez stellte im Bild des Dorfes Macondo die ganze Menschheit dar und deshalb wurde er ein beliebter Schriftsteller in der Sowjetunion, wo seine Bücher von Millionen gelesen werden. Gestern verloren wir einen großen amerikanischen Schriftsteller – John Cheever. Er war für mich nicht nur ein Amerikaner sondern auch ein Russe.

Vor kurzem las ich in unserer Monatszeitschrift „Ausländische Literatur“, die etwa 500 000 Abonnenten hat, Werke zeitgenössischer chinesischer Schriftsteller, die, ungeachtet der leidigen Kontroverse zwischen unseren Regierungen, veröffentlicht wurden, und ich war durch den Humanismus und die Wärme, die diese Werke durchdringen, von Herzen bewegt. Ich fühlte, daß die chinesischen Schriftsteller unserem Volk gerne ihre Hand reichen wollen, über die trennenden Lügen von Massenmedien hinweg, und ich freute mich über diese Hoffnung der Freundschaft zwischen unseren Völkern und den Völkern der ganzen Welt.

Im 19. Jahrhundert war es noch möglich, lediglich ein großer nationaler Schriftsteller zu sein. Wenn heute ein Schriftsteller nur national und nicht international ist, wird er auch als nationaler Schriftsteller schlecht sein. Ein großer afrikanischer Schriftsteller ohne gründliches Verständnis europäischer Probleme ist unmöglich, und ein europäischer Schriftsteller ist hilflos, wenn er nicht die Leiden Afrikas begreift. Ein sowjetischer Schriftsteller, der glaubt, daß der Westen nur von Arbeitslosen und Millionären bewohnt wird, ist moralisch so blind wie jene westlichen Schriftsteller, die glauben, daß die Sowjetunion nur ein Land von Bürokraten und Dissidenten sei. Massenmedien sind Werkzeuge zur Herstellung von Blindheit. Große Schriftsteller müssen Spezialisten für Augen werden, die verschmutzte Teile von Zeitungen aus den verwundeten Augen des Volkes entfernen.

Ich möchte mit folgender Episode abschließen: 1941 war ich ein neunjähriger Junge und hielt mit anderen Schülern Wache auf dem Dach unserer Schule, wo wir deutsche Brandbomben mit Sand löschten. Eine der Bomben explodierte

nicht. Natürlich war es verboten, Bomben anzufassen, aber die Neugier der Kinder war stärker als die Vorschriften. Die Bombe wurde geöffnet, und wir sahen, daß sie mit Sand gefüllt war. Darin befand sich ein Stück Pappe, auf der mit Bleistift zwei Wörter in deutsch geschrieben waren: „Rot Front.“ Das war damals natürlich selten, aber ich segne heute die Schatten der deutschen Arbeiter, die ich nicht kannte und die während der schrecklichen Zeiten von Auschwitz und Buchenwald mich davon abgehalten haben, das deutsche Volk zu hassen und zwei ganz und gar verschiedene Wörter gleichzusetzen: „Deutscher“ und „Nazi“.

Ich glaube, wir – die Schriftsteller der Welt – müssen Mut und Internationalismus von diesen Leuten erlernen, dann werden wir stärker sein als die Massenmedien von heute, die uns zu trennen versuchen.

Manlio Argueta

Ich bin ein Schriftsteller aus El Salvador und möchte meine Stimme stellvertretend für alle diejenigen erheben, die heute in meiner Heimat verfolgt und ermordet werden.

Ich fordere Sie auf, uns und unsere guatemalteken Brüder in unseren Befreiungskämpfen zu unterstützen: Prangern Sie die Massenmorde an, die von den Militär-Regimen Guatemalas und El Salvadors Tag für Tag an uns begangen werden! Setzen Sie sich persönlich und über Ihre Organisationen ein für die Freilassung der politischen Gefangenen in meiner Heimat und für eine menschenwürdige Behandlung ihrer Familien in den Konzentrationslagern von Honduras.

Unsere Völker nehmen für sich das Recht der Selbstbestimmung in Anspruch. Sie schaffen sich ihre eigenen Instrumente und Institutionen der Befreiung, zur Bildung demokratischer Regierungen und einer gerechten Gesellschaft.

Verteidigen Sie das Selbstbestimmungsrecht des nicaraguanischen Volkes, das unter allen lateinamerikanischen Völkern wohl am meisten unter ausländischen Invasionen gelitten hat.

*Hier ein kurzes Fragment aus meinem Roman „Ein Tag in El Salvador“. * Es ist der Monolog eines Geheimpolizisten über das Training und die Ausbildung durch ausländische Berater, die Salvadorianer darauf vorbereiten, ihre eigenen Brüder zu massakrieren.*

Morgens gibt es einen Orangensaft und so ne Milch, die Joghurt heißt. Der Saft ist ja nicht schlecht, aber das Joghurt ist n'Riesendreck, Entschuldigung für den Ausdruck. Also gut, um es Ihnen so zu sagen, wenn das Püree nach Samen stinkt, ist das Joghurt fast der Samen selbst. Das muß einer runterwürgen wie ein Mittel gegen Würmer. Anfangs, ich jedenfalls, hielt ich mir heimlich die Nase zu, damit es durchrutschte, jetzt genügt es, daß ich mir vorstelle, daß es

gut schmeckt und das zieht ohne Schwierigkeiten ab. Das ist wie'n Schluck Rachenputzer, seh'n Sie, zwei oder drei Mundvoll ohne auf den Geschmack zu kommen, denn sonst . . . folgt die Strafe auf dem Fuße. Einmal ist es einem hochgekommen, armer Kerl. Und der Direktor sagte uns dann: „Schlappschwänze seid ihr, ich will nicht, daß ihr mir noch einmal so einen Unsinn erzählt, denkt daran!“ Tja, was soll man da machen. Abgesehen davon leben wir wie die Fürsten.

Wir sollen gut ernährt sein, sagt uns der Gringo, um das Vaterland verteidigen zu können. Als Ausgleich für diese Genüsse dürfen wir diese Leute nicht hängenlassen. Einer muß immer bereit sein, das Vaterland vor den Feinden zu verteidigen, sogar auf dem Rücken der eigenen Brüder, was sage ich Ihnen, der eigenen Mutter. Auch wenn Ihnen das übertrieben vorkommt, die westliche Welt ist in Gefahr, und wir wissen, daß die größte Gefahr, die diese westliche Welt hat, das ist, was sie Volk nennen. Der Lehrer läßt uns schreien: „Wer ist unser schlimmster Feind?“ Und wir antworten mit Geschrei: „Das Volk.“ Und in dem Stil läuft das. „Wer ist der schlimmste Feind der Demokratie?“ Und wir antworten alle: „Das Volk.“ „Lauter“, sagt er. Und wir brüllen mit flatterndem Zäpfchen: „Das Volk – das Volk – das Volk – das Volk.“ Das erzähle ich Ihnen natürlich im Vertrauen. Uns nennen sie die Sondertruppe.

Das alles würgen sie einem so rein. Und das ist wirklich so, denn wenn es in Wirklichkeit nicht so wäre, würden sie ja nicht so lustig für uns Geld ausgeben, für so'n Luxus für uns. Seh'nse, sogar der Käse ist anders. Der Käse, den wir essen, ist außen rot und innen gelb, sieht aus wie'n Schmuckstück. Also, wann hätte ich in meinem hurenkatholischen Leben jemals von solchen Eiern träumen können. Das ganze gilt natürlich nicht für alle. Nur für die Sondertruppe. Alle unsere Lehrer sind Ausländer, außer dem Direktor. Aber der kommt fast nie. Nur ab und zu kommt er und fragt, wie es mit der Disziplin steht, wie unsere Ausbildung vorangeht. Und dann müssen wir alle brüllen: „Danke, für das Vaterland, Chef.“ Das erzähle ich Ihnen im Vertrauen, Vorsicht, jemand das weiterzuerzählen.

* Das Buch erscheint in der Reihe Dialog Dritte Welt des Peter Hammer Verlags, Frühjahr 1983.

Geh die Straße weiter,
Pächter Gualliver, geh
am Mittag über das trockene Land
jag in deinem Kopf die Träume
und bau ein Schloß auf einer Fata Morgana.

Du bist an dein Schicksal gefesselt,
Pächter Gualliver am Straßenrand,
du sagst dir im Gehen Balladen auf
und die Augen sind dir feucht,
die eingesunkenen Augen, die nichts sehen,
während dein Geist nach der Fata Morgana späht.

Es ist eine Asphaltstraße.
Pechschwarz liegt sie da;
Meile um Meile um Meile
führt sie in die leere Ferne.
Nur deine Träume sind Ziel.
Fata Morgana, Gualliver, Fata Morgana.

Du gehst hügelan
mit deinen müden Füßen
und mageren Armen
und Träumen wie Bienenschwärme,
die stechen, wo deine Seele schmerzt.
Schnee hast du geglaubt zu sehen
oder Wasser auf der Asphaltstraße
dort in der weiten Ferne.
Wie hast du dich danach gesehnt, deine Füße zu kühlen,
ins Wasser zu springen
und die Mühsal dieser Reise loszuwerden.

Vorhin hast du geglaubt,
Schnee zu sehen,
oder war es Wasser?
Jetzt bleibst du stehn und schaust dich um
und überlegst, Pächter Gualliver.
Heiß brennt die Straße unter deinen nackten Sohlen.
Meile um Meile um Meile
führt in die leere Ferne
die Straße, oder ist es das Leben?

Fata Morgana, Pächter Gualliver,
Fata Morgana, von Hoffnung beglänzt,

Fata Morgana, fern in der Leere,
Fata Morgana ohne Boden
trügerischer Trost,
der nachklingt in den bitteren Balladen.

Aber sieh, sieh!
Sieh mit geblendeten und kranken Augen
was dir die Fata Morgana zerstört
und die Hoffnung zerschmettert,
die ganz kleine Hoffnung,
wie die Hand eines rohen Apolls,
die sinnlos in schimmerndes Glas schlägt.
Was siehst du, Pächter Gualliver,
was braust heran wie ein Gott aus Metall
und jagt dich von der Straße?

Du springst zur Seite,
machst Platz für den Mercedes Benz,
siehst am Steuer den fetten Politiker
mit der Pfeife im Mund.

Er wollte deine Stimme zur Wahl
und den Beitrag von Korn und Geld
und zahlte Versprechen von Träumen zurück,
„der widerliche reiche Bruder!“
Du fluchst, und er winkt leutselig,
ein Lächeln auf dem glänzenden Gesicht.

Dann, dann in der Stille
die das Auto dir hinterläßt,
armer Pächter Gualliver, brichst du ohnmächtig
zusammen am Straßenrand,
gewürgt vom Haß in deiner Kehle.
Und eine Weile ist alles fort,
ist tröstlich fort.

Straße und Leben sind nicht mehr,
keine Fata Morgana lockt.
Geblieben sind dein Hunger
und die Lumpen.

Aus dem Englischen von Irmela Brender

Lizandro Chavez Alfaro

Während einiger Tage der Diskussion und des gegenseitigen Austausches wurden verschiedene Aspekte der Rolle des Schriftstellers in der Gesellschaft beleuchtet. Ein allgemeines Gefühl scheint es zu sein, daß der Schriftsteller beinahe in einem Vakuum zu arbeiten hat, eine Situation, die augenfällig der Chance entgegensteht, einen gewissen Einfluß auf den Lauf der Zeitgeschichte zu haben, konstruktiv zum Frieden beizutragen, oder diese Chance auf ein Minimum des Möglichen reduziert.

Ich glaube, daß dieses Beinahe-Vakuum, mit dem wir es zu tun haben, aus einer Folge von Fehlern resultiert, für die wir – sei es, weil wir sie begangen, sei es, weil wir etwas übersehen haben – verantwortlich sind.

Erstens: Wir neigen dazu, uns in literarische Abteile einzusperren und uns dort einer Nabelschau hinzugeben als Schriftsteller, die einen aussichtslosen Kampf gegen Politiker und Soldaten führen.

Zweitens: Wir machen uns vor, eine vermittelnde Macht zu sein, die es nicht nötig hat, sich mit den Kräften zu verbünden, die im Kampf stehen.

Drittens: Wir wehren uns dagegen, voll zu akzeptieren, daß alle unsere soziopolitischen Konflikte einer ungerechten internationalen Ordnung entspringen, die uns von einer hegemonialen Macht aufgebürdet wurde.

Viertens: Wir neigen dazu, Krieg als eine spektakuläre Explosion zu betrachten, von der das Zentrum der Welt betroffen ist – und übersehen dabei die alltägliche Aggression auf die Integrität von Völkern. Darum erscheint uns der Atomkrieg auch als etwas, das ganz anders ist oder nichts zu tun hat mit den vielen konventionellen Kriegen, in denen der Profit blüht für die Fabrikanten aller Arten von Waffen, also mit Kriegen, die uns zunehmend zum totalen Krieg hinziehen.

Sicher sehe ich diese Probleme aus der Perspektive eines Volkes der Dritten Welt, das gleichzeitig damit beschäftigt ist, den Fortschritt voranzubringen und eine tiefgehende soziale Revolution zu verteidigen: Nicaragua. Aber gerade diese Art kollektiver Erfahrung ist es vielleicht, die mir das Recht zu einer individuellen Sicht gibt.

Deshalb sehe ich nämlich im Schriftsteller nicht einen ziellos aufbegehrenden Rebellen, der ständig gegen alles seine Buchstaben abschießt, was irgendwie einem Soldaten oder Politiker ähnelt. Zweifellos betrachte ich das in dieser Weise, weil die meisten von uns in Nicaragua einen politischen Standpunkt einnehmen, den wir konsequent zu vertreten versuchen. Es gibt viele Fronten, an denen für jeden ein Platz ist, die geistige Front eingeschlossen, aber keiner von uns würde sich schämen, eine Milizuniform zu tragen oder, wenn nötig, zu wissen, wie eine Waffe zusammengesetzt ist. Ich glaube, ein Schriftsteller, der mehr als bloß ein Schreiber sein will, muß sich schon, wenn er sein Handwerk lernt, für seine Sache entscheiden und sich mit jenen identifizieren, die neben ihm diese Sache verteidigen und dafür kämpfen, sie zu vollenden. Sonst werden wir nämlich nur bis ins Unendliche am Elfenbeinturm herumzubauen, den zu verabscheuen wir vorgeben – und das wäre wirklich nur ein Turm aus verachtenswerten Buchstaben, eine Abstraktion in der Abstraktion.

Die Vorstellung, Literatur zu einer eigenständigen Kraft zu machen und die

Wirksamkeit dieser autonomen Kraft zum klugen Vermitteln in den Querelen dieser Welt einzusetzen, zeugt von messianischem Dünkel, der wenig oder gar nichts zu tun hat mit dem eigentlichen Handwerk des Schriftstellers. Literatur ist eine Kunst, aber eine Kunst, die auf realer Bedeutung basiert und – wie auch immer – den, der sie macht, zum Engagement zwingt. Deshalb betrachte ich zeitgenössische Literatur als eine Kraft, die unsere eigenen Überzeugungen vorantreiben kann und nicht als eine Institution der Vermittlung. Es ist mehr als symptomatisch, daß es in unseren Diskussionen auch um die Verantwortlichkeit der Schriftsteller im Umgang mit den elektronischen Medien geht. Dahinter steht die Erkenntnis, daß es notwendig ist, über die schlichte Buchform hinauszukommen und neue Formen soziopolitischer Mitbestimmung schaffen zu müssen.

Wenn wir den Weltfrieden zu unserer Sache erklären, dann schlage ich vor, – um einen soliden Ausgangspunkt zu haben – folgendes zuzugeben: Die dunklen Quellen kleinerer und größerer aktueller Konflikte liegen in einer ungerechten internationalen Ordnung. Eine Ordnung, in der es zu einer selbstverständlichen Tatsache wurde, daß Nationen aufgeteilt werden in die einen, die Rohstoffe liefern, und die anderen, von denen die Technologie monopolisiert wird, aufgeteilt in solche, die gezwungen sind, zu niedrigen Preisen zu produzieren, und in andere mit der Vorherrschaft, die Märkte zu ihren Gunsten handzuhaben. Dort wird über nicht mehr oder weniger entschieden, als über Wohlergehen oder Rückständigkeit anderer Völker; dort wird beschlossen, mit welchen Ressourcen diese Völker rechnen, um sich zu entwickeln oder um mehr schlecht als recht zu überleben.

Seien wir ehrlich genug zuzugeben, daß dieses globale Unrecht einen permanenten Krieg darstellt, in dem ganz klar definiert ist, wer der Aggressor und wer das Opfer ist. Alle Pazifisten, die Schriftsteller eingeschlossen, sind gegen diesen Krieg und möchten, daß dieser Schande ein Ende gemacht wird, um in täglicher Arbeit einen vernünftigen Weg zu finden, der die Beziehungen zwischen den Völkern erneuern könnte.

Nur in dem Maß, wie wir diesen permanenten Krieg entlarven und aufhalten, wird es uns gelingen, den Weg zum verheerenden Holocaust zu verlassen. Zwischen konventionellen Kriegen, die uns nicht so besonders beachtenswert erscheinen (selbst wenn sie in Ost und West, im Nahen Osten oder in der Karibik zunehmen) und der endgültigen Explosion, gegen die wir wie eine Beschwörungsformel das Lebensrecht von Männern und Frauen stellen, gibt es eine Reihe von Verbindungsgliedern, die jenen, die sie nicht sehen wollen, Tag für Tag kleiner und dünner vorkommen, für die anderen aber, die sie im eigenen Fleisch spüren, immer dicker und schwerer werden. Wir haben die Verantwortung, diese Kette zu verurteilen, zu entketten und zu brechen. Wir müssen sie brechen in dem Bewußtsein, daß aufgebürdetes Elend, eine 105-Millimeter-Kanone oder eine H-Bombe gleichermaßen mörderisch sind: Wir müssen uns verantwortlich fühlen, dieses Bewußtsein in unser schriftstellerisches Schaffen einzubringen. Um unser Schreiben zu einem Instrument des Friedens zu machen, müssen wir ihm die moralische Substanz verleihen, die allen Formen von Krieg entgeht. Alles andere ist bloße Unterhaltung.

Ljubomir Levtschev

Die Kölner Begegnung wurde am 18. Juni 1982, genau an dem Tag eröffnet, an dem in meiner Heimat Bulgarien und an vielen anderen Orten in der Welt der 100. Geburtstag von Georgi Dimitroff gewürdigt wurde. Georgi Dimitroff zählt mit Henri Barbusse und Romain Rolland zu den Initiatoren des Friedenskongresses in Amsterdam 1932. Auch dieses Ereignis jährt sich in diesem Jahr zum fünfzigsten Mal. Dieses Verdienst macht ihn uns nah. Er hat für das gearbeitet, wofür wir heute wirken. Ein Jahr darauf, 1933, wurde er von den Schergen Hitlers verhaftet und als Kommunist der Reichstagsbrandstiftung angeklagt.

So begann der Leipziger Prozeß, in dem der Faschismus an der Macht zum ersten Mal vor aller Welt angeprangert wurde. Und Georgi Dimitroff hat getan, was wir auch heute versuchen; sollte ich vielleicht weiterfahren und sagen, daß die Geschichte sich mit jedem von uns ereignen kann, mit Bernt Engelmann, mit Hans-Peter Bleuel, mit Friedrich Hitzer, mit mir oder mit euch.

Georgi Dimitroff war es, der angesichts der Weltöffentlichkeit einen Unterschied machte zwischen dem Faschismus in Deutschland und dem deutschen Volk. Er liebte das deutsche Volk und kämpfte gegen den Faschismus auch mit Goethes Poesie. Dieser Kampf war ein Kampf gegen die Fälschung, gegen den Krieg, gegen den Tod.

Heute, ein halbes Jahrhundert danach, hat sich die Welt verändert. Das Rad der Geschichte hat sich weiter gedreht. Doch unser Kampf hält an und unser Schicksal ist bedroht – Goethes Gedichte sind so aktuell wie sie waren, und wir sind in Dimitroffs Worten erneut vor die Wahl gestellt, Amboß oder Hammer zu sein.

Hier sprach Heinrich Böll – ein hervorragender deutscher Schriftsteller. Ich kenne ihn, denn fast alle seine Werke sind ins Bulgarische übersetzt. Er hat bei uns sehr viele Verehrer und einer von ihnen bin ich. Deshalb möchte ich an dem, was er über den Kommunismus denkt, nicht gleichgültig vorbeigehen. Ich werde ihn nicht auffordern, die Verteidigungsrede Georgi Dimitroffs vor dem Leipziger Gericht wieder zu lesen, wo er erklärt, was ein Kommunist und was Kommunismus ist, und zwar in deutscher Sprache. Ich möchte Heinrich Böll nur wünschen, er möge so sprechen und schreiben, daß ich oder ein anderer sich seiner Worte bedienen kann, wenn es notwendig ist, das deutsche Volk zu verteidigen – so wie sich Dimitroff der Worte Goethes bediente.

Georgi Dimitroff war einer der ersten, denen die Bedeutung der Einheitsfront der fortschrittlichen Kräfte der Menschheit bewußt wurde. Diese antifaschistische Einheitsfront konnte den Krieg nicht verhindern, doch gerade diese Front und die Millionen Opfer, unter denen die Kommunisten zu den ersten zählten, retteten die Menschheit.

Heute, nachdem wir diese historische Erfahrung machen mußten, wissen wir dies besser: die Einheit der Menschheit ist ihre Rettung, ihre Zwietracht bedeutet ihren Untergang. Nicht der Krieg, sondern der Untergang der Menschheit ist die Alternative zum Frieden – heute!

Der Vergleich, die Welt sei ein Atom ist banal. Doch mir als Dichter scheint es,

daß auch die Menschheit dem Atom gleicht. Die Spaltung und die Konfrontation der Menschheit ist wie die Spaltung des Atoms, die eine nukleare verhängnisvolle Explosion auslöst. Darin steckt der Sinn unseres Kampfes für den Frieden als Schriftsteller. Wenn wir die wahren Vertreter unserer Völker sind, haben wir die Entfremdung und die Konfrontation der Völker aufzuheben und auf diese Weise den Frieden zu retten – den größten Gedanken, die letzte Hoffnung, unseren Glauben. Jeder hat, je nach seinem Traum, eine andere Vorstellung vom Frieden. Ein Verliebter als Zeit zu lieben, der Afrikaner als Freiheit, Unabhängigkeit und Verständigung, ein Deutscher als deutsch-deutschen Dialog . . . und das ist gar nicht so schlecht, das macht unseren Kampf konkret. Darum möchte ich vor der großen Gefahr warnen, die Friedensbewegung in sogenannte unabhängige, doch unvermeidlich manipulierte, getrennte Friedensbewegungen zu spalten. Neulich beeindruckten mich die Ergebnisse einer Umfrage des Westdeutschen Fernsehens. Die jungen Menschen in der Bundesrepublik Deutschland glauben, daß die Schriftsteller konkret etwas für den Weltfrieden leisten können. Solange sie an uns glauben, werden wir die Träger der größten Aufgabe sein, die ein Mensch auf sich nehmen kann. Das Motto der internationalen Treffen der Schriftsteller in Sofia, die 1977 begannen, ist „Frieden – des Planeten Hoffnung“. Dieser Hoffnung haben sich hervorragende Schriftsteller aller Kontinente gewidmet, ich würde sagen, sie haben ihr Treue gelobt. Gestatten Sie mir, die Namen einiger großer Schriftsteller, Initiatoren der Schriftstellertreffen für Frieden in Sofia, zu nennen, die der Tod in den letzten fünf Jahren aus unseren Reihen gerissen hat: William Saroyan aus den USA, Konstantin Simonow aus der UdSSR, Lord Snow aus England, Emilian Stanew aus Bulgarien, Boris Polewoj aus der UdSSR, Ludwig Renn aus der DDR, Jaroslaw Iwaskjewicz aus Polen, Peter Weiss aus Schweden, Paul Wiens aus der DDR. Ihrer wollen wir mit den Worten gedenken, daß der Weltfrieden die größte menschliche Unvergänglichkeit ist. In wenigen Monaten, vom 29. September bis 1. Oktober 1982 wird das vierte traditionelle Treffen der Schriftsteller in Sofia stattfinden. Deshalb möchte ich mit den Worten schließen: Bleiben Sie gesund und arbeiten Sie mit Ihrem Talent, mit der von uns geforderten Selbstlosigkeit im Namen des Friedens, liebe Freunde und Kollegen! Wir danken dir Köln und auf Wiedersehn in Sofia.

August Kühn
Der Stern am Firmenschild

Aus dem Roman „Kinder in Deutschland“.

Werner Grube, Maler und Tapezierer. So steht es auf dem Schild an der Haustür, die ein Tor ist zur Durchfahrt ins Hinterhaus. In diesem Hinterhaus befindet sich die Werkstatt; eigentlich ist es nur ein Lagerraum für Farbvorräte und Werkzeuge. Werner Grube wohnt in einer Stockwerkswohnung, Mietwohnung im Vorderhaus, zwei Zimmer und Küche. Und seine Kunden, denen er Wände und Decken frisch streicht oder tapeziert und Türen und Fensterrahmen neu lackiert, haben meist Wohnungen von solcher Größe, zwei Zimmer und Küche, Gang und Toilette oder sogar selbsteingebautes Bad, denn Werner Grube ist Maler in Haidhausen, dem Stadtviertel, das auf der Anhöhe und durch den Lauf der Isar vom Zentrum getrennt liegt. Wegen der an Schlachtenorte aus dem deutsch-französischen Krieg 1870/71 erinnernden Straßenbezeichnungen nennen die Bewohner dieses Viertel „Franzosenviertel“, ohne es zu wissen nebenbei noch mit Grund, denn nach diesem Krieg entstanden, ahmt sein Grundrißplan den einer französischen Hafenstadt nach. Vor über hundert Jahren wurden diese Miethäuser um das Rondell des Bahnhofs der damals königlich-bayerischen Ostbahn herum strahlenförmig hingestellt, aussparend nur das jahrhundertalte Handwerkerdorf aus dieser Ordnung. Wer kann gegen einen, der in so einem Viertel sein Auskommen und zwei Zimmer und Küche hat, wer kann gegen so einen etwas haben?

Werner Grube, Maler. Zwei gleichseitige Dreiecke, ineinandergefügt zu einem Stern, auf das Schild geschmiert. Ein Davids-, ein Judenstern, nächtlicherweise auf das Firmenschild gesprüht. Wer kann gegen Werner Grube in dieser Umgebung etwas haben? Werner Grube, einen kleinen Mann von Statur und auch so? Aber ist eine Schmiererei auf einer Tafel an der Toreinfahrt denn so schlimm?

„Aber ist denn so eine Schmiererei so schlimm?“, fragte einer Werner Grube an einem frühen Vormittag im Herbst 1980. Der so seine Zweifel laut werden ließ, fand sich dann doch bereit, eine Anzeige gegen Unbekannt anzunehmen, weil das doch zu seinen Pflichten gehörte, war er doch Revierpolizist, Polizeiobermeister.

„Also, zunächst Ihre Personalien, Herr Grube. Vorname?“

„Werner, eigentlich Werner Israel, seit dem ersten Januar Neunzehnhundertneununddreißig.“

Der Polizeiobermeister erkennt nicht die Brücke des Verständnisses, die Werner Grube ihm zu überschreiten anbietet. „Ist das ihr Geburtsdatum? Und Israel, ist doch ein Land, kein Vorname . . . oder doch?“ Für den Polizeiobermeister ist Israel das Land, das aus der Bundesrepublik Geld bekommen hat, viel Geld, das man besser im Land selber, also hier angelegt hätte. Aber irgendwie muß man als Beamter vorsichtig sein mit solchen Meinungen – angeblich sollen sechs Millionen Juden, also Israelis oder so, umgekommen sein unter den Nazis. Aber auch „angeblich“ durfte man als Angehöriger des öffentlichen Dienstes nicht denken. Israel, seinetwegen also nun auch noch ein Vorname.

„Durch das Reichsgesetz über die Änderung von Familiennamen und Vornamen vom 17. August 1938 mußte jeder Jude und jede Jüdin den zusätzlichen Vornamen 'Israel' und 'Sara' annehmen.“

Ein Wichtigtuer also, der sich für einen Juden ausgibt, um die Schmiererei mit dem Judenstern anzeigen zu können, meint der Polizeiobermeister denken zu dürfen. Dabei spricht der ein reinrassiges Münchenerisch. Freilich, wenn er den so ansieht, dann kann man es, wenn man es weiß, schon merken, das mit seiner jüdischen Abkunft. Es könnte also, was also, es könnte stimmen. Besser, er war mit dem etwas vorsichtig, sonst gab es noch dienstlichen Ärger. „Sie sind also Jude, Herr Grube?“

„Nein, ich bin nicht religiös, aber was hat das mit der antisemitischen Schmiererei auf meinem Firmenschild zu tun?“

„Rotzig auch noch. Die Fragen stellen wir, hier auf der Revierwache, verstanden!“ Der Polizeiobermeister muß sich diese Zurechtweisung verkneifen. Erstens, weil man so nur einen Beschuldigten, einen Rechtsbrecher anreden durfte und der da kam als Anzeigender, als Anzeigeeerstatter. zweitens weil wenn der wirklich . . . also sachlich bleiben: „Wann also haben Sie den Stern entdeckt, ich meine, die Schmiererei auf ihrem Schild?“

Gewissenhaft schreibt der Polizeiobermeister die Angaben des Anzeigeeerstatters auf, knapp und ordentlich, jedoch in keiner Weise ungenügend. Er hatte nun schon einen Vorsatz: Der Fall, der mit dem Aufschreiben des Sachverhaltes zum Fall gewordene Fall – den würde er dem Dienststellenleiter weitergeben. Älter als dieser Werner Grube war der, mußte also noch mit den ganzen Judensachen Bescheid wissen. Er selber hingegen, viel zu jung war er, um sich da genau auszukennen, war er doch erst ein Jahr vor Ende der Nazizeit zur Welt gekommen. Wenn er seinen Vater, den Angestellten beim städtischen Wohnungsamt München, über diese Zeit gefragt hatte, war ihm von dem nur versichert worden, daß man als Behördenangestellter auch in dieser schweren Zeit natürlich nur seine Pflicht getan habe. Außerdem sei er noch zu jung, als daß man ihm das alles genau erzähle, es sei eben alles nicht so einfach, vielmehr ausgesprochen kompliziert gewesen. In der Schule, nein, auch in der Schule hatte er nicht allzu viel über die Nazizeit gehört. Der Geschichtsunterricht zum Beispiel, nur bis in die Zeit der Reichsgründung durch den Kanzler Bismarck waren sie gekommen.

„Sachbeschädigung durch Unbekannt! – – – Darf ich dir diesen Fall abgeben, da ist etwas . . .“

„Seit es solche linken Chaoten bei uns im Viertel gibt, werden solche Parolen herumgeschmiert an den Hauswänden. Hat es früher nicht gegeben, sowas. Aber das ist doch nicht so schwierig, legen wir vorläufig ab, dann erledigt es sich schon einmal.“ Er läßt trotz dieses Bescheids die Anzeige auf den Tisch vor seinen Revierleiter fallen, bemerkt dazu zögernd: „Das scheint was anderes zu sein, keine linken Studenten.“ Und bleibt etwas unschlüssig dabei stehen, betrachtet den älteren Vorgesetzten beim Lesen.

„Gut, lassen Sie mir diese Sache hier.“

Er hatte richtig gelegen mit dem Weitergeben an den Leiter. War froh, daß er

diesen Fall los war. Irgendwie doch nicht so ganz geheuer. Wie hatte seine Mutter ihm gelegentlich mal vorgesagt, als er noch ein Kind gewesen war? Richtig: „Weihrauch und Knoblauch, das sind Weltmächte, mit denen legt man sich besser nicht an, gegen die hat noch jeder den Kürzeren gezogen.“ Nein, nicht die Mutter, die Großmutter hatte ihm das ein paarmal gesagt. Genaueres hatte er aber auch von der nicht erfragt, damals. – Wenn einer schon „Israel“ als Vornamen angibt, obwohl er einen bayerischen Dialekt spricht. Manolis, Mustapha, Ali, Giovanni, die Türken, Griechen, Italiener, die in München, in Haidhausen in den alten, heruntergekommenen Mietburgen zugezogen waren, die waren ihm schon zur Routine geworden, zu einer lästigen zwar, aber die stauchte er sich schon zurecht, wenn er ihrer überdrüssig wurde. Sollten gefälligst wieder in ihre Heimat gehen, er hatte sie nicht gerufen. Sollten abhauen, wenn es ihnen hier nicht paßte! Doch, freilich, er war Beamter, Polizeibeamter, „Freund und Helfer“, wie es die Polizeiwerbung zur beinahe Sprichwörtlichkeit gebracht hatte. Trotzdem, ein deutscher Zuhälter war ihm lieber als so ein ausländischer Beschwerdeführer, vielleicht noch gegen einen deutschen Wohnungsvermieter. – Gut, daß er den Fall Grube losgeworden war, gut so!

Werner Grube hatte, danach gefragt, auch einen Verdacht oder vielmehr einen Verdächtigen genannt. Im Rückgebäude, in dem Hinterhaus, das seine Werkstatt im Keller beherberge, da wohne ein junger Mann. Auffällig sei der ihm geworden, weil er gelegentlich bei offenem Fenster seine Schallplatten nicht nur hörte sondern auch hören ließ, lautstark für die ganze Nachbarschaft. Nein, niemand hätte bisher Beschwerde wegen ruhestörendem Lärm führen wollen, wenn gewisse Märsche aus brauner Zeit über den Hinterhof tönten. Auch er nicht, obwohl ihn, Grube, es schon gestört habe, daß da „Die Fahne hoch“ geschmettert wurde, als fände ein „SA-Sturmabend“ statt. Auch habe er, wenn sich niemand anderer fand, auch nicht Anstoß an den durch das Fenster bei dem jungen Mann zu besichtigenden Naziplakaten nehmen wollen. Vom Polizeiobermeister gefragt, ob er ganz sicher sei, die Schmiererei stamme von jenem Hinterhausbewohner, hatte Grube sagen müssen, natürlich könne er das mit solcher Bestimmtheit nicht sagen, er habe ihn bei solcher Schmiererei nicht beobachtet, aber zu ermitteln sei nun schließlich Aufgabe der Polizei. Ein junger Mann! Nur ein paar Jahre jünger war er wohl, als der junge Polizeibeamte auf der Haidhauser Revierwache. Also hatte auch er nicht die Zeit mit „den Judengeschichten“ erlebt. Wie aber kam so einer zur Schwärmerie für die „herrlichen Zeiten“? Drei Jahre, bevor die ihren Anfang genommen hatten, am 12. März 1930 war Werner Grube geboren worden als erstes Kind des Dekorationsmalers Franz Grube und dessen Ehefrau Clementine, die den Beruf einer Krankenschwester erlernt hatte. Ihren Dienst versah Werner Grubes Mutter in der Hermann-Schmid-Straße 7 im Israelitischen Krankenhaus, was als nichts Besonderes anzusehen war, nahm doch diese vorbildlich eingerichtete Klinik Patienten aller Konfessionen auf. So legt das jüdische Gesetz seit ältesten Zeiten es den Juden auf, Beistand und Hilfe zu geben allen hilfsbedürftigen und kranken Menschen – und Clementine Grube war Jüdin.

Was unterschied einen jüdischen Menschen von den Nachbarn, den anderen, den die Mehrzahl bildenden Bewohnern Münchens zu Zeiten der Geburt Werner Grubes? Es gab unter ihnen Reiche wie den Bankier Aufhäuser oder den Antiquitäten- und Kunsthändler Bernheimer, aber zahlreicher waren die reichen Nichtjuden in München. Es gab gebildete, hochkultivierte Leute unter den Juden Münchens wie den Schriftsteller Lion Feuchtwanger und den Oberlandesgerichtsrat Dr. Alfred Neumayer. Die meisten von ihnen waren im Jahr 1930 jedoch Arbeiter, kleine Angestellte, Rentner auch und Arbeitslose, denn wirtschaftliche Krisen beutelten die Menschen in diesem Land. Doch, eines unterschied die jüdischen Menschen von ihren Mitbürgern in München, eine Tradition, die sie seit über fünfeinhalb Jahrtausende trugen, ob religiös oder auch schon fern ihrem religiösen Herkommen: die Gleichheit der Menschen vor einem einzigen und gerechten Gott. Gleichheit und Freiheit hatte auch der erste bayerische Ministerpräsident Dr. Kurt Eisner für Bayern gewollt, aber nach etwas mehr als drei Monaten hatte ihn ein Graf Arco in jugendlichem Zorn erschossen, weil er Ordnung schaffen wollte, der Sohn einer Gräfin Oppenheimer, also jüdischer Abkunft auch er, Sohn einer jüdischen Mutter. Clementine Grube, auch eine Mutter, konnte für ihren Sohn Werner nur hoffen, wie all die Mütter über die Jahrtausende gehofft haben für ihre Kinder und besonders für ihre Söhne. Und, indem sie für ihre Söhne das Besondere erhofften und sie entsprechend erzogen, haben sie nicht die größte Hoffnung, die der friedlichen Gleichheit der Menschen, verhindert? Allen Söhnen jedoch sogenannte Rabenmütter zu wünschen, würde den Sachverhalt kaum ändern, träte doch an die Stelle der mütterlichen Sorge nach der „besonderen Zukunft“ der kaum weniger gefährliche aber zielgerichtete Ehrgeiz der Väter.

Werner Grube hatte mit seiner Mutter Clementine keine Rabenmutter, aber die besonderen Verhältnisse in den Zeiten seiner Kindheit brachten ihn doch fort von ihr und in ein Heim, zunächst in die Antonienstraße 7 in München. Auch sein inzwischen geborener Bruder und die Schwester kamen ins jüdische Kinderheim. Überflüssig zu sagen, daß Clementine Grube es für ihre Kinder anders vorgesehen hatte, als sie zu gebären und dann in ein Kinderheim zu geben.

Franz Grube, Werners Vater, der Dekorationsmaler aus Königsberg, war auf Wanderschaft gewesen und auf der, immer der schwer aufzutreibenden Arbeit nach, war er nach München gekommen. Viele Tausende jüngerer, unverheirateter Männer waren in diesen Jahren so unterwegs auf den Straßen Deutschlands, von Ort zu Ort bei schlechtem und gutem Wetter und oft mit leerem Magen. Was Wunder, daß Franz Grube bei solch kärglichem Leben krank wurde. Nichts Schlimmeres war es als eine Blinddarmsache, schlimm genug jedoch für einen wandernden Handwerksburschen. So mußte er ins Krankenhaus, im Jahr 1929, seinem Blinddarm war es gleich, ob er von einem katholischen oder einem jüdischen Arzt behandelt wurde. Franz Grube, arbeitssuchender und kranker Dekorationsmaler, würde es auch für Unsinn gehalten haben, wenn ihm jemand in diesen Tagen erzählt hätte, sein Blinddarm sei ein „arischer“ und dürfe deshalb nur von einem arischen Arzt entfernt werden. Nein, Franz Grube war ein normal denkender, normal fühlender

Mensch. Wohl fühlte er sich nach den Strapazen der Wanderschaft. Ein Bett, weich, sauber und warm, Essen zu geregelten Zeiten, Menschen, die sich um einen kümmerten, um Schmerzen, die man spürte und deretwegen man all diese Vorzüge genießen durfte. Schwester Clemi, ob er für sie mehr als Dankbarkeit empfand, mußte er herausfinden, als es ihm noch besser ging, so gut, daß er sacht zu flirten anfang, wenn sie ihm Medizin brachte, Fieberthermometer, wie es eben der Ordnung in einem Krankenhaus entspricht. Ja, mußte er sich eingestehen, verliebt hast du dich, Franz Grube – und sie mag dich auch. Keinen Gedanken verschwendete der junge Malergeselle darauf, daß diese hübsche Krankenschwester „fremdrassig“ sein könnte; noch schrieb man das Jahr 1928.

Es hätte auch anders sein können. Nicht nur hatte ein arbeitsscheuer Beamtensohn aus Österreich in München seinen ersten Anhang gesammelt, sammeln können, gefördert vom einheimischen Spießbürgertum, und der Polizeipräsident Münchens hatte nichts dabei gefunden, wenn der auf seine Einladungsplakate für seine Versammlungen drucken ließ: „Juden ist der Zutritt verboten“. Jüdische Münchner Bürger waren beim Versuch eines Putsches durch Hitler bereits 1923 von dessen Gefolgsleuten aus ihren Wohnungen gezerrt und als Geiseln verschleppt worden. Und ein Jahr später, 1924, waren von den honorigen Mitgliedern der Sektion München des Deutschen Alpenvereins die jüdischen Bergsteiger der Stadt aus ihrer Vereinigung hinausgedrängt worden. Franz Grube hätte also durchaus Vorbehalte haben können gegen die Tochter des Leopold Meyer aus Reichelsheim und seiner Frau Emma, geborene Löb. Leopold Meyer nämlich war wiederum Sohn des Schächters und späteren Händlers Mordchen Meyer des Dritten, sie alle eine Schmach für den deutschen, germanischen Menschen, wie die Radaubröder und Zuhälter im Gasthof „Blauer Bock“ zu schwafeln anfangen, seit einer der ihren, der Christian Weber, zur Schlägergarde des Hitler gehörte. Franz Grube gehörte weder zu den honorig-wohlangesehenen Bürgern noch zum kriminell-asozialen Gesindel. So heirateten der „arische“ Malergeselle und die jüdische Krankenschwester, zogen zusammen in ein kleines Untermietzimmer, das nahe der Frauenklinik an der Maistraße gelegen war, wo am 12. März 1930 ein neuer Münchner geboren wurde. Werner Grube.

Das erste, an das sich Werner Grube nun über fünfzigjährig erinnert, ist ein kleines Hinterhofzimmer, feucht und mit wenig Sonne. „Wir wohnten da ja nicht weit vom Arbeitsamt weg. Wenn mich meine Mutter mit dem Kinderwägelchen, und später, als ich bereits laufen konnte, mitgenommen hat, da habe ich die lange Schlange Menschen stehen sehen und die Polizisten dabei: Arbeitslose.“

„Werner, warum standen bei den Arbeitslosen denn Polizisten?“, frage ich. Wir sitzen in meinem Wohnzimmer beisammen, haben jeder ein Gläschen Obstler vor uns stehen. Werner Grube ist seit vielen Jahren mein Bekannter. „Es wird so um das Jahr 1932 herum gewesen sein, da waren Wahlen. Von den Parteien sind Flugblätter an die Arbeitslosen verteilt worden. Man muß sich das vorstellen, arbeitsfähige Leute, junge und ältere, Frauen, Männer. Heute weiß ich es, daß denen immer wieder eine Besserung ihrer Lage versprochen worden ist und wenn die wieder so was zu lesen bekamen, hat es Unruhe

gegeben, da ist der Zorn bei denen durchgekommen. Deshalb die Polizisten.“ Werner Grube, dem kleinen Kind damals, dem mußte es vorgekommen sein, als sei Arbeitslos-Sein ein polizeiwidriges Vergehen. Heute noch befindet sich das Arbeitsamt in München an der selben Stelle. Nein, man kann damals und heute, kann die zwanziger und frühen dreißiger Jahre nicht mit 1982 vergleichen. Heute, 1982, ist zwar auch bald jeder zwanzigste Arbeitsfähige ohne Arbeit. Die Schlange der Arbeitslosen aber steht nicht mehr auf der Straße vor dem Amtsgebäude, Arbeitslose erhalten heute Nachweiskarten für freie Stellen ins Haus geschickt – wenn solche dem vermittelnden Beamten gemeldet werden – und das Arbeitslosengeld wird dem Gehaltskonto gutgeschrieben.

„August, hast du ein Bier daheim?“ Werner Grube ist Münchner, immer noch, trotz allem, was in den zweiundfünfzig Jahren dazwischen geschehen ist. Ich habe kein Bier zu Hause und wir gehen in einen Stehauusschank um die Ecke. Der Schankwirt stammt aus Österreich, hat sich aber bereits an die Frozzeleien der Gäste über ihn, den „Ausländer“, gewöhnt. Den engen Raum hat er „gemütlich“ angerichtet, die Süddeutschen haben ein Gemüt zum Herzeigen, an der Wand neben Musik- und Spielautomaten hängt ein Pferdekummet. Einer der Stammgäste, Rentner schon, aber noch immer nebenher beim Kontrollverein Wachmann, weil ihm sonst das Geld für den Unterhalt nicht reicht, redet auf zwei Jüngere ein.

„Wenn heute einer arbeiten will, findet er seine Arbeit.“

Die Jungen maulen unbestimmt dagegen. Man kann Werner Grube anmerken, daß er geneigt ist, ihnen argumentierend beizuspringen. Aber dann läßt er es doch sein, statt dessen erzählt er mir weiter von seiner Kindheit.

„Mein Vater war in dieser Zeit damals auch länger arbeitslos. Später hat er mir erzählt, wie die Nazis den Arbeitslosen eingehämmert haben, an ihrer Not seien vor allem die Juden schuld. Die Leute in der Schlange vor dem Arbeitsamt haben es zum Teil gern geglaubt, was ihnen da vorgeredet wurde. Klar, wenn einem das Wasser bis zum Hals steht, wenn man kein Geld für die notwendigste Nahrung und Kleidung hat und einem die Wohnung gekündigt wird, weil man die Miete nicht mehr zahlen kann, dann braucht nur einer kommen und einem versprechen, daß er einem das alles gibt. Und dazu einen Feind nennen, der an allem Schuld hat und hinter dem die wirklich Schuldigen zu verstecken sind.“

Obwohl nicht zu den anderen Gästen sprechend, hat Werner Grube sie sogleich zu Mithörern. Das Gespräch der drei untereinander ist verstummt und ihre Gesichter, in unsere Richtung gewendet, verkneifen sich zu Zweifel und Mißtrauen. Das solarsonnengebräunte Säufergesicht des Schankwirts dagegen behält seine übliche, geschäftsbezogene Wachsamkeit.

„In der Bundesrepublik haben wir zwei Millionen Arbeitslose, wenn die alle bei den Rechtsradikalen wären . . ., aber man weiß, daß sich Geschichte nicht wiederholt.“ Ohne Überzeugung sage ich das, will lediglich vermeiden, daß der österreichische Wirt, so sanft als ihm möglich, gebietet „Bitte keine Politik, nicht bei mir an der Theke, da kommt sowieso nichts dabei heraus!“

„Damals sind auch nicht alle, die zum Stempeln gehen mußten, dem Hitler nachgelaufen, aber eben doch viel genug.“

Als er noch in der Hauptschule hatte hocken müssen, ums Ende der sechziger Jahre, da hatte es mit den Träumen angefangen. Peter Lechner hatte, statt dem Lehrer zuzuhören, die Unterrichtsstunden damit zugebracht, sich vorzustellen, wie es mit ihm werden würde, sobald er einmal den Führerschein machen dürfte. Den verschiedensten Sendungen hatte er Stoff für seine Träume entlehnt. Autotestfahrer, hatte er gemeint, würde er einmal werden. Mit neuen und allerneuesten Autos auf dem Betonoval Runden drehen, dann wieder solche Wagen durch unwegsames Gelände steuern, das würde schon was sein, hatte er gedacht, und über die „Streber“ hatte er damals lächeln müssen, die gerade um diese Zeit in die „Oberschule“ übergetreten waren, um irgendwann zu studieren und dann vielleicht Ingenieur oder was ähnlich Langweiliges zu werden. Er, der Testfahrer Lechner, würde den Ingenieuren mit all ihrem anstudierten Zeug im Kopf sagen: Da habt ihr Mist gebaut! Eine ganz lahme Ente habt ihr da konstruiert! Und „Danke, Herr Lechner!“ würden die studierten Herrn zu ihm sagen müssen. Er darauf: Bitte! Kurz angebunden, und er würde heimfahren in seinem privaten Sportauto, heim in seine modern eingerichtete Wohnung, so modern, wie sie immer in den Werbesendungen zu sehen waren, wenn Margarine oder Reinigungsmittel dran waren. Obwohl er den Benzingeruch eigentlich recht gern mochte, würde er ihn sich im farbig gefliesten Bad abduschen. So hatte er sich als zehn-, elfjähriger Hauptschüler den erwachsenen Lechner erträumt. Schon als Grundschüler in der zweiten Klasse waren ihm alle gängigen und die meisten selteneren Autotypen geläufig gewesen und er hatte ihre farbigen Bilder aus den Kaugummipäckchen gesammelt, von der Mutter deswegen etliche Male verwiesen, er solle doch besser etwas für die Schule tun, als nur diese Autos im Kopf zu haben. „Typisch Weib!“ hatte er bald danach gedacht, wenn ihm seine Mutter mit solchem Gerede gekommen war. Weil er es von seinem Vater so in Erinnerung gehabt hatte – abgeschoben war der, als er gerade in die dritte Klasse gegangen war. Von da an hatte seine Mutter nicht mehr, wie zuvor, nur halbtags zur Arbeit gehen können, sondern war bis zum Abend weggeblieben und hatte ihn sich selber überlassen müssen den ganzen Tag lang. Dafür war er von ihr dann gehätschelt worden, wenn sie von der Arbeit kam, vom Film- und Kamerawerk, wo sie untergekommen war als Montiererin. Eine Zeitlang hatte er, danach gefragt, warum denn sein Vater nie daheim sei bei ihnen, erzählt, der wäre Testfahrer, der Automechaniker. Geschieden. Wollte er den anderen nicht wissen lassen, ging die nichts an, womöglich hätten die noch abschätzig über ihn geredet. Und daß seine Mutter mit dem niedrigen Frauenlohn als Hilfsarbeiterin für sie beide den Lebensunterhalt beibringen mußte, hatte ihn auch geniert, nein eigentlich nur die Tatsache, daß sie in der billigen Altbauwohnung ohne Bad bleiben mußten, in der Gegend, in der immer mehr solche ausländischen Kanaken zuzogen.

Als die ersten von denen in der Schule in seine Klasse kamen, als die noch nicht richtig Deutsch verstanden, hatte er es noch leicht ertragen, weil er doch zu den weniger guten Schülern zählte. Weniger guten – das drittschlechteste Zeugnis hatte er bekommen. Nun, zu Anfang eben waren die Ausländer noch in der Schulleistung schlechter als der schlechteste von den Deutschen. Aber schon nach einem Jahr hatte sich dann herausgestellt, daß die Kanakenkinder auch zu

den Strebern gehörten.

Auch so ein Traum: Es ist Krieg und die Ausländer müssen raus aus Deutschland, weil . . . na eben, weil sie keine Deutschen sind. Und er ist natürlich Soldat, irgendwo an der Grenze. Soldat Peter Lechner auf wichtigem Vorposten oder so. Solche Sachen standen in den Heftchen, seine Mutter sagte Schundheftchen dazu, typisch Weib, verstand nichts davon. Beschrieben wurden in ihnen die Abenteuer der deutschen Landser im zweiten Weltkrieg. Klar, dieser Krieg ist von den Deutschen verloren worden, aber daß er verloren wurde, war nur Schuld der ausländischen Verbündeten. Das wußte er von dem älteren Mann von der Heftchentauschzentrale. Über seinen Autofimmel war er an den gekommen, aber bald hatte er sein Taschengeld bei ihm für die Heftchen gelassen. Ein gut erhaltenes Landserheft kostete fünfzig Pfennig und für zwei gelesene erhielt man immerhin wieder eines zurück. Beim Heftchentausch war er dann auch mit Gleichgesinnten bekannt geworden. Ja, zu einer Gesinnung war er über seine Träume gelangt. Die Träume freilich, die waren solche geblieben, denn als er mühsam gerade noch seinen Hauptschulabschluß geschafft hatte, war es mit einer Lehrstelle in einer Autowerkstatt nichts geworden, weil die Schlußnoten zu schlecht ausgefallen waren. Beim Heftchenmann hatte er sich auch den Zuspruch geholt, den er sonst nirgends finden konnte.

„Na, wo fängst du jetzt deine Lehre an?“

„Scheiße, noch nichts gefunden.“

„Wird schon werden, mußt eben dranbleiben mit dem Suchen!“

„Wenn sie mir doch ein so beschissenes Schlußzeugnis geschrieben haben! Mit dem ist kein Drankommen.“

„Wird eben so ein Sozi-Lehrer gewesen sein.“ Wie der Heftchenmann das so leichthin gesagt hatte, war es vom Peter Lechner nicht genommen worden. Vielmehr hatte er darum herum einen neuen Traum gesponnen, weit entfernt von jeder Realität und nicht begründet durch irgendeinen wirklichen Vorfall in der Schule. Sozialdemokrat? Vielleicht. Nein, ein getarnter Kommunist war sein Lehrer gewesen, so einer, wie die, von denen man nun in den Zeitungen lesen konnte, daß sie nicht mehr in den Schuldienst gelassen wurden. Gespürt mußte der irgendwie haben, daß er in ihm, Peter Lechner, einen nationalen jungen Deutschen vor sich hatte. Genau das war's, deswegen hatte er ihn laufend schikaniert mit boshaft ausgeklügelten Fragen, hatte ihm deswegen schließlich auch ein so mistiges Abgangszeugnis verpaßt, um ihm für seinen Weg in die Zukunft einen Knüppel zwischen die Beine zu werfen. Aber er würde es schaffen! An dieser Stelle lenkte er seinen Traum scharf nach rechts: Er, Peter Lechner, angetan mit einer stramm sitzenden Uniform trat hin vor seinen Lehrer. Blicke in das überraschte Gesicht dieses Weichlings. „Das freut mich, daß aus dir doch noch was geworden ist, Peter Lechner“, ließ er ihn noch sagen, dann scheuchte er ihn hinunter auf den Schulhof. „Papierfetzen aufheben, Herr Lehrer, mit Ihrem Unterricht ist es aus! Los, los, ein bißchen plötzlich!“ Nein, als er noch bei dem zur Schule gegangen war, nie hatte der gegen ihn solch einen Ton angeschlagen. Lechner bedauerte es. Was hätte er noch viel mehr ein ganzer Kerl werden können, hätte ihn der Lehrer in der Schule geschliffen, bis ihm das Arschwasser gekocht hätte. Waren nicht

eigentlich seine Lehrer in der Hauptsache schuld daran, daß er nun so seine Schwierigkeiten hatte? Schwierigkeiten, die er freilich schon überwinden würde, wenn, ja wenn . . .

Werner Grube erinnert sich gut seiner Schulzeit, obwohl die doch lange zurückliegt.

„Meine Eltern haben schließlich eine größere Wohnung bekommen. Mein Vater sagte, daß es in München schon immer oder jedenfalls mindestens die letzten sechzig Jahre knapp war mit den Wohnungen. Wir sind in die Herzog-Max-Straße gezogen. Das Haus gehörte der Jüdischen Gemeinde und daneben war gleich die Synagoge. Diejenige, die einmal da hinter dem Künstlerhaus gestanden hat, wo heute der Parkplatz des Kaufhauses Oberpollinger ist. Drei Wohnhäuser und die Münchner Hauptsynagoge waren da. 1936, im Olympiajahr, hätte ich in die Schule kommen sollen, aber ich war noch zu klein, da bin ich dann zurückgestellt worden und habe mit dem Schulegehen erst ein Jahr später angefangen. Die Schule für jüdische Kinder war ja weiter weg, in der Herzog-Rudolf-Straße, das waren zu Fuß zu gehen so zwanzig, fünfundzwanzig Minuten, eine halbe Stunde fast. Ein Jahr danach bin ich in das jüdische Kinderheim in der Antonienstraße gekommen, von da aus war es noch weiter. Aber da sind wir dann immer zu mehreren gegangen.“

Winterschlußverkaufszeit 1982. Der Trubel der einkaufswütigen Nur-Hausfrauen ist vorüber, zwei junge Verkäuferinnen können Mittagspause halten an diesem sonnigen Wintertag. Zunächst halten sie es für einen plumpen Annäherungsversuch, als ich sie anspreche. Aber dann lassen sie sich doch auf ein kurzes Gespräch ein.

„Was hier einmal gestanden hat? Also ich kenne das immer schon als einen freien Platz. Ja, ganz früher vielleicht, aber das wird dann durch die Bomben im Krieg zerstört und nicht mehr aufgebaut worden sein, weil man Platz gebraucht hat für die Autos.“

Ich deute zum Gedenkstein, der an der Ecke des weiten Platzes errichtet ist, hinüber. Dieser zweimannshohe Sandsteinblock muß ihnen doch aufgefallen sein. „Den Gedenkstein dort, den hat man zur Erinnerung an die 1939 abgebrochene Synagoge vor einigen Jahren hingestellt.“

Die jungen Verkäuferinnen brauchen nicht hinzusehen, sie kennen ihn. „Ja, aber was da drauf steht, das kann man nicht lesen.“

Sie haben recht, die Inschrift ist hebräisch, auch die Schrift, die Schrift des älteren Teils der Bibel. – Schon im Umwenden, ich will nicht weiter in die beiden freundlichen Verkäuferinnen hineinfragen, hält mich die Gegenfrage der einen von ihnen noch einen Moment fest.

„Warum fragen Sie eigentlich so, sind Sie auch einer von denen?“ Vor nicht ganz eineinhalb Jahren war ich zur Trauer- und Mahnfeier an diesen Gedenkstein dort gekommen, hatte meine fünf Kinder und meine Frau mitgebracht dazu. Die Münchner Israelitische Kultusgemeinde hatte eingeladen. „Nein, ich bin Münchner.“

War es Feigheit? War es, um mich einer Diskussion zu entziehen? Ein „Ja“ wäre ich eigentlich meinem Freund Werner Israel Grube schuldig gewesen. „Sie stecken in Brand Dein Heiligtum, schänden zu Boden Deines Namens Stätte. Sie verbrennen alle Häuser Gottes im Lande. Denke dessen, wie der Feind den Ewigen schmäht!“ So steht es in hebräischen Buchstaben auf dem Stein.

Irmela Brender
Ich werde nicht vom Fallen träumen

Jeder von uns hat in seiner Schüchternheit eine Grenze, die er nicht überschreiten kann, ohne geschmäht zu werden. . . . Doch ist diese scheinbare Grenzverletzung jenen ungeheuerlichen Gewohnheiten vorzuziehen, die von Etikette und Ästhetik gutgeheißen werden.

Man Ray

„Was wirst du tun?“ fragte der Mann, der um sie herum war. Er wirkte bedrückt, sie schien eher vergnügt. Doch sie schrie jede Nacht. Es war für ihn nicht mehr auszuhalten.

„Ich gehe zum Traumdeuter.“

„Nach Indien?“ Das traute er ihr zu.

„In die C.-G.-Jung-Klinik.“

„Aber du sagst, du träumst nie.“

„Vielleicht bringen sie es mir bei.“ Sie stellte es sich vor wie eine Rückkehr in die Schule: Man lehrte sie das Träumen, dann träumte sie, dann besprachen sie gemeinsam den Traum so lange, bis sie begriffen hatte wie man träumt und nicht schreit. Sie hatte immer rasch begriffen, und es machte ihr Spaß, Neues zu lernen, noch dazu, wenn es nützlich war. Es würde nützlich sein, diesen Mann nicht mehr durch Schreie aus dem Schlaf zu schrecken, so daß er besser ruhen konnte für seine wichtigen Tage. Er nahm alle seine Tage wichtig.

In der Klinik wurde sie zu einem geführt, von dem sie nicht wußte, ob er Lehrer war oder Arzt, jedenfalls fielen ihr, als sie ihn sah, Gesellschaftsszenen aus alten Filmen ein, in denen Tischherren schwarzweiß wie Pinguine neben aufgeputzten Damen saßen.

Ihr Pinguin klapperte mit dem Schnabel und sagte: „Zum Beispiel Angstträume: Frauen träumen meist vom Fallen. Männer träumen von Tunnels.“ Sie mußte lachen. Er sprach wie ein kecker Pinguin zu einer Pfauendame, und noch dazu über Freud. Sie wünschte sich einen Fächer, dann hätte sie ihm

neckisch auf die Finger geklopft. So sagte sie: „Ich werde nicht vom Fallen träumen. Ich falle gern.“ „Sie meinen, Sie tun es bewußt? Dann wäre es – springen.“

„Fallen“, widersprach sie und machte es ihm vor: Mit geschlossenen Augen saß sie auf ihrem Stuhl und fiel und fiel. Von einer Felsspitze in die Zärtlichkeit des Meeres. Nur zu Beginn brauchte es Mut, dann kam Gelassenheit, und dann die sanfte Freude. Sie öffnete die Augen und sah, wie erschrocken er war. „Man kommt immer wieder an“, sagte sie beruhigend.

„Wo?“

„Bei sich.“

Da setzte er sich Brillen auf: Hornbrillen, Goldrandbrillen, Nickelbrillen, Nah-/Weit-Brillen, Sonnenbrillen, Spiegelbrillen, eine über die andere, bis seine Augen ganz verborgen waren. „Erzählen Sie mir von Ihrer Kindheit“, sagte er.

Gehorsam erzählte sie von der Zeit, in der sie ein Hund gewesen war, ein kleiner struppiger, sehr mager, schwarz mit roter Zunge und immer im weißen Schnee. Sie hatte an Bäumen und Mauern geschnuppert, vor allem aber und immer wieder an Bahngleisen. Es hatte sehr wenige Hunde gegeben wie sie zur Zeit ihrer Kindheit, und wenn, dann waren sie größer gewesen und rasch verschwunden.

Der Pinguin mit den Brillen hatte sich jetzt ein Haus gebaut aus weißem Papier, darin hielt er sich versteckt. Dumpf fragte er heraus: „Können Sie Ihre Eltern beschreiben?“

Sie verwarf den Gedanken, die Pantoffel zu beschreiben, beigebraun kariert, die über steile spitze Steine stiegen, bis das Blut hervorquoll. Und von der weißen Schürze mit den rötlichen Härchen darauf, die in der Sonne glänzten, mochte sie auch nicht reden. Aber um gefällig zu sein, berichtete sie, wie ihr Vater eines Tages eine Schachtel mitgebracht hatte, viel größer als ein Schuhkarton war sie kaum gewesen. Er stellte sie auf den Boden und hob den Deckel ab, da sprang die Mutter hinein und faltete so lange zierlich ihre Glieder, bis der Deckel wieder paßte. Der Vater schob die Schachtel unter den Tisch, an dem er dann mit Männern saß, die Ströme schwarzer Ameisen aus ihren Mündern hervorquellen ließen. Die Ameisen füllten den Boden des Zimmers, das Gekrabbel stieg schon die Wände hoch, und immer mehr Kriechtierchen flossen aus den Männermündern. Die Mutter in der Schachtel klopfte und kratzte. Der Vater hob die Schachtel auf den Tisch und lüpfte den Deckel. Da stieg die Mutter empor, warf ihm einen Blick voll Freundlichkeit zu und faltete sich wieder zusammen.

„Jugend!“ kam es aus dem Häuschen. Wenn sie nicht hinschaute, verstärkte er die Papierwände offenbar mit Büchern, bis zur Hälfte waren sie schon unterarmdick.

In der Jugend, das war rasch erzählt, war sie mit Edmond Dantès im Château d'If gewesen bei Wasser und Brot und hatte von der Freiheit und der Zukunft geträumt. Doch bevor Edmond noch Graf von Monte Cristo werden konnte, hatte er es an der Lunge bekommen und Blut gespuckt, bei ihr quoll es aus dem Bauch. Edmond wurde daraufhin Reserveoffizier der eidgenössischen Armee, und ihr blieb nichts übrig, als mit Lumpen zwischen den Beinen auf den Tod

warten, der unerklärlich lange aufgehalten worden war.

Die Tür wurde geöffnet, ohne daß jemand angeklopft hätte, und mehrere Pinguine traten herein, die dem ersten glichen. Sie gruppierten sich um das Häuschen, ließen die Brillengläser funkeln und schossen Fragen auf sie ab.

„Freunde?“

Da wußte sie nicht, wo anfangen. Bei den sprachlosen Kinderwagenkindern, die alles wußten? Bei den Bäumen, unter denen sie die Platanen am meisten schätzte, weil sie großzügig waren? Ober beim barfußigen Jungen, mit dem sie in der VogelVA schweigend Rätsel dachte, wenn die Sonne schien?

„Was ist eine VogelVA?“

„Eine Vogel-Vollzugsanstalt, was sonst. Sie sitzen da hinter Gittern, weil sie ungewöhnlich sind.“ Der barfußige Junge hätte so dumm nie gefragt.

„Feinde?“

Sie zuckte die Achseln. Sie hatte böse Omen gesprochen über die Frauen, die ihre Babys fraßen, so daß sie von ihnen bersten würden, und über die Männer, die andere in Plastikkoffern mit Stahlrahmen ersticken ließen, bis die Leichen ihnen zwischen zwölf und eins bei Nacht die Kehle zuschnüren würden. Das kümmerte sie nicht mehr. Manchmal kamen welche und versuchten schleimige Netze über sie zu werfen, dann ging sie weg. Weggehen war das beste Mittel gegen Feinde, sich langsam entfernen ohne Angst.

Die Gruppe beriet.

Sie hatte Zeit, herauszufinden, daß sich die bebrillten Pinguine ein wenig unterschieden. Einer hatte einen häßlich mageren Hals, der gab ihm etwas Fanatisches. Ein anderer war beleibt ohne Lust. Ein dritter bog sich aus der Hüfte leicht zurück, als wolle er verhindern, daß die anderen ihm ins Gesicht atmeten. Der vom Anfang war gar nicht mehr auszumachen.

Beim Beraten halfen ihnen Gegenstände: Uhren und Kalender und Schreibutensilien, einer benutzte sogar ein Rechengerät. Und dann die Brillen.

Schließlich wandten sie sich ihr wieder zu, und der Fanatische fragte: „Was haben Sie sich von Ihrem Besuch hier erhofft?“ „Ich wollte das Träumen lernen.“ Und sie beschrieb den ungeheuren Spaß, den sie sich vorgestellt hatte – belehrt zu werden, wie man träumt, es zu erproben und über die Ergebnisse zu reden. Sie schüttelten die Köpfe. Offenbar hatte sie schon vor Beginn des Unterrichtes versagt.

Der Zurückhaltende fragte leise: „Leiden Sie?“ Sie nickte.

„Häufig? Beschreiben Sie einen Anlaß – irgendeinen.“

„Oft. Und die Anlässe sind meistens, wie man mir sagt, das alles nicht wert.“ Zum Beispiel ein Plakat auf dem Postamt, den Text darauf hatte sie nie gelesen, das Bild darauf zeigte eine Frau, von der sie auch nichts wußte, doch die Augen dieser Frau begleiteten sie den ganzen Tag und bewirkten, daß sie litt.

„Aber Sie müssen dieses Plakat doch beschreiben können.“ Das konnte sie nicht.

„Ist es ein Fahndungsplakat?“ – „Ein Spendenaufruf?“ – „Ein Suchbild?“ – „Diese Augen“, das war der Zurückhaltende, „sind sie blau oder braun?“

„Ich habe große Angst, daß es meine Augen sind.“

„Wollen Sie damit sagen, daß in Ihrem Postamt ein Spiegel –“ fing der Beleibte

an, doch der Fanatische unterbrach ihn. „Und was tun Sie dann? Was unternehmen Sie?“

„Ich unternehme nichts. Ich gehe aus dem Postamt – und weiter, man geht ja immer weiter – mit dieser großen Angst und Traurigkeit, und ich denke doch, das ist, was man leiden nennt.“

„Sie müßten aber doch wenigstens wissen“, sagte einer, „ob es die Augen einer Ertrunkenen oder einer Mörderin oder einer Bettlerin sind.“

Sie nickte ihm zu, „Das alles. Ich sagte ja – ich habe Angst, daß es meine Augen sind.“

Da wurden die Pinguine sehr unruhig. Sie griffen in ihre Taschen und holten Spritzen hervor. Drohend richteten sie die Spritzen auf sie, und zuerst lachte sie noch und sagte: „Lassen Sie doch das mit Freud. Das weiß nun jeder, und es hilft nicht mehr viel.“ Aber sie brachen Ampullen die Spitzen ab und zogen die Spritzen auf und kamen näher.

Da merkte sie, wie sie ihre Zeit vertat, und faßte die Gruppe vor dem Häuschen aus Büchern und Papier so ins Auge, daß sie immer kleiner wurde und sich immer weiter entfernte. Als sie schon keine Pinguine mehr unterscheiden konnte, nur noch Stecknadelknöpfe, da drehte sie sich um und ging ruhig davon.

Draußen ging sie lange und schaute allen ins Gesicht, die ihr begegneten. Hin und wieder, nicht häufig, erkannte sie einen anderen Schreier in der Nacht. Es gab mehr Schreier, als es in ihrer Kindheit schwarze struppige Hunde gegeben hatte. Einmal kam ihr der Gedanke, daß sie nicht zurückgehen würde zu dem Mann mit den wichtigen Tagen, dem sie die Nächte störte. Sie ging einfach weiter.

Sergej Michalkow Der Schlüssel

Zu allen Schlössern gibt es Schlüssel, vielgestaltig verschiedener Systeme, klein und groß, auch einen Schlüssel, der wird streng geheimgehalten – den Schlüssel zu des Nuklearkriegs Schloß.

Ein Ruck genügt – und unheilschwangere Raketen, sie stürmen los. Es wird in dem Moment gefällt das Todesurteil über den Planeten, vernichtet wird dann Kontinent um Kontinent.

Doch wenn du Dichter bist, glaubst an die Macht des Wortes, so find den Schlüssel zu den Herzen aller auf der Welt, die für den Frieden kämpfen wollen allerorten, damit den andern aus der Hand ihr Schlüssel fällt.

Aus dem Russischen von Sepp Österreicher

Fritz Deppert Aufforderung

Sag's weiter,
sag's Kindern,
sag's Kindeskindern,
es reicht nicht aus
zu warten, bis es brennt,
um Feuer zu schrein.
Sag's weiter,
sag's Kindern,
sag's Kindeskindern,
es ist falsch,
am Tag nach den Feuern
zu schweigen,
die Brandstifter trauen sich
hervor aus den Verstecken;
schreit jetzt.
Sag's weiter,
sag's Kindern,
sag's Kindeskindern,
es reicht nicht aus zu warten,
bis es brennt.

Abrüstung

Die Taube auf dem Dach,
wozu der Steinwurf,
der sie verjagt;
Stein und Treffsicherheit
sind Wechsel der Zukunft.
Ich setze dagegen
Geduld und die Geste,
die versöhnt.
Ich öffne die Fäuste,
füttere die Tauben
und verschenke
in Fußgängerzonen
den Talisman Hoffnung
an jeden, der zuhört,
den andern steck ich
ihn in die Tasche.

Friedensmarsch

Heraus aus den Häusern, heraus,
es ist Zeit, es ist Zeit,
öffnet die Fäuste und schreit
nach Frieden.
Wer heute Angst hat,
auf den Straßen zu frieren,
wird morgen hinter seinen Mauern
im Schlaf oder am Eßtisch krepieren.
Wer sich verkriecht,
um nicht im Regen zu stehn,
wird nicht spüren,
wie sich die Winde drehn,
ihm stürmt's und regnet's bald
in die gute Stube.
Wer heute kuscht vor der Gewalt
seiner Obrigkeit,
wird morgen als Asche, stumm und kalt,
um den Erdball treiben.
Zeit ist's, Zeit,
laßt's euch hinter die Ohren schreiben,
heraus aus den Häusern, heraus,
öffnet die Fäuste und schreit
nach Frieden.

Uli Becker

Kofferpacken für die Katasrophe

Als letzter Spot vor der Wetterkarte
eine Nachricht von zugelöteten Fässern,
die auf Veranlassung der Bundesregierung
an einem geheimen Ort gelagert würden:

Ein Kameraschwenk durch das Gewölbe,
wo die Dinger stehen, in Reih und Glied,
proper wie Bilder aus dem Entsorgungspark
(„Bürger, schützt Eure Anlagen!“).

Anders als der Nazischatz im Kyffhäuser
bestehe der Bundesgral aus Mikrofilmen,
die das kulturelle Erbe archivieren –
Endlösung für die Frage des DANACH?

Gewiß, mit Golddukaten und Klunkern
wird kein Staat mehr zu machen sein,
und an den Kulturdenkmälern haben sich
die Menschen ja nie sattsehen können:

Gedacht vermutlich an eine Holographie
vom Kölner Dom, inmitten der Wüste,
wie die Freiheitsstatue, die im Film
Planet der Affen aus dem Sand ragt . . .

Was aber, wenn die zuständigen Herren –
seit über 35 Jahren im Frieden lebend,
ohne Vertrag, einfach so ganz locker –
das mit dem Packen für den Ernstfall
ebenso locker gesehen haben (gewöhnt
an den kleinen *AluStar*, der ausreicht
für ein Weekend mit der Referentin,
was braucht man, ist ja warm da . . .),

wenn die Fässer, wie die mit Atommüll,
korrodieren in der Gruft, morsch werden
und dann, wenn's knallt, aufplatzen
wie die Koffer beim Flugzeugabsturz?

Ein radioaktiver verseuchter Gummihand-
schuh aus Biblis bleibt, was er ist,
die Diaserie aber von Dürers Händen
dürfte nach 1000 Jahren in der Salzlake

nur mehr ein Schatten ihrer selbst sein:
„Kucken hier, *After Eight* – kaputt!“
ziehen die Mutanten lange Gesichter,
oder was immer sie stattdessen haben.

Michael Hillen
verschwundene welten

als die arbeiter begannen, aus
den hüllen der bomben
tausend verschiedene motive zu formen
(darunter gramophone, zierliche teekannen,
putzige nachttöpfe und ziselierter
pyramidenartige ständer, in denen man
räucherstäbchen stecken konnte)
für die frisch gebeizten setzkästen
in den wohnzimmern der familien
und pärchen,
gab es keine dritte welt mehr, und
auch die erste und die vierte
waren verschwunden.
es gab nur noch die welt,
und in der hatte niemand hunger,
oft aber appetit,
die menschen hatten arbeit, eine wohnung
und viel optimismus, unendlich viel.
interessierte drucker, schlosser oder
philologen mußten das wort elend
im fremdwörterlexikon
nachschiessen. und taten es gerne.

J. P. Stössel
Kampflied für die Liebe

Das ist noch alles da

Die Äpfel in den Bäumen
der Himmel
pflaumenblau
und Heu
und Stroh in Scheunen
und deine Augen
schau

Die A stern hinter Zäunen
die Wege
her und hin
ein Korb
voll wilder Beeren
und Spinnenfäden
Licht
und Pilze
wie in Träumen
und deine Hände
nimm

Das ist noch alles da
Wir müssen es nur holen
bevor die Kraft uns fehlt
Ich sag nicht nur
Nein danke
Ich will
was uns gehört
ein Stück vom Sonnenkuchen
des Wassers langen Arm
und Wind mit offenen Ohren
ein Haus
vom Atem warm

Ich könnt
den Mond nicht melken
weil sich nicht alles reimt?
Ach laß
die Worte welken
Ich bin nicht aus Papier

In meinem Mund
wächst Minze

So still ich
deinen Durst
ein Bach
noch nicht vergiftet
Die Fische singen mit
wenn wir den Kampf ansagen
und wehren uns der Haut

und haben nicht vergessen
wer Hunde auf uns hetzt
und sehen wer noch die Messer
an unseren Scharten wetzt

Susanne Hennemann
Stürzender
(Max Beckmann)

Im Sturz
sich Netze knüpfen
wer kann es?

Gerd Herholz
Kleines Sonett

Der Krieg wird kalt.
Noch warm der Fried,
noch hell das Lied.
Der Tod singt's bald.

Der Schmerz wird laut.
Das Weinen leis,
was ich wohl weiß.
Wer sich nicht traut

und will sich nicht kümmern,
muß enden in Trümmern.
So schrei: Alarm!

Wir werden's schon schaffen,
brauchen keine Waffen.
Der Friede wird warm.

Artur Troppmann
Nach meinem Tod

Ich liege
in meinem Sarg
während durch die
Fabriken
meine Gedichte toben,
lachen, beißen, brennen.
Respektlos treten sie
den Kapitalherren
gegen den Bauch.

Mein Körper wird
in die Erde gesenkt.
Aber solange
meine Gedichte
gebraucht werden
bin ich nicht tot
aber solange
das Recht
nicht erkämpft ist
werde ich nicht
gestorben sein
und selbst wenn alles
erreicht ist
wecken mich manchmal
zwei lesende Augen
ins Leben zurück.

Werner Dürrson
Zur Frage der Versöhnung

Das Beil hat es gut
auch der Holzklotz

die bringt erst der
Zwiespalt zusammen

aber wie geb ich
dem Vater die Hand

die er mir abschlug

Sylvio Tasmani

Es gibt Leute
die sind so alternativ
wie der Pluspol
der den Minuspol bekämpft
und dabei glaubt
er kämpfe gegen den Strom

*

Es ist verboten
die Anwendung von Gewalt
zu fordern

unaufgefordert
schlägt die Polizei zu

*

– ich habe es nicht gewollt –
Wilhelm II
nachdem der Krieg verloren war

Klaus Bischoff Aussichten

Die Eltern haben aufgegeben
den Kindern Angst zu machen
mit der Polizei.
Es genügt der Hinweis
auf die Zukunft.

Versuchung

„Was glaubst du denn,
was richtig ist?“
fragte mich der Kirchgänger.

Wilfried Bienek Gipfeltreffen

Der Kanzler
aller Schmidts
trifft
den Präsidenten
aller
Smith & Wessons

Der Apfel,

rot, glänzend, groß
mit Name
D E M O K R A T
stammt aus
Südafrika

Fritz Werf Linkericks

In Koblenz entlassen wurde neulich
ein Bahnmann auf Zeit, der treulich
diente. Allerdings
hat er oft links
die Karten gestempelt, was greulich.

*

Bewegung im deutschen Haus
verheißt Franz Josef Strauß.
Wie wahr!
Dies Jahr
wandern die ersten schon aus.

*

Ein Landrat zeigt keine Bedenken,
dem Kreis ein Atomwerk zu schenken.
Zweifel zerstreut
er hochofrennt,
da Aufsichtsratsgelder ihn lenken.

*

Es fehlt in den Ballungsräumen
nicht nur an Frischluft und Bäumen:
Das Grundwasser stinkt,
und es sinkt und sinkt –
doch Preise und Ängste schäumen.

*

Ein Angler fängt Fische im deutschen Rhein
und wirft sie voll Abscheu wieder hinein.
Zu essen den Dreck
hat keinen Zweck –
er will keine Hobby-Leiche sein.

*

Gespart werden müsse jetzt Benzin
verlangt ein Konzernchef in Berlin
besorgter Miene.
Besteigt die Maschine
und jettet zum Flirt nach Turin.

*

Den Rheinfreund Philippe Lecoœur
nahmen Zöllner deutschseits ins Verhör:
In seinem Coupé
lag die HUMANITE.
Lecoœur kommt so schnell nicht mehr her.

*

Rainer W. Campmann
Kindheitsbild

Als ich eben die Nase
übern Küchentisch heben konnte
besaß ich
eine (kaputte) Eisenbahn
ein Dutzend Glasmurmeln
und hundert Knickel
braune rote blaue
ein Fahrrad (mit 'ner Acht)
Niemand besaß mehr

Ich verstand nicht
warum Mutter so oft weinte

Ich würde so alt werden
wie der Stein
auf dem ich saß
wie der Wald
der Rübezahl versteckte
Das war klar
Doch niemand wußte davon

Hinterm Bahndamm
die Welt mit Brettern vernagelt
der Zaun zu hoch
um drüberzuspringen
Die Zechenschornsteine Finger Gottes
Die Ruhr ein Grenzfluß

Die Straßenbahnschienen Anfang und Ende
Dortmund ein fernes Land
Das Wirtschaftswunder ein Nikolaus
der nicht in die Vorstädte kam

Wie meine Spielkameraden aß ich trocken Karo
geröstet auf'm Ofen
geschnippelte Pellemänner als Belag
was anderes
hätte mir nicht geschmeckt
Ich trank täglich ein viertel Liter Milch
mehr wäre ungesund gewesen

Die Witwen- und Waisenrente war
ein Geschenk Adenauers
Mutter nähte bis ihr die Augen zufielen
um dazuzuverdienen

Ungelogen ich konnte
drei Minuten unter Wasser bleiben
(allerdings nur
wenn ich mir die Nase zuhielt)

Ich konnte stundenlang
in der Sofaecke sitzen und schmökern
(in der Schlacht am Little Big Horn
kämpfte ich auf seiten der Sioux Cheyennes und Arapahos)

Ich konnte loslegen
daß sich die Balken bogen
daß selbst der Lebensmittelfritze
mir glaubte
als er mir die Tafel Schokolade
aus der Hand nahm

Ja vor allem klauen
Äpfel Birnen Johannisbeeren
auf dem Markt in den Gärten
(Mundraub nennt man das wohl)
und Kartoffeln
säckeweise
auf Feldern vom Bauern noch nicht freigegeben
für die Spaten und Hacken der Anwohner
ja vor allem klauen
das war Ehrensache

Als Mutterliebe mich
nicht davor bewahren konnte
vom Lehrer verprügelt zu werden
besaß ich
drei Flugzeuge am Himmel
zwei Elefanten im Zoo
auf dem Feld drei Lercheneier
Niemand besaß mehr

Ich verstand nicht
warum Mutter so oft weinte

Sepp Bierbichler Überlegungen während zweier Wintermonate

Und nebenher „Plattling“ probiert, ein Stück von Herbert Achternbusch

13. 1. 82

Walter Benjamin hat die Wohnung russischer Bekannter als Räume voll herrschender Traurigkeit ausgemacht. Und Heiner Müller sagt, die Kunst muß subversiv sein, um die Wirklichkeit unmöglich zu machen. Was da wohl wieder gemeint sein mag? – Ich kann nur soviel an Nichtwissen zulassen, bereitet durch einströmendes Wissen, wie ich verkraften kann. Und verkraften kann ich nur solange, wie ich darauf reagieren kann. Lasse ich mehr zu, tritt Reaktionslosigkeit ein und damit Resignation. Diese Schwelle des Reagierens auf Nichtwissen (ist Hilflosigkeit infolge Wissen – alles andere, was unter Nichtwissen fällt, ist Informationsmangel, gezielt verschuldet durch das jeweils herrschende System) liegt aber bei denen, die nicht über so viel Zeit verfügen, sich Wissen anzueignen, wie ich, noch tiefer als bei mir. Also werden ihnen meine Informationen, als Künstler, nicht Nahrung sein zum Reagieren, ja nicht mal – und das ist gut eingerichtet von der Natur – zum Resignieren, sondern sie werden mich in allereinfachster Weise einfach nicht verstehen. Und damit bin ich für sie nicht Teil ihres Bereiches und also wird ihnen meine Kunst auch nicht die Wirklichkeit unmöglich machen, um ihnen das Leben zu ermöglichen. Aber nicht, weil sie meine Kunst nicht verstanden haben, sondern weil ihnen die Wirklichkeit konkreter entgegentritt als dem Künstler. Wirklichkeit ist für den Proleten, was er sieht. Daraus entstehen seine Freuden und Ängste. Beim Künstler sieht der Kopf mit. Dadurch wird die Wirklichkeit indirekt, aber deshalb auch breitflächiger, einseh- und vorhersehbar. Wie ist Verständigung möglich, ohne daß der Arbeitende vom Künstler eine Wirklichkeit unterwandert sieht, die er gar nicht nicht haben will?

Hat sich die Politik nach der Kunst zu richten oder die Kunst nach der Politik? – Bevor der Politiker nicht Künstler und der Künstler nicht Politiker und Volk, nicht beides ist, ist diese Frage nicht zu beantworten.

14. 1. 82

Die Wirklichkeit unmöglich machen! – Also Träume einpflanzen! Einen schönen Traum machen, denn mit der Wirklichkeit kann nur das Häßliche gemeint sein, sonst müßte es ja nicht unmöglich gemacht werden. Für ca. 148 Minuten bietet die Kunst einen schönen Traum an, den sich der Künstler aus seiner Wirklichkeit heraus ausgedacht hat und danach entläßt sie ihn, die Kunst den Kunstempfänger, in seine Wirklichkeit, und wenn er Glück gehabt hat, war der angebotene Traum für ihn ein Kunstdünger und er kann hingehen und einen eigenen Traum träumen.

Aber: Läuft er nicht Gefahr, einen Alptraum aufgesetzt zu bekommen, da er ja als Träumender fern der Wirklichkeit ist und nichts bestimmen kann, der Traum sich aber seine Nahrung aus der Wirklichkeit des Träumers holt, in der er, je nach dem von anderen bestimmt wird, die ihm alles so häßlich bereiten, daß er gar nicht zufrieden ist und ihm der Sinn nach Subversivem geht, auf daß

seine Wirklichkeit unmöglich werde. Diesem wird kein Traum gelingen, der ihm die Wirklichkeit unmöglich macht, da die Wirklichkeit Maß anlegt an seinen Traum und nicht umgekehrt. Wer aber ist da gegen wen subversiv? Der Traum kann nicht gemeint sein im gleichen Atemzug mit subversiv!

Oder? – Die bürgerliche Gesellschaft hat ihren erfolgreichen Anhängern so ruhige und ausgeglichene Formen zu leben geschaffen, daß es darin leicht langweilig werden kann, dem einen oder anderen, und er sich sehnt nach Abwechslung und Ausgleich. Die Ruhigeren unter den Gelangweilten setzen sich hin und fangen an zu träumen und erleben in ihrer Fantasie die Segnungen des Heldentums, die sich die im heftigen Aufbegehren der Langweile Entfremdenden holen, indem sie sich eine neue Wirklichkeit schaffen als betuchte Abenteurer in den entlegensten Winkeln der Erde. In diesem Sinn ist es erlaubt, dem Traum subversive Fähigkeiten zuzugestehen.

Warum erfindet sich da die Kunst nicht neu, wenn es ihr nicht gelingt – und es ist ihr bisher nie gelungen – an die nicht so Erfolgreichen einer Gesellschaft heranzugelangen, um deren Wirklichkeit zu verändern, auf daß es ihnen möglich werde zu träumen wie die Erfolgreichen? (Nur der Sklave, ohne eigene Kraft zur Veränderung seiner Wirklichkeit, fängt an, schöne Träume zu träumen, ohne Angst, so wie die werdenden Christen Roms.)

Die bürgerliche Kunst muß subversiv sein, um sich selbst unmöglich zu machen.

15. 1. 82

Der Achternbusch wird nicht alt, weil er nicht weise werden kann. Wer im beweglichen Alter nicht so ständig aktiv und produktiv sein kann wie er, muß weise sein. (Das ist nicht unbedingt ein Stabbruch für Weisheit.) Der Brecht ist auch nicht alt geworden und sah schon uralt aus.

18. 1. 82

Als ich den neugewonnenen Achternbusch nach der Lektüre von „Stunde des Todes“ verloren glaubte, aufgrund der meiner Erziehung total widersprechenden Umgehensweise mit Tabus, Sprache, Gefühlen, da war ich sehr traurig. In Wirklichkeit hatte ich ihn da erst gewonnen, weil ich jetzt begann, die Erziehung zu brechen.

Heute, da ich mich gestern entschieden habe, ihm keine Zuständigkeit in gesellschaftlicher Hinsicht mehr einzuräumen, bin ich wieder traurig. Ich hoffe es ist ein gutes Zeichen dafür, daß ich ihn los bin. Seine Kommunisten-„Enttäuschung“ kann in einer persönlichen Aversion gegen mich gründen. Oder seine Aversion gegen mich kommt aus seiner „Enttäuschung“. Egal! Er wird dabei in seiner Blindwütigkeit so dumm, daß es nicht lohnt, ihm zuzuhören.

Was wünscht sich das bürgerliche System mehr, als so einen gut aufgelegten Pluralisten?

Wenn die gesellschaftliche Stellung der Intellektuellen und Künstler, der Geisteswissenschaftler, nicht abgehoben wäre von der der Arbeiter, würden sie wohl zu anderen Ausdrucksweisen, den Arbeitern verständlicheren, gelangen. Unter Umständen sogar zu anderen Ergebnissen. – Aber wo soll das ausprobiert werden?

19. 1. 82

Robert Steigerwalds Vortrag war gehalten von einer von allen Seiten erfolgten Durchdachtheit, auch bei seinen „unsensiblen“ Ausfällen.

Die „Formelinhaber“ verfügen nur über die Formeln, damit werden sie nie die Leerräume eines verunsicherten Fragers schmerzlindernd füllen können, auf daß er selbst in der Lage ist, mit Schmerz umzugehen.

Wenn den radikalsten Formulierungen des Klassenstandpunktes die Durchdachtheit gleichsam als bruchfeste Verankerung unüberhörbar anhaftet, als dazugehöriges Teil eines Ganzen, entsteht im Hörer der Zwang, nicht zuerst zum geäußerten Klassenstandpunkt, also dem Inhalt, sich zu verhalten, sondern zum Phänomen der Absolutheit, mit der so Ungeheuerliches ausgedrückt werden kann. Unweigerlich kommt er ins Gehege, in der Folge auch mit dem Inhalt, und dieser nimmt dadurch für ihn Gestalt an, selbst wenn er sich im Ergebnis gegen ihn entscheidet.

Das ist Indoktrination durch eigenes Denken infolge eines äußeren, formal ausgebufften Anstoßes.

21. 1. 82

Cafe BfG / Nebentischlergespräche

Einer: Höherer Bankangehöriger / Anderer: Kreditnehmer, mittelständischer Geschäftsmann

Erster Teil: Das Geschäft

Zweiter Teil: Privates (Wie das private Geld angelegt wird, zu privaten Zwecken, Umfang zwischen fünfhunderttausend und eineinhalb Millionen, Lebensabendobjekt des Bankers: Erwerb und Inbetriebnahme eines Hotel Garni, Einzugsbereich München).

Dritter Teil: Letztes Aufeinandertreffen der Jungs der beiden Clubs aus München und Frankfurt / Sportart: Tennis

Vierter Teil: Die Weiber kommen dazu und es wird gemütlich unter Flachsen und lebenswürdigen Unwichtigkeiten.

Aber wieso sollten die noch dargestellt werden? Für wen? – Anderes zu denken ist nicht möglich bei diesem Zuhören. Zahlen und Gehen.

Aber wohin? Die Hochhäuser der Banken sind eindeutig die neuen Burgen und Festungen der neuen Herrscher. Sie stehen so, daß sie von einem Punkt aus immer alle sichtbar sind. Ein Entrinnen ist unmöglich.

Erinnerung an ein Achternbuschzitat (in Abwandlung): Wird die Zukunft im Untergang der Banken ebenso eine Notwendigkeit erkennen, wie uns die Burgen ein Zeichen notwendiger Wandlung sind?

23. 1. 82

Stellen wir in unseren Ländern den Sozialismus her – der Utopie frönt ja noch so mancher von euch – durch Vernichtung des Kapitalismus – ihr traurigen Arschlöcher – dann wird sich der reale Sozialismus schnell ändern. Ihr kümmert euch zu anhaltend um die Mißstände drüben, weil ihr unfähig seid, die hiesigen erfolgreich zu bekämpfen, vor lauter Selbstkümmernis. Was dazwischen liegt, wird keinem Verrat geopfert.

2. 2. 82

Die Ursache der Verständigungsschwierigkeiten (Konversationsprobleme) ist natürlich auch, daß ich die, mit denen ich reden könnte, innerlich ablehne, weil mir die Sinnlosigkeit von deren Engagement bewußt wird durch die Sinnlosigkeit meiner eigenen Tätigkeit – am Theater. Und bei denen, um die es geht, werde ich müde, weil sie mich nicht genügend fordern, bzw. ich mich zu wenig auf sie einlasse, weil sie sich in der Banalität zu schnell erschöpfen, jener Banalität, von der ich aber weiß, daß sie das Eigentliche ist und nicht weniger zuständig als das reiche Wissen der Sinnlosigkeiten. So pflege ich wissend ein Dilemma und werde darüber einsam. Das ist das Wesen des bürgerlichen Theaters.

3. 2. 82

In einem Interview aus Anlaß seines gesundheitlichen Zustandes sagte Kreisky, zum ersten Mal hätte in einem sozialistischen Land die Chance bestanden den „Kommunismus inhaltlich etwas zurückzustufen“, aber die Polen hätten die Gelegenheit nicht genutzt, weil sie zu schnell alles wollten, ihr Vorgehen war „revolutionär, nicht evolutionär“. – Zum letzteren: Ja von wem! Aber am Anfang ist alles gesagt. Es ging eben nicht nur darum, Lebensbedingungen, also Formen des Zusammenlebens unter sozialistischen Bedingungen zu verbessern, sondern den Kommunismus inhaltlich zurückzustufen, was von Solidarnoscführern ja immer bestritten wurde.

Erstaunlich Kreiskys sozialdemokratische Ehrlichkeit, die zeigt, wie zwischen realem Sozialismus und Reagan das sozialdemokratische Wischiwaschi sich als das einzig Mögliche begreift. Wenn ein Politiker auf Lüge und Täuschung verzichten kann, glaubt er eine Mehrheit hinter sich zu haben.

6. 2. 82

Das was ich zu verhindern mir vorgenommen habe, ist passiert. Die Entfremdung von den Einheimischen hat endgültig stattgefunden. Vor ihren Wirtshäusern drücke ich mich herum und gehe nicht mehr hinein. Als Regulatoren für erworbenes, privilegiertes Wissen und freie Einsamkeit kommen sie nicht mehr in Frage; auch nicht als Interessenten an Erfahrungen, die sie nicht machen können. Die immer noch gleiche Sprache klingt ihnen aus meinem Mund unnorm. Über allem liegt eine eigentümliche Unwärme und wartet als Sehnsucht heraus aus der Einsamkeit. Warnend läßt das Alleinsein Gedanken an Irrsinn und Lebensüberdruß zu und wird gemaßregelt von einer immer noch funktionierenden Kraft aus Disziplin und Hoffnung. Die Fähigkeit dialektisch zu denken und zu fühlen genießt noch immer Nahrung aus der Entscheidung zur Parteilichkeit.

So kann der Gefesselte nicht sterben, dem ein hungriger Adler die immer wieder nachwachsende Leber wegfrißt. Der Tod des Adlers ist die Hoffnung. Die nachwachsende Leber die Anomalie, Parteilichkeit und Disziplin halten die Fesselung. – So ein windiger Grieche!

8. 2. 82

Als Mitglied der Gesellschaft, zu ihrem Nutzen, ist der Wert des Individuums nicht anders zu messen als der, der von der Gesellschaft dem Krüppel beigemessen wird. Nur im Individuum selbst wächst das Universum und es maßt sich an, der Gesellschaft als gleichwertig gegenüberzutreten. Das ist genausowenig zulässig, wie es der Gesellschaft erlaubt sein darf, ihre Zusammensetzung aus allen ihren Individuen zu mißachten.

Das Universum in der Individualität des Krüppels erleidet eine Beschränkung (objektive) dadurch, daß er, um existieren zu können, auf die sicht- und nachweisbare Unterstützung anderer Individuen angewiesen ist. Die Ausdehnung seines Ich gegenüber der Gesellschaft wird bestimmt von der Hilfe, die er aus ihr erfährt – durch deren oberflächliche Wahrnehmbarkeit.

Die Lohnabhängigen sind der Teil der Gesellschaft, der die Entfaltung seines individuellen Bewußtseins am deutlichsten in Abhängigkeit von den ökonomischen Bedingungen erfährt. Entsprechend ist das Verhältnis seiner Individuen zur Gesellschaft. Durch die oberflächliche Wahrnehmbarkeit dieser Abhängigkeit vergleichbar dem Verhältnis des Krüppels zur Gesellschaft. Das Ich verhält sich seinem gesellschaftlichen Bewußtsein entsprechend.

Die kapitalistische Gesellschaft behandelt ihre Proleten wie ihre Krüppel, indem sie die Entfaltung des Ich zum Universum in Aussicht stellt, zur Beseitigung aller Entbehrungen, aber – sichtbar beim Krüppel – zur Entwicklung der Voraussetzungen nicht in der Lage ist.

Die Alternativen sind das typische Produkt ihrer bürgerlichen Erziehung. Dabei spielt es keine Rolle, ob sie aus proletarischen oder kleinbürgerlichen Verhältnissen stammen. (Die großbürgerlichen klammere ich aus, die behalten meist ihr Klassenbewußtsein.) Ihre Haltung ist eine protestlerische. Aber aufgrund der Beeinflussung ihrer Erziehung durch das bürgerliche System, verfügen sie über kein kollektives Bewußtsein. In ihrem Protest verlassen sie das Alte und akzeptieren aber in ihrer selbstgefundenen Neuordnung nur Ihresgleichen. Andere setzen sie ihren Verhaltensweisen aus wie Hundeliebhaber Hundelose ihren Wauwau.

Trotzdem kann ein Grüner manchmal erträglicher sein als ein Hundebesitzer.

10. 2. 82

Der Verdacht, einen unfreundlichen Blick eingefangen zu haben, verlangte mir bei der Bestellung der zweiten Tasse Kaffee einen Moment aggressiver Aufmerksamkeit für den Kellner ab. Die Tasse serviert, verlangte er beide Tassen zu kassieren. Nun gelang es mir, seinen Blick als nicht unfreundlich, sondern als abschätzend und bereits urteilsnah zu entziffern. (Ich hatte ein stoppelbärtiges Gesicht vor dem Kopf und unterschied mich dadurch von der glatten Gepflegtheit der anderen Köpfe im Intercity-Restaurant.)

Dieser Moment formte dem Kellner ein fremdländisches Gesicht, und ich stellte fest, daß er Pakistani war. Kurz abgehackt wie sein sechsmarkvierzig zog mir Haß durch den Bauch und während er für den Zwanziger dreizehnmarksechzig zurückzählte, ersah ich die dunkle Haut der anderen Bediensteten und überlegte, was zu tun sei.

Während die Kondensmilch von Bärenmarke den Kaffee einbräunte, schlich

der Nazi in mir zurück ins sichere Versteck des Unterbewußtseins.

12. 2. 82

Die Erinnerung wird eingeholt von der Zeit, und die Zukunft nimmt ihr den Reiz. Man sollte ihr keine Gegenwart gönnen, um ihr die historische Kraft zu erhalten. Renaissance ist wohl die vulgärste Art von Geschichtszerstörung. Durch sie wird Geschichte zum Geschichtchen. Es sollten nicht einmal Kinder damit erzogen werden.

Aber all das gilt nur einer verflossenen Liebe.

22. 2. 82

Um den Achternbüschischen Figuren die Seele einzuhauchen, werde ich sie ein paar Tage vor ihrem ersten öffentlichen Gegenüberstand mit Whisky füttern müssen, damit biegsam wird ihre künstliche Starre für die Geburt.

Gedemütigt leide ich an der Abwesenheit der Poesie in der starren Sprache des starren Todes, die ihm der Dichter so reichlich versagt, um selber so reichlicher poesieren zu können.

Ein gescheiter Kopf entwickelt spannende Gedanken und erzählt sie in jenem von der Liebe zum Schönen gemachten Tonfall, der dem Schwingen einer einzigen Saite ohne Begabung zur Variation gleicht und die Liebe zur Schönheit so oft als etwas ganz Langweiliges erscheinen läßt.

Wie lange bleibt zu einem solchen Weib die Spannung erhalten, wenn ihr die Schönheit so kräftig zusetzt?

Wird sich die Schwester entsinnen ihrer Kraft als Frau und damit verwunden im Dichter den Mann, der droht sie zu zerstören durch die Kraft seiner Sprache, die er dank seiner grenzenlosen Ichsucht, die er braucht, um zu überleben und mit der er zerstört, die ihm so hoffnungslos nahe.

25. 2. 82

Eines der größten Hochhäuser in Frankfurt gehört der Bank für Gemeinwirtschaft. Diese ist gewerkschaftseigen. Um als gesellschaftliche Kraft bestehen zu können, muß sie sich, die Gewerkschaft, gegen das Kapital auch der Mittel bedienen, die sie bekämpft. Alles andere wäre bruzdumm.

Im Neue-Heimat-Saustall wurde gezeigt, daß Gewerkschafter sich nicht nur der ökonomischen Machtmittel des Kapitals bedienen, sondern auch die gleichen kriminellen Energien entwickelten, bei der Einfuhr der Früchte. System ist System und macht sich nicht rar, solange es existiert, genauso wie jedes Privileg, da gibt's keinen Radi.

Im ersten Stock der BfG hat Aeroflot ein Büro. Und die windigen Politiker glauben, es würde ihnen erlaubt werden, wegen Polen zu boykottieren. Aber sie glauben es ja gar nicht. Sie machen ja nur Politik, auch mit diesen Drohungen, von denen sie wissen, daß sie nie umgesetzt werden. Sie machen sie, die Politik, auch in diesem Fall für die BfG und andere Systeminhaber.

26. 2. 82

Einem Teil unserer Intellektuellen und Künstler dürfte es möglich sein, in einem sozialistischen System zu arbeiten, ohne in einen politisch bedingten

inneren Konflikt zu geraten. Ein beträchtlicher Teil von diesen wiederum wird sich aber einem System konfrontiert sehen, das außerstande ist, die Ergebnisse ihrer Arbeit zu goutieren.

Das ist das Elend der bürgerlichen Liberalen: Sie sind gezwungen, der Sozialdemokratie zu dienen, da ihre Dienste anderweitig sonst nicht mehr verwendungsfähig sind. Ursache ist aber nicht unbedingt mangelnde Fähigkeit, sondern mangelnde Einsicht in historische Notwendigkeit und daraus resultierend die Abwesenheit von Parteilichkeit.

Deutsch-Französischer Gipfel: Beide Oberpolitiker sind nicht mehr bereit, sich von der amerikanischen Wirtschaftspolitik abhängig zu machen. Der Bundeskanzler setzt sich für den Bau eines gemeinsamen Panzers für die 90er Jahre ein.

Zwei Fragen:

Wem nützt ein Panzer? – Im Zeitalter der Atomwaffen niemand!

Wem nützt der Bau eines Panzers? – Dem, der ihn verkauft!

Wessen Interessen dienen also Regierungen, die sich von der wirtschaftlichen Abhängigkeit von einem anderen Land lösen wollen, indem sie als erste Maßnahme den Bau eines gemeinsamen Panzers beschließen?

Es gibt Fragen, die lassen sich nur schwer beantworten, weil sie sich durch eine einfache Lösung verdächtig machen.

In den reichen Kaffeehäusern dieser Bankhauptstadt muß man in sich zurückgezogen sitzen, man darf nicht aufhorchen und nicht aufsehen, sonst wird man gezwungen zuzusehen und mitzuhören, daß es so etwas überhaupt gibt und das hält man nicht aus, weil es dabei nichts zu lernen gibt.

1. 3. 82

Wenn das Interesse des Weibes, seine Bedürfnisse, sein Fühlen und daraus resultierendes Denken zur Gewalt wächst, gewollt oder ungewollt *Macht* wird – denke da an alles, was in meinem Sinn, damit wohl im männlichen Sinn, als unpolitisch, realitätsfremd, einfach: „mystizistisch“, abgetan wird – kann sein, daß die herrschenden Gesetze, ob der Mensch will oder nicht: männliche mit all ihrer Option auf Zukunft und Gesetze der technischen Entwicklung, politisch irrelevant werden zugunsten einer neuen Politik (dafür sicher fröhlicherer Begriff) mit der einzigen Lebensmöglichkeit des Menschen. Wenn das Weib in seiner Gesamtheit sich findet, erfährt der Materialismus (historische) seine Vervollständigung und wird jetzt erst zum Materialismus des menschlichen Denkens und Fühlens.

Aber das Weib in seiner Gesamtheit wird sich nicht finden, solange es die Klassengesätze mißachtet.

3. 3. 82

„Irgendwann kommt einer und der wird euch dann einen blasen!“ Nicht so banal aber so ähnlich hat es Oskar Panizza einmal den Münchnern geschrieben, und nicht so banal aber so ähnlich zitiert ihn Achternbusch in einer selbstverfaßten Rede auf sich, die er bei einer Kunstpreisverleihung an ihn von einem anderen vorlesen ließ und in der er sich als den von Panizza prophezeihten Messias zu erkennen gibt.

Wie einfaltspinselig von ihm zu glauben, daß die Kunstverwalter sich von ihm geblasen fühlen, wo sie doch endlich froh sind, daß ihnen endlich mal einer einen bläst, um ihre übervollen Samenstränge entreizen zu können und damit den Erhalt ihrer Gattung zu sichern.

Was juckt dieses mono- und hetero-erotische Getue auf höchster Kunstebene das Volk, das Ohne-Kunst-Volk, das sein Geschlechtswerkzeug doch zuerst mal vornehmlich zum Brunzen und Fortpflanzen benutzt, und die Zeit, die nötig ist, diese Dinge zu formen, um ihre Schönheit zu erfahren, erst noch jenen abzutrotzen genötigt ist, die viel Geld ausgeben lassen dafür, daß ein Achternbusch sich aufführen – und ein Panizza verurteilt und dann restauriert werden kann, um der höheren Gesellschaft die Narren zu erhalten, die sie braucht, um ihre Geschlechtswerkzeuge nach dem Brunzen prickeln zu machen und sie formvoll ineinanderstecken zu können.

9. 3. 82

Mich juckt eure Kunst nicht mehr, da ich, sie ausübend, die Wertlosigkeit ihres Bemühens, der Wirklichkeit subversiv zu begegnen, begreife. Eure Sprache, eure Bewegungen, die Art wie ihr euch kleidet, das Verhältnis zum Essen und Trinken, eure Sehnsüchte, die Prioritäten, die ihr setzt, und eure Unkenntnis jener, die ihr verschont, verraten eure Zugehörigkeit zu denen, die ihr angreift. Wie soll ich meiner Sprache die Lüge verhindern im Umgang mit euch, da ich ihr nur durch Anpassung den Gang geben kann?

(Wie anpasserisch mein Versuch, mit euren Mitteln gegen euch zu bestehen).

12. 3. 82

Es befällt mich eine Wärme, wenn ich in des Achternbuschs Texten Annamirl lese, und es macht mich aufgeregt, und eine große Empfindsamkeit ist in mir, und ich weiß nicht, liegt es am Text oder an der Annamirl oder an beidem oder liegt es daran, daß er in ihr hat, was ich so aufgeregt und höchst empfindsam möchte?

Und weiterlesend in der Olympiasiegerin, und obwohl jedem achteinviertelten Satz widersprechend, fühle ich mich seit Jahren zum ersten und schönsten Mal wieder von deinen „Grasnachahmungen begrüßt“. Und ich wünsche mir, daß du jetzt saublöd schaust, so saublöd wie deine Weltverwechslungen *sind*, nicht sich lesen, und eine Wut kriegst im Bauch gegen mich, so eine Wut, so eine Wut, daß du dich genötigt siehst, gleich nochmal eine Infamie zu schreiben gegen alles, was dir unter den Namen Kommunismus paßt – dann weiß ich, ein Kommunist hat leicht so viel Kraft wie du.

15. 3. 82

In Wien fand ein Gespräch statt zwischen Khadhafi und Vertretern der Friedensbewegung. Daß in der Presse der erfolgreiche Antikolonialist als Kriegshetzer und damit Heuchler abgetan wird, ist klar und nichts Neues. Interessant ist, wie sich Friedensbewegung und andere Bezeichnungen dafür aus der Feder bürgerlicher Schreiber anhören in diesem Zusammenhang. Man hat das Gefühl, als würde von etwas Kränkelndem berichtet, von guten Lappen, die halt nun mal da sind, aber schließlich wollen sie ja auch nichts

Böses. Ob das alles als realistische Denkweise bezeichnet werden kann? Na ja! Aber es gibt ja verschiedene Blickwinkel. So ungefähr und so weiter und so fort. Der schnelle journalistische Stil, der dem Selbstzweck der Profilierung des Schreibers mindestens ebenso dient wie der Information, bezieht einen Abstand zum Thema, daß diesem nur der zweite Rang bleiben kann. Die pluralistische Gesellschaft hat ihre Gesellen erfolgreich individualisiert.

19. 3. 82

Wer nur redet über die Sinnlosigkeit künstlerischen Produzierens, versäumt zu produzieren und tut dadurch gar nichts. Wer über der Produktion versäumt, die Sinnfältigkeit der künstlerischen Arbeit zu hinterfragen, gerät in Gefahr, sich zu verselbständigen und niemand mehr zu erreichen und tut dabei auch gar nichts.

20. 3. 82

Premiere von *Plattling*: Alle, auch ich, haben sich gefreut, und wieder wurde ein Stück Kunst der Welt übergeben.

Sepp Bierbichler über sich selbst:

Geboren im April 1948 in Ambach. Ein dicker Kopf befähigte mich schon damals, in den Augen der Eltern und Umgebung, Erbe des elterlichen Gast- und Bauernhofes zu werden. Volksschule und dann Mittlere Reife nach vier Jahren im Internat eines Klosters. Drei Jahre arbeitete ich zu Hause, ging dann auf eine Hotelfachschule und anschließend unfreiwillig zum Heer, wo ich im Casino Offiziere bediente. Dort lernte ich auch Helmut Schmidt kennen, einen Verteidigungsminister, schüttete ihm aus Versehen Soße auf die Hose und sehe ihm das heute aber nicht mehr an. So nichtig war mein politisches Bewußtsein. Danach eine Kellnerlehre in einem Touristenhotel. Nun konnte ich auch mit Soßen umgehen. Zwischendurch gründete ich zu Hause ein Bauerntheater und bekam so ein Verhältnis und ein Mißverhältnis zur Volkskunst. Um die Übervolkskunst auch kennenzulernen, ging ich an die Münchner Falckenbergschauspielschule und landete nach drei Jahren am Residenztheater in München und lernte dort dann auch noch die Volkskommerzkunst, die eng liiert ist mit der Volksverblödkunst, kennen. Nachdem ich wußte, wie ich Theater nicht machen möchte, rettete ich mich selbst aus dem Residenztheater und traf den Achternbusch, von dem ich viel lernte, nur nicht die Kunst. Später begriff ich dann, daß es sich dabei um die Volk-ärgere-Dich-Kunst handelt. Nun bin ich angefüllt mit den Begriffen Volk und Kunst und versuch' damit fertigzuwerden. Zwischendurch mäste ich Stiere und da wird man ganz schön politisch.

Ursula Püschel

Der Heimat in der Dichtung eine Heimat zu schaffen

Angenommen, dieses Gedicht würde „Die Harmonie“ heißen:

Könnt ich so dichten, wie hier alles klug
Verteilt ist, jedes steht an seiner Stelle.
Des Dunklen nicht zuviel, genügend Helle,
Die Burg, die Brücke, und der Straße Zug
Zur Burg hinauf: verborgen nicht zuviel
Und sichtbar doch nicht alles. Auch die Wellen
Des Neckars halten Maß: in ihrem Spiel
Erscheint das Meer schon, und zugleich der Quellen
Ursprung ist spürbar. So geordnet ist
Dies alles, einfach, und doch reich gegliedert.
Wie ewiges Gespräch. Darin vermißt
Man keine Stimme. Alles wird erwidert.
Zur Brücke spricht die Burg. Die Brücke spricht
Hinab zum Fluß. Ins Dunkel spricht das Licht.

Wer seinen Hegel kennt, kann zufrieden sein: Die „zusammenstimmende Einheit“, das „absolute Werden, Verändern“ – hier ist es als Ereignis begriffen. Wer sich für ästhetische Debatten interessiert, wird bemerken, daß Harmonie eine Kategorie ist, die mit Harmonisieren nicht das Geringste zu tun hat – Harmonie als Dynamik, als Bewegung, nicht als Stillstand, in dem der Reiz des Widerspruchs zum Erliegen kommt. Der dialektische Widerspruch, charakteristisch für Bechers poetisches Weltverständnis, präsent in vielen Farben, als *Noch* und *Schon*, in schwermütiger Trauer wie in sarkastischem Humor, das ist hier die Harmonie. Und wer sich weder für Hegel noch für Bechers dialektische Potenzen interessiert, dem wird im Konkreten das Abstrakte, im Abstrakten das Konkrete sinnfällig. Burg, Brücke, Fluß und Heil und Dunkel, das ist Vertrautes, nichts an Bedeutung ist ihm aufgezwungen. Die menschliche Botschaft, die ihrem Verhältnis abzusehen ist: „Alles wird erwidert.“ So sollte es sein. Aber: Hab ich meinen Anteil geleistet? Ich nehme, ich gebe – hier ist von vielem die Rede, von großer Welt, von kleiner Welt, von jetzt und von dann, von Bewegung, nicht richtungslos, nicht hoffnungslos: „Ins Dunkel spricht das Licht.“

Nun heißt das Gedicht aber „Tübingen oder Die Harmonie“. Es ist nicht der Fluß oder das Fließen, die hier berufen werden, sondern es sind der Neckar, Burg und Brücke und der Straßen Zug, in alten Städten, die noch unberührt sind vom Chaos der kapitalistischen Großstadt, öfter anzutreffen – doch ihr Verhältnis zueinander ist unverwechselbar Tübingen. In „Tübingen oder Die Harmonie“ sind Züge und Stimmungen der Stadt präsent, die selbst Verfasser banaler Reiseführer wahrzunehmen verpflichtet sind. Es ist nicht zu bezweifeln, daß es sich um die reale Stadt handelt. Ich gebe zu, mein In-Bild von Tübingen sieht anders aus. Es ist das dunkle, grüne Grab Hölderlins, das mich merkwürdigerweise mit vorwurfsvollem Abstand erfüllte zu dieser Stadt. So wird eines jeden Bild sich von dem Bechers unterscheiden. Vielleicht gibt es

das Tübingen des Gedichts doch nicht? Vielleicht hat Becher eine selektive Sicht gebraucht, damit es zum Synonym der Harmonie werden kann? Der Doppeltitel, so wird sich herausstellen, tangiert das Zentrum der Deutschland-Problematik im Werk des Dichters.

Sonst haben Bechers Städte-Gedichte meist nicht mehr als ihren Namen. Nicht wenige gelten Berlin, wo der junge Mann, der mit seiner Herkunft gebrochen hatte, sich behauste und politische Heimstatt suchte. Es ist die moderne Großstadt, in der sich der Mann aus dem Süden schwer zurecht fand, die aber als Gegenstand dichterischer Arbeit auch Raum bot für die gewonnene politische Position:

Da fand ich Menschen, die durch Stein und Stahl

Gegangen waren, und in ihrem Gange

War eine Kraft, die Welt neu zu begründen.

(Berlin. In: „Gewißheit des Sieges und Sicht auf große Tage. Gesammelte Sonette 1935 bis 1938“)

Die Großstadt, charakteristisch für die epochen-typischen historisch-politischen Impulse, erwies sich zum Vorstoß in das Sehnsuchtsbild der Harmonie als ungeeignet. Bechers schönes Tübingen ist menschenleer, Berlin ist bevölkert, dort herrscht ein aktiver Bezug des lyrischen Subjektes zu den Kämpfen der Gegenwart. Tübingen klingt nach später, es klingt nach Zukunft, nach Utopie.

Horst Haase sagt in seinem Buch über Bechers Deutschland-Dichtung, „daß der für die gesamte Dichtung Bechers in dieser Zeit so zentrale Heimatbegriff viel enger mit dem Dorf und der kleinen Stadt, das heißt mit dem ländlichen Leben, verbunden war als mit der Großstadt und den das moderne Landschaftsbild mitbestimmenden Industriezentren“. („J. R. Bechers Deutschland-Dichtung“, Berlin 1964, S. 152.) Das ist eine andere Konzeption als die Brechts. Er hat sich in Lyrik und Dramatik der Großstadt als komplexer Erscheinung der Zivilisation gestellt, das Negative dieser Erscheinung poetisch analysiert und auch für das zu projektierende Positive diesen Bereich nötig gehabt – etwa das Fest in der Rue Pigalle in seinem Stück „Die Tage der Commune“, oder das Gedicht „Die Inbesitznahme der Großen Metro durch die Moskauer Arbeiterschaft am 27. April 1935“.

Bechers Weg nach Tübingen: „... Ich kam durch die Allee / Herangefahren auf dem Motorrad / Und stieg dort ab, wo sich die Gassen eng / Verwinkeln, fand das Haus, worin / In mildem Wahne du zu Tode siechtest.“ (Aus der Ode *Nachfolge* in „Hoher Himmel über dem Schlachtfeld“; Lyrik ab 1939.) Meine Behauptung, Bechers Tübingen sei menschenleer, war also riskant. Von dem einen jedenfalls, von Hölderlin, ist die Rede. Das ist nicht der reale Menschen-Bezug des Berlin-Gedichts. Es ist eine geistige Begegnung. Für Bechers Bündnis aber mit jener „Kraft, die Welt neu zu begründen“, für seinen Anteil an dieser Arbeit hat sie einen zentralen Platz. Das Gedicht beginnt mit dem Satz an Hölderlin: „Dir folgte ich“, es setzt dann Bilder des Entzückens über die Landschaft – „welch ein Deutschland!“ – dort berief Hölderlins Hymne ihn zum Dichter: „Sie rief mich auf zu einem neuen Leben / Und machte mich gewiß, daß ich berufen / zum Dichter sei...“ Mit jener sonderbaren, für Becher so charakteristischen Einheit von Demut und Hochmut, Anmaßung

und Entblößung ist die Rede von Nachfolge und von Berufung, an anderer Stelle auch von Sendung.

Das Neue, das seine Dichtung in vielen Farben ausgewiesen hat, ereignet sich auf zwei Flächen menschlichen Daseins, der sozialen und der nationalen. Daß aus der Ablehnung des imperialistischen Deutschlands bereits vor ihrer Verschärfung durch die faschistische Machtübernahme ein Anspruch auf das progressive Erbe, auf die Schönheiten dieses Landes wurde, der dann im „Holzhaus“ so eindrucksvoll formuliert ist, das war in der Tat bereits in jenem frühen Gedicht *Deutschland* – in „Verfall und Triumph“, 1914 – erkennbar: „Ein Gymnasialdirektor stelzt im Grunewalde. / Ein Weib spaziert im Dunkel, grünlich und zernagt...“ Die Stimmung ist geprägt von allem Haß auf das nationalistische Pack. Mit der ersten Zeile des dreimal wiederkehrenden Refrains – „Schwer wird's, sich als Deutschen zu bekennen...“ – leitet der Dichter den unverhofften Wechsel vom Hässisch-Grotesken zum Elegischen ein. Denselben Satz werden wir wieder hören: von Johannes Höder in der „Winterschlacht“ (1941) und zur Biographie der Figur gehört, daß er in Tübingen studiert hat.

Bechers Leiden an Deutschland beginnt nicht mit dem Leid der Verbannung; das belegt auch der Stolz darauf, „vom schlimmsten Deutschlandfeind unserer Geschichte... verfolgt und verbannt“ gewesen zu sein („Rede an München“, Publizistik 3, Seite 9). Dahinter steht der objektive historische Widerspruch, daß die Konstituierung der Nation zu den historischen Leistungen der Bourgeoisie gehört, die sie in ihrer Spätphase pervertierend preisgab.

Nation – das sind einerseits soziale Gemeinsamkeiten, andererseits ethnische Gemeinsamkeiten in der menschlichen Gesellschaft. Die sozialen enthalten eskalierende, dynamische, über das Nationale hinausdrängende Elemente – die ethnischen enthalten die beharrenden, bodenständigen Elemente. Auf vielfach widersprüchliche Weise sind sie nach innen und nach außen miteinander verknüpft und verquickt. „Die Einheit der Nation ist eine Lüge“, schreibt Becher 1924; es gebe ein Volk der Herrschenden und ein Volk der Unterdrückten: „Sie haben nichts miteinander gemein.“ (Entwurf zu einem revolutionären Kampfdrama „Arbeiter, Bauern, Soldaten“.) Und 1941, Gerhard Nohl in der „Winterschlacht“:

Deutsche Nation! Welch zauberhafter Klang!

Welch kühner Anruf ist darin enthalten!

...

„Deutsche Nation!“ Wann wird der kühne Ruf

Erschallen weithin, so daß alle Deutschen

Als Losung neuer Freiheit ihn begrüßen!

Becher hat die Fülle der Widersprüche erlebt, erlitten – Pathos in seinem ursprünglichen Sinn als Leiden hat hier seine Quelle für Bechers Werk. Er hat es in der Lyrik und Dramatik reflektiert und sich in Reden und Aufsätzen dazu geäußert – es geschieht in einer unerhörten, Risiken nicht bedenkenden Weise, die Gefühle tiefster Peinlichkeit und höchsten Respekts bewirkt. Und immer wieder auch Leistungen, die die eigene Stellungnahme, die schon festgelegt schien, aufs neue in Frage stellen.

Nach dem Ende des faschistischen deutschen Reiches, für Becher begleitet

vom „überirdischen Glück“ der Heimkehr, entstand nicht ein neues, ein menschliches Deutschland, identisch in Bechers Hoffnung mit „allem Guten und Schönen, allem Wahren und Freiheitlichen“.

Eine Hoffnung und eine Sehnsucht, deren Ausmaße auch immer wieder in schrecklich aufgeteilten, hypertrophierten, falschen Formulierungen zum Ausdruck kommen. Und gerade zu dem Teil Deutschlands, der diesen Weg antifaschistischer Erneuerung und sozialer Gerechtigkeit hin zur einheitlichen Staatsform einer festgefügtten, dauerhaften Demokratie – alles Forderungen aus der „Rede an München“, 1946 – nicht ging, gehörte Bechers Heimat. Inzwischen sind in der DDR Generationen nachgewachsen, bei deren Angehörigkeiten ein Wort wie Tübingen kein natürliches Echo hervorruft – eine Stadt im Ausland. Nehmen wir aus dieser Menge etwa die aus, die nicht ohne Hölderlin leben, so könnte man denn doch die berechtigte Frage stellen: Warum soll sie wirklich Tübingen mehr aufregen als Stratford upon Avon oder das kleine Gehäuse in Moskau, in dem Majakowski lebte – wo sein großer Füllfederhalter auf dem Schreibtisch liegt.

Johannes R. Becher hat den Begriff „Deutschland-Dichtung“ geprägt, er erschien als Untertitel seines letzten in der Sowjetunion erschienen Gedichtbandes „Die Hohe Warte“, 1944. Zu diesem Zeitpunkt hat er bereits im Nationalkomitee Freies Deutschland gearbeitet, hatte Begegnungen mit deutschen Kriegsgefangenen, und es heißt über diese Zeit, daß von da an die Verbannung aufgehört habe. Im Vorwort zur „Hohen Warte“ hat er auch Deutschland-Dichtung definiert als „deutsche Dichtung im Kampfe zur Rettung der Nation“. Eine solche Definition hat zu tun mit praktisch-politischer Tätigkeit, mit Volksfront-Erfahrungen, die erneut in der Arbeit im Nationalkomitee zu Buche schlugen. Wir wissen, daß diese Position einen weiten Spielraum sozialer Positionen umschließt.

In Brechts Arbeitsjournal finden sich ziemlich kontinuierlich Eintragungen zu dieser Sache, bis hin zu dem berühmten Ausruf nach Becher-Zitaten wie *Deutsche Gestalten, das neue Bild vom deutschen Menschen, Genius eines ewigen Deutschlands*: „nachbar, euren speikübel“ – was gierig zur Konstruktion einer Kontroverse zwischen Brecht und Becher benutzt wurde. Brecht zitiert aus Bechers Aufsatz „Deutsche Lehre“ (Internationale Literatur IV, 43) und schreibt: „Er fordert, daß die ‚schwächen der linksgerichteten literatur‘ überwunden werden, und die Schwächen sind wohl gerade die Linksgerichtetheit.“ In der Tat ist in diesem fünfzig Seiten langen Aufsatz mit dem gewaltigen Rundblick über Zeiten und Räume von den Stärken der linksgerichteten Literatur, von ihrem Positionsgewinn nicht die Rede. Auch die Leistungen der Arbeiterbewegung erscheinen äußerst disproportioniert – in diesem einzigen Satz: „Vergessen wir dabei niemals, welche Hoffnungen man seinerzeit auf eine Gesundung Deutschlands durch die Arbeiterbewegung hegen konnte, und seien wir gewiß, daß diese Hoffnungen wieder sichtbar werden und ihre Erfüllung fordern.“

Folgt ein Zitat von Engels gegen die kleinbürgerliche Spießer- und Philistergesinnung.

In diesen unterschiedlichen Positionen von Becher und Brecht – entsprechend ihren unterschiedlichen Traditionslinien – reflektiert sich etwas, das mit der

Beziehung einerseits zum bürgerlich-humanistischen Erbe zu tun hat, andererseits zum plebejisch-proletarischen Erbe. Es ist ein Widerspruch, der sich international bemerkbar macht bei der Konstituierung sozialistischer Kultur, beim Umgang mit dem Erbe aus Klassengesellschaften in diesem Prozeß.

Der Deutschland-Dichter, damit Deutschlandsucher, Deutschlandkürer, Deutschlandstreiter, so steht es im Vorwort zur *Hohen Warte*, ist folgender Materie verpflichtet:

„Denksteine dessen, was den deutschen Menschen seit bald einem Jahrhundert bewegt“,

der Heimat in der Dichtung eine Heimat zu schaffen,

„Vorbildliches und Wesenhaftes der Völker. . . dem deutschen Wesen durch Dichtung“ vermitteln,

Geschichte poetisch verwirklichen.

All den Aufgaben, die Becher 1944 einer Deutschland-Dichtung stellte, hat er selber sich gestellt. Aber von allen vier hat seine Dichtung wohl den höchsten Glanz erfahren durch die zweite: Der Heimat in der Dichtung eine Heimat zu schaffen. Der hohe Glanz in der Heimat-Dichtung Bechers rührt aus einer menschlichen Eigenschaft, die bei dem Lyriker bedeutend ausgeprägt ist. Warum wohl bewegt Tübingen letztlich doch andere emotionale Kräfte als Stratford? Mit dem ihm eigenen Hang zum Absoluten, oder zu Verabsolutierungen, steht da 1937, in dem Aufsatz „Wachstum und Reife“, der markante Satz: „Jede Dichtung ist Heimatdichtung.“

Heimat ist – von Becher immer wieder lyrisch artikuliert – ein individuelles Ereignis wie es die Liebe ist, es entzieht sich wie sie letzten Erklärungen und Begründungen. Becher hat das Identische in der Intensität seines Fühlens preisgegeben: *Als ich dich aus den Augen / Verlor, gingst du im Herzen auf. / Sag, ist das nicht der Liebe / Gewöhnlicher Verlauf* – die Verse meinen Deutschland. Öfters betreibt Becher diese Irritation des Lesers; ein Liebesgedicht scheint zu beginnen, Zuneigung zur Geliebten wird erwartet, aber die Geliebte ist keine Frau, sondern die Heimat.

Heimat – das hat eine ambivalente Bedeutung. Es ist bei Becher zunächst die Bezeichnung für die Lokalisierung seiner Herkunft. Und es ist darüber hinaus Heimat im weiteren Sinn, Deutschland, und zwar mit allem Guten im historischen Werden. Das historische Werden aber umschließt Vergangenheit und Zukunft. „Heimat“ ist auch das letzte Wort von Ernst Blochs „Prinzip Hoffnung“ – es ist eine gedanklich-emotionale Erfindung, die immer wieder gemacht wird. Bei Becher, in den vier Punkten der Vorgabe für Deutschland-Dichtung, allerdings eindeutig nicht allein als Zukunft, sondern auch als Geschichte und damit als Gegenwart verstanden. Heimat also ist für Becher Elementares menschlicher Existenz, darauf verweist die Identität von Heimat – oder Deutschland – und Liebe, und es enthält Elemente von Offenem, Antizipatorischem.

„Auf der Suche nach Deutschland . . .“, das hat Becher als einen möglichen Titel aller seiner Arbeit genannt, und es gibt das zweite General-Thema, die Lehre vom Menschen. Die Lehre vom Menschen betrifft in Bechers Verständnis alle, vor allem den Dichter. Die Gestalt des Dichters ist eine exemplarische Gestalt, er leidet, er liebt, er freut sich für alle.

Becher hat sich in diesem Sinn zum Nachfolger Hölderlins eingesetzt. Der Hölderlin-Bezug vereint beides wie in einem Brennpunkt; die Suche nach Deutschland und die Lehre vom Menschen. Dieter Schiller hat 1960 die Bedeutung des Hölderlin-Bezuges so formuliert: „Hölderlins Hymnendichtung ist somit für Becher ein historisches Lehrbeispiel der Verknüpfung von nationaler und welthistorischer, menschheitlicher Aufgabenstellung, von konkret-politischem Angriff und Perspektive des Kampfes der Menschheit.“ („Zur Stellung der späten Hymnen im Schaffen Hölderlins“, Weimarer Beiträge 2/1960.) Gerade in dem „Nachfolge“-Gedicht, in dem der Platz auf dem Schlachtfeld tollwütiger Zeiten zum Kampf um das neue Leben gehört, in dem der Aufgang aus dem Zeiteumbruch vorhergesehen wird: „Eines Tages aber . . .“, äußert sich die menschheitliche Perspektive bemerkenswerterweise im Individuellen. Es ist die Rede vom Heimfinden des „vielzerteilten Menschen“ aus der Fremde zu einem Ganzen:

. . . als ich dort
In Tübingen stand auf der Brücke und
Als mich dein Ruf dort von der Stelle rückte,
Gelobte ich, dir folgend, auch zugleich,
Durch jene Fremde mich hindurchzuschlagen,
die dich absonderte, und ihn, den Menschen,
den enig-freien, wiederzugewinnen . . .

Becher hat seitdem öfter in Prosa vom *Ganzen Menschen* gesprochen oder die Forderung in die Lyrik rhetorisch eingelassen. Es ist bemerkenswert, daß gerade in der Arbeit, in der Becher seine Nachfolge lyrisch konstituiert, der auch darin enthaltene Deutschland-Bezug mit der Perspektive eines solchen Bildes vom ganzen Menschen konkretisiert wird. Die Identität des Dichters mit dem Menschen hat Becher in Abhängigkeit gesehen von der Macht der Poesie, und die Macht der Poesie von der Macht der Arbeiterklasse. Das klingt leicht und gut und läßt kaum die Bezüge, Nuancen und Spielarten des Umfeldes solcher Position ahnen, die von Becher nicht nur gedacht, sondern vor allem gelebt worden sind. Die Fremde, von der im „Nachfolge“-Gedicht die Rede ist, als eine Fremdheit des Dichters gilt auch für den Dichter J. R. Becher, der nichts anderes ist, der ein „ganzer Mensch“ ist und nicht irgendwo Reservate einer Privatperson hegt. Er hat in der Voranzeige für seinen ersten Gedichtband im Exil, „Der Glückssucher und die sieben Lasten“, 1937, eindringlich, bekenntnishaft von diesen Dingen gehandelt. Er äußert sich dort nicht allein über das Leid, das eine feindliche Umwelt verursacht. Es ist auch mit aller Intensität die Rede von den Schmerzen, hervorgerufen durch Unverständnis in den eigenen Reihen:

Es bleibt bestehen: sie sind es dennoch,
Die mich verächtlich so beiseite lassen,
Durch die die Fülle eines neuen Lebens
Wir ahnen dürfen. Und, selbst unvollkommen,
Sie dienen der Vollendung. So ist's wahrlich.
(Tasso in „Wiedergeburt“, 1940)

Becher bekennt sich dazu, daß seine Existenz von Einsamkeit und Schwermut gekennzeichnet ist. Unter seinen Gründen sind objektive und subjektive

auszumachen. Es gibt die „hartnäckige Feindschaft gegen das Poetische, wie sie sich immer wieder, grobschlächliche Aktualität mit Dichtung verwechselnd, hervorwagt“. Das verweist auf einen Widerspruch, der nicht nur Becher betraf – ob er ihn tiefer betraf als etwa Brecht, darüber zu vermuten, steht wohl niemandem zu. Unterschiede der poetischen Positionen lassen sich ohne Mühe finden: Becher stellt, wenn er die Brücke, die Burg sieht, nicht die Fragen eines lesenden Arbeiters, und Brecht fragt so nicht nach der Harmonie. Brechts Satz aus dem Gedicht „An die Nachgeborenen“, daß ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist, weil es das Schweigen über so viele Untaten einschließt, leuchtete ein, das wurde weitergesagt, in der extremen Zuspitzung wurde ein Sachverhalt erlebbar. Weniger bekannt ist das Becher-sche Gegenstück:

Ist es erlaubt, in einer Zeit, da sich
Die Heere rings an allen Fronten messen
Und Panzerriesen ungeheuerlich
Stählerne Leiber aufeinanderpressen,

Ist es erlaubt, daß du: „Sieh, diesen Baum!“
Bewundernd sagst, sein blühendes Verzweigen
Schwebt wunderklar im blauen Himmelsraum,
Und diese Schönheit läßt dich sinnend schweigen. . .

Wenn du es weißt: auch dieses wird geraubt
Und wird der Feind dir unbarmherzig töten,
Der Zweige Blühn, der blaue Himmelsfrieden
Wird dort auf jenem Schlachtfeld mitentschieden –

Wenn du dies weißt, es ist nicht nur erlaubt,
Ein solch Betrachten ist sogar vonnöten.
(*Dichtung*, Auswahl aus den Jahren 1939 bis 1943)

Fast ein Verbrechen sein und *vonnöten sein* stehen sich gegenüber als Bewertungen desselben Sachverhaltes. Wer will es auf sich nehmen und sagen: Der hat recht, das ist richtig?

Je mehr wir davon abkommen, in der Lyrik im planen Sinn eine Direktive zum Handeln zu suchen, je mehr wir lernen, sie als Organ, als Organismus des Volkes zu verstehen, desto mehr sind wir auch befähigt, solche Positionen nicht nur als kontrovers, kontradiktorisch zu begreifen, sondern als komplementär. Wenn der eine verlangt: Die Dichtung soll dem Klassenkampf nutzen, und der andere verlangt: Der Klassenkampf soll der Dichtung nutzen – verlangen nicht beide dasselbe?

Eine andere Frage ist, wie weit es Dichtern möglich ist, sich als Teile eines Ganzen zu verstehen. Becher hat nicht nur, Hegel zitierend, auf dem Subjekt als dem Objekt der Lyrik bestanden, er hat auch die eigene Person mit dem Subjekt identifiziert. So steht am Anfang der „Voranzeige“: „Wem die eigene Gestaltung mißlingt, wird nichts Durchgestaltetes zustande bringen . . .“

Das ist die renaissancehafte Vermessenheit, die Ausprägung des Subjektes in Weltengröße, die unerhörten Gewinn brachte wie Verluste über Verluste.

Bechers „Poetische Konfession“ – so hieß ja auch das Buch, das er zur Jahresmitte 1953 abgeschlossen hatte – stand zur Diskussion bei einer Zusammenkunft von Berliner Schriftstellern. Dabei spielte der Begriff des Exemplarischen für den Dichter, für Becher, eine Rolle. Georg Maurer ging vom ästhetischen Begreifen der Wirklichkeit aus und opponierte gegen Bechers Identifikation mit dem Novalis-Satz: „Die Poesie ist das echt absolute Rechte . . . Je poetischer, je wahrer.“ Diese Linie führe von Novalis zu Rilke; bei ihm sei „die Wirklichkeit erst sein Erleben, dort erst ist das Absolute . . . Wenn man Rilkes Dinggedichte vergleichen würde mit Becherschen Gedichten, etwa: ‚Neckar bei Nürtingen‘ u. a., würde man den Unterschied sehen. Ich meine, Becher ist dadurch exemplarisch geworden, daß bei ihm die Wirklichkeit nicht erst durch sein Rühmen und sein Erleben wird, sondern daß sie außerhalb des Bewußtseins ist und daß ein Rühmen nicht die Rettung an sich bedeutet, sondern zur konkreten Tat der Rettung aufruft.“

Stephan Hermlin befaßte sich mit der Frage nach dem Exemplarischen vom stofflich-thematischen Gegenstand der Poesie aus und stellte fest, Becher habe es unternommen, „in der Poesie und in der Literaturanschauung alles Große im Leben der Nation und der Menschheit sozusagen mit unserem Anliegen zu vermählen. Er weist nach, daß, sagen wir, Novalis, daß die Musik, daß die Landschaften, daß die verschiedenen widerspruchsvollsten Gefühle, Kulturercheinungen usw. hinzielen auf eine bestimmte Sache und diese bestimmte Sache ist unsere Sache, d. h. die Macht der Arbeiter und Bauern. Das ist etwas, was es bei uns noch nicht gegeben hat“. Was Hermlin da benennt, ist kaum weniger als ein Universum, das Becher in die ungefüge Masse seines Werkes hineinreißt, das sich als Chaos wie als Kosmos präsentiert – eine Arbeit für alle, wie Becher in seinem Sonett „Sendung“ sagt. Auf einen Zwischenruf erwidern, fügt Hermlin hinzu: „Damit haben sich Weinert und Wolf nicht befaßt. Ich kenne ihr Werk, ich habe niemals davon etwas darin gefunden. Bei Becher jedoch ist es nicht schwer zu finden, weil sich Becher sicherlich damit beschäftigt. Ich glaube, daß sich auch Brecht damit beschäftigt hat, nur gibt es keinen direkten Ausdruck dafür, und hier liegt eben Bechers großes Verdienst.“

Es wurde wohl erst im Entwicklungsprozeß sozialistischer Gesellschaft so fühlbar deutlich, welcher beträchtliche Ausfall im Konzept von der Macht der Poesie, vom Lyriker als einem Selbstgestalter, von seiner Selbstgestaltung als Lehre vom Menschen enthalten ist. Es ist der Ausfall des Materiellen. Wenn auch Lyrik als Arbeit begriffen wird und Selbstgestaltung als Arbeitsprozeß, so geht es nicht an, die Menschwerdungsprozesse im Bereich materieller Produktion niedriger zu hängen. Gewiß, Becher hat Leistungen in anderen Bereichen nicht unerwähnt gelassen. Im Aufsatz „Deutsche Lehre“ steht eine umfangreiche Aufzählung von Pettenkofer, Koch und Diesel über die Mathematiker und Physiker bis hin zu Einstein. Und auch eine Musterung politischer Leistungen in der Deutschen Geschichte fehlt nicht. Doch solche Listen sind einsam, solche Leistungen kein Gegenstand emotionalen Zugriffs im lyrischen Werk. „Kunst wird sein einst allen das Gemäße“ – welch emphatische Hybris in diesem Wort Bechers. Wenn nun alle Gewerke, durch die sich die Menschheit erhält und bildet, solchen Anspruch stellen wollten. Und doch – haben wir es

nicht vor kurzem noch als ein kulturpolitisches Ziel aufgefaßt, das im Zeitraum überschaubarer Pläne angegangen, wenn nicht gar verwirklicht werden kann? Und war das nur falsch?

Man kann es leicht Überschätzung der Poesie nennen, was aus ihrem utopischen Element herrührt. Becher hat bei der Verteidigung der Poesie davon gesprochen, daß die Gedichte die Träume nähren, bis sie zu Taten reifen, daß sich Menschen in der Dichtung vollenden, bevor sie in die Wirklichkeit treten. Wenn er als Titel seiner Dichtungen „Auf der Suche nach Deutschland“ für angemessen hält, dann meint Deutschland die vollendete Gemeinschaft, derer das Individuum bedarf. Das alles findet sich in weniger emphatischen, wissenschaftlich bestimmten Zitaten genauso, die „demokratische Entfaltung der Lebenskräfte eines Volkes“ ist als Voraussetzung für die Schöpfung einer Volks- und Nationalliteratur unzweifelhaft benannt. In dem Aufsatz: „Literatur als Lebensfrage“ wird von der Dichtung gesagt, daß sie sich an das Optimum wendet, und uns will scheinen, als sei da ein Punkt bezeichnet, der so nicht in gleichem Maß auch für alle anderen Gewerke der Menschheit zutrifft: „Indem sie sich an das Optimum wendet, erweist sie, was das Verstockte betrifft, ihre Schmelzfähigkeit; sie hält Traum und Sehnsucht nach einem besseren, höheren Dasein wach.“

Traum und Sehnsucht – Ideal: Als wir uns mit Recht dagegen wandten, daß Aufbau des Sozialismus ein Abarbeiten von in der Vergangenheit aufgestellten Idealen sei, ist uns – wie das zu gehen pflegt – das Ideal beinahe zu einer negativen Erscheinung heruntergekommen.

Im 81er Jahr wurde weltweit klar, was viele vorausgesehen hatten: Der Beschluß zum Bau der Neutronenbombe und anderer Erstschlagswaffen zeigte allen die zynisch-irrationale Potenz des imperialistischen Systems, unsere Erde zu vernichten. Eine breite Volksbewegung hat sich dagegen erhoben, und während sie weiter wächst, wird es immer deutlicher, daß sie einer ihrer Breite entsprechenden Tiefe bedarf. Was ist es, was die Menschen motivieren wird, den schweren Kampf auf sich zu nehmen um das Weiterbestehen dieser Erde, um den Frieden? Daß kein Kind mehr verhungert? Daß die Wälder wachsen? Mozarts Musik? Die Tänze der mocambiquanischen Bergarbeiter? Die möglichen Erleichterungen der menschlichen Existenz durch die Mikroelektronik? Es zeigt sich, daß unter den Gewerken der Menschheit der Kunst ein besonderer Platz zukommt, um Zukunft im Dasein der Menschheit festzumachen. Wissenschaft und Technik stehen in einer anderen Beziehung zum Optimum als die Künste. Unter ihnen ist, jedenfalls in unserem Kulturkreis, die Dichtung besonders geeignet, das aktivierende Element der Utopie begreifbar zu machen. Und es gibt keine Zukunft ohne Traum, ohne Utopie. Wir werden an Kraft gewinnen, wenn wir Bechers Wort „Kunst wird sein einst allen das Gemäße“ nicht als Illusionäres beiseite tun, wenn wir im Utopischen solcher Äußerung die Direktive zum Handeln annehmen. Ein großes, kaum überblickbares Werk liegt vor uns zur Nutzung, die viele Wege des Zuganges verlangt. Vielleicht gehört auch „Tübingen oder die Harmonie“ zu den Hervorbringungen, von denen ein Zuwachs von Kraft ausgeht, die Menschenheimat Erde zu erhalten.

Wolf Peter Schnetz Endzeitlyrik und Idylle

*Rückblick auf zwei Jahre Lyrik auf dem bundesdeutschen Büchermarkt:
1980 bis 1982*

„Den Schriftsteller interessiert vor allem das Schriftstellern. (Auch gegen den Weltuntergang hätte er nichts einzuwenden, wenn er nur sicher wäre, daß sein Buch darüber noch herauskommen kann.)“ Der, von dem diese sarkastischen Sätze stammen, heißt Bertolt Brecht. Er wußte es. Er hatte als Schreibender 40 Jahre lang vertrauten Umgang mit Schreibenden. Bei einem kritischen Rückblick auf die beiden letzten Jahre am bundesdeutschen Büchermarkt scheint sich der Wahrheitsgehalt der Brechtschen Sätze erst recht zu bestätigen.

Während Ronald Reagan am 20. Februar 1981 vor dem jubelnden Kongreß das hohe Lied der Rüstung sang, während am 10. Oktober 1981 Hunderttausende nach Bonn gingen um für den Frieden zu demonstrieren (Harry Belafonte hackte rauh, heiser sein Lied „peace“ in die Mikrofone), während in atemberaubender Geschwindigkeit die Stationierung neuer Nuklearwaffen auf die Bundesrepublik zukommt, dem Land mit der größten Atomwaffendichte der Erde, mehrten sich die Publikationen (63 000 neue Titel auf der Frankfurter Buchmesse 1981), türmen sie sich zu einem babylonischen Bücherberg, der in einem Wolkenkuckucksheim der Belanglosigkeit zu verschwinden droht. Die Lyrik, die vermeintlich „schnelle Botschaft“, hat daran einen verwirrend nebulösen Anteil.

Erinnern wir uns zwei Jahrzehnte zurück. In den sechziger Jahren waren der neue Krolow, der neue Eich, die Bachmann und Marie-Luise Kaschnitz ein Ereignis. Die wiederentdeckte Nelly Sachs erhielt den Nobelpreis für Literatur (1966). Hans Magnus Enzensberger begann sich zu etablieren. Von Helmut Heißenbüttel, Ernst Jandl, Franz Mon, Eugen Gomringer, Ferdinand Kriwet gewannen Sprach- und Schreibspiele den Reiz des Nachahmlichen. Herbert Achternbusch und Peter Handke versuchten sich in Gedichten (Achternbusch: „Südtiroler“; Handke: Aufstellung der kompletten Fußballmannschaft des 1. FC Nürnberg), ließen aber schnell wieder davon ab.

Ein Jahrzehnt später signalisiert Jürgen Becker „Das Ende der Landschaftsmalerei“. Das Programmgedicht macht Schule. Der Autor wird nach seiner politischen Sendung gefragt. Erich Fried erhält wachsenden Zulauf.

Man konnte sich orientieren. „Die Struktur der modernen Lyrik“ von Hugo Friedrich und „Aspekte zeitgenössischer deutscher Lyrik“ von Karl Krolow waren Leitfäden, zumindest an den Kollegs für Germanisten.

Weltgedichte und Endzeit

Heute wird man das Gefühl nicht los, daß sich alles gleichzeitig ereignet. Der Globus präsentiert sich als gigantische multimediale Simultanbühne. Die Schauplätze der Welt sind bei den Nachrichten in Bild und Ton gegenwärtig, zu jeder vollen Stunde pünktlich im Hörfunk, in Intervallen abends dann auf dem Schirm. Der Schriftsteller, um das penetrante Wort vom Dichter zu vermeiden, will da nicht nachstehen, will auch seinerseits global und simultan sein. Er schreibt Weltgedichte in Endzeitpose wie Hans Magnus Enzensberger den

„Untergang der Titanic“, Günter Kunert „Abtötungsverfahren“, Guntram Vesper „Die Illusion des Unglücks“ oder er zieht sich in das uneinnehmbare Ego, ein lustillustres Refugium, zurück: Helmut Heißenbüttel „Ödipuskomplex made in Germany“, Henning Grunwald „Das Wort hat der Ichkönig“. Dazwischen bewegt sich ein Meer von Schrifttum. „Bücher, Bücher, aber nichts zu lesen“, resümierte und resignierte Joachim Fest angesichts der übervollen Frankfurter Messehallen 1981. Die Orientierung fällt schwer. Endzeit suggeriert Erich Fried, dessen Sammlungen, zuletzt „Lebensschatten“ und „Zur Zeit und zur Unzeit“, im kurzen Abstand von nur sechs Monaten auf den Markt kamen. In der Textmenge steckt viel Beiläufiges. Aber es sind auch Gedichte darunter, die ihresgleichen suchen, Beispiele klassischer Literatur, wie der auf drei Stimmen verteilte innere Monolog „Die drei Steine“:

„Wie lange kann ich noch leben
wenn mir die Hoffnung
verlorengeht?“
frage ich die drei Steine
Der erste Stein sagt:
„Soviel Minuten du
deinen Atem anhalten kannst unter Wasser
noch soviel Jahre“
Der zweite Stein sagt:
„Ohne Hoffnung kannst du noch leben
solange du ohne Hoffnung
noch leben willst“
Der dritte Stein lacht:
„Das hängt davon ab was du
noch Leben nennst
wenn deine Hoffnung tot ist“
(aus: Erich Fried, Lebensschatten, Wagenbach, 1981)

Erinnerungen

Erinnerung dagegen bestimmt die letzten Lyrikbände von Karl Krolow, ebenfalls im knappen Zeitraum eines halben Jahres herausgegeben: „Herbstsonett mit Hegel“ und „Zwischen Null und Unendlich“. Die vertrauten Bilder einer Jugend, Schemen einer Liebes- und Lebensbegegnung, werden aus dem Schattenreich, in dem sie zu versinken drohen, gestenreich heraufbeschworen:

Manchmal sprachst du im Schlaf. Du wußtest es nicht.
Es regnete draußen. Es war ein Duft in der Nacht.
Ich hörte dir zu wie einer, der gerne wacht.
Manchmal sprachst du im Schlaf und ich sah dein Gesicht.
Es war ein Kind, das ließ einen Drachen steigen
sehr rasch in den Himmel, und Herbst war im Wind.
Das war gestern. Ich sah dich: du warst dieses Kind.
Du wolltest die Höhe des Himmels mir zeigen.
Gut war es zu leben. Du sprachst in das Kissen:

Geruch in der Nacht. Es roch nach dem offenen Wein
aus der Flasche, diesem Duft von Zusammensein.
Ich höre dich noch. Ich werde dein Sprechen vermissen.
(aus: Karl Krolow, Herbstsonett mit Hegel, Suhrkamp, 1981)

Dieses Gedicht in drei Szenen kehrt fast im Wortlaut und in atmosphärischer Übereinstimmung wieder im neuen Krolow-Band: „Eine Kinderstimme spricht. / Ich höre sie noch im Schlaf. . . .“ Während bei Erich Fried alle Schauplätze bis auf das Anliegen selbst reduziert sind: Leben ist, was du leben nennst – trägt bei Krolow ein dichter Bildteppich die alltägliche Gegenwart, die ohne dieses Gewebe von Erinnerung trostlos und tödlich wäre.

In der Nähe von Krolow lassen sich Walter Helmut Fritz, Heinz Piontek, Wolfgang Bächler auch, auch Sarah Kirsch, Gabriele Wohmann, Christa Reinig sehen, nicht zuletzt Christoph Meckel, der heute mehr als andere bundesdeutsche Lyrik repräsentiert, die Preise der letzten Monate scheinen es zu bestätigen: Ernst-Meister-Preis, Trakl-Preis, zuvor schon Rudolf-Alexander-Schröder-Preis und andere Lobhäufungen en gros.

Zeitgedichte und Lederjackenlyrik

Ein aufschlußreicher Gradmesser für die jeweilige Beliebtheit von Lyriken sind die jungen Literaturzeitschriften, die in einer jährlichen Fluktuation von 200 bis 300 Editionen erscheinen, meist zum Selbstkostenpreis und nur von kurzer Lebensdauer. Die Namen, die darin gerade jetzt am häufigsten begegnen: Christoph Meckel, Peter Paul Zahl, Ludwig Fels. Erstaunlich bei diesen Fundsachen ist die Brücke vom zeitlosen Gedicht Meckels zum Zeitgedicht eines Ludwig Fels, der die Maloche kennt und das Ohr doch auch am Puls der Poesie hat. Prosagedicht nennt er sein „Gebet gegen Kirche und Staat“:

Ach nicht in Ruhe lassen sie uns trauern.
Wem nützt das klammheimliche Weinen?
Der Verlust der Welt ist beschlossener Wahnsinn.
Und, mein Gott oder sonstwas, mir kommt's
so vor, als hätte ich mich im Kino verirrt,
als würde ich von nassen Spiegeln erschlagen.
Wohin ich auch schau: zerbrochene Gesichter.
(aus: Mut zur Angst, Schriftsteller für den Frieden, Luchterhand, 1982)

Apropos Lyrik. Was ist ein Gedicht? In der ehemaligen Verbandszeitschrift des hessischen Schriftstellerverbandes „Der Literat“ wurde darüber im ersten Vierteljahr 1982 eine bleischwere Diskussion geführt. Viele Fragen. Keine Antworten. Vom lyrischen Ton war die Rede. In der Rockgeneration würde man sagen: der Sound macht die Musik. Let's swing. Eine neue Sprache kündigt sich an. Achtlos kann man sie nicht beiseite liegen lassen, die Artikulation der „Szene“, die als eigene Rede- und Ausdrucksweise erkannt und verstanden wird. Mit Bildungslyrik kann man den Freaks nicht kommen. Vorreiter für die neue Lederjackenlyrik war lange Zeit zweifellos Wolfgang Ambros. In seinen mächtigen Fußstapfen bewegen sich Konstantin Wecker,

der eine Reihe von ambitionierten Gedichtsammlungen publiziert hat, sowie die Tagesbarden Peter Horton, Ludwig Hirsch und Heinz Rudolf Kunze, wobei die beiden Letztgenannten schon jetzt eine Sonderstellung innehaben. Ich denke an Kunzes präzise Schilderung des Sozialmilieus von Wohngemeinschaften, Hausbesetzern, Kommbesuchern oder an das satirische Lied von Ludwig Hirsch, worin nach dem Atomkrieg die Außerirdischen auf unserem Planeten landen; unter den unzerstörten Überresten entdecken sie Micky-Maus-Filme und schließen aus deren Projektion auf das lustige, friedfertige Wesen der alten Bewohner der Erde, die einer unbekannten Katastrophe zum Opfer gefallen sein mußten. Endzeit.

Rockpoeten, Songpoeten

Endzeit auch bei Christoph Derschau, der als „gelernter“ Lyriker mit der Rockgruppe Ceddo auf Reisen geht: „Das einzig Avantgardistische in der Kunst ist der Tod.“ Wo die Todessehnsucht so nah ist, sind die Lust- und Lebensseufzer nicht weit. Auch wenn Derschau sagt „ich bin bis / oben hin voll / mit meiner totalen / sinnlosen / Leere“, riecht es bei ihm nach Blut und Körper, zieht er das Fazit: „Der einzige Weg auf dem es sich zu gehen lohnt . . . (ist) der Weg in die Wärme deines Körpers.“ Lustdurchfrust-Refugium. Idylle. Aber mit Format. Mit Derschau wurden die Amerikaner, Charles Bukowski und vor allem Allen Ginsberg („Brother Death“), ins Stimmungsgut der deutschen Lyrik übermittelt. Rockpoeten. Songpoeten.

Daneben nimmt die hohe Auflage von Wolf Wondratschek wunder, z. B. die von Zweitausendeins vertriebene Broschur „Das leise Lachen am Ohr eines anderen“. Schöne Gartenlaube mit viel vom Ich, vom Kino, vom netten Schuppen um die Ecke und von Muhammed Ali, dem Größten. (Eine gute Ausnahme im Wondratschek-Gebetbuch ist die Elegie für Rolf Dieter Brinkmann.)

Edelkitsch in satten Jeans

Es verwundert aber auch die monatelange Kritiker-Empfehlung in der Bestenliste des Südwestfunks von Ulla Hahns waghalsigem Salto Mortale „Herz über Kopf“, eine lyrische Turnübung fast ohne Hilfestellung: Edelkitsch par excellence im schmucken neuen Wortkleid, stramme Jeans und Lackstiefelchen. Die Gartenzwerge haben wieder einmal Haltung angenommen, Achtung: Er kommt.

Einkaufen: Kirschsaff Spinat und
neue Kartoffel Spargel nicht der
ist noch zu teuer oder ach was
zwei Pfund Spargel bitte.

Oh mein Gott: dem Friseur ging
die Farbe aus. Nehm ich statt
Rot Mahagoni nur nicht
vorne so kurz.

Wie angegossen das Kleid: aber
die Jeans sitzt straffer blau

liebt er und schwarz schön
also schwarzblau.
Steht die Uhr: neun noch einmal das
Beethoven Trio im zweiten Satz geht
die Klingel ich öffne die Tür
du schon da?

(aus: Ulla Hahn, Herz über Kopf, DVA, 1981)

Gibt es wirklich nichts Bewegenderes heute als die Bewegung zum Aldi-Markt, zum Friseur und zum Kleiderständer, ehe das Herzklopfen anhält um neun? Es soll hier im Wortzitat nicht verschwiegen werden, was die Phalanx der Kritiker dem Leser empfiehlt nach dem Motto: Als erstes muß der Lyriker das Signieren lernen, und ein passendes Foto für seine Fans muß er auch immer dabei haben.

Politik und Engagement

Eine ganz andere, unüberhörbar eigene Qualität besitzen da Klaus Konjetzky, Roman Ritter, Uwe Timm, Peter Schütt mit ihren engagierten, handwerklich ausgestalteten Texten, die häufig dialektisch angelegt sind, fragen, hinterfragen, die Frage pervertieren. Aus Bilderbögen entblättern sich Horrorvisionen. In einem Atemzug mit dieser Generation von zeitkritischen bundesdeutschen Lyrikern ist aus der DDR Volker Braun zu nennen. Kein Geringerer als Stephan Hermlin hat ihn als einen der „bedeutendsten Dichter seiner Generation“ angekündigt.

Aus dieser wichtigen Gruppe von Lyrikern sei Roman Ritter zitiert:

Der Krieg ist anderswo
während der ober das gedeck auflegt
gehen die bomber auf angriffshöhe
während wir allerseits guten appetit wünschen
fliegen die bomber das Ziel an
während ich das besteckmesser ergreife
klinken die bomben aus
während ich mich unauffällig nach der serviette bücke
sucht man im zielgebiet deckung auf
während ich die kartoffeln mit der gabel zerkleinere
detonieren die ersten bomben
während die gläser erklingen
stürzen häuser ein
während ich vom fleisch mundgerechte bitten abschneide
erreichen die bomben ihren größten wirkungsgrad
während ich mir die lippen abtupfe
wird die zahl der toten unübersehbar
während der gastgeber bezahlt
drehen die bomber ab
während wir aßen
war anderswo Krieg

Von der Folgerichtigkeit des Aufbaues her sind diese wirkungsvollen Verse an Erich Fried geschult. Die kräftigen Hör- und Schmeckbilder sind dazugekommen. Erich Fried aber ist wohl nach wie vor der einzige, der die Kunst beherrscht, mit einem Minimum an Aufwand ein großes Gedicht zu komponieren, bei dessen Zuordnung zur Lyrik klassische Interpreten ihre Schwierigkeiten haben, weil es da weder Metaphern noch Lyrismen gibt, an Stelle dessen jedoch eine unvergleichliche Rhetorik in einprägsamen Rhythmen, die Fried, trotz seiner herrlichen „Liebesgedichte“, trotz seiner witzigen Sprachspielen in anderen Büchern und trotz verdienstvoller Übertragungen von Poesie, vor allem aus dem englischen Sprachraum, als Meister des politischen Gedichtes ausweisen.

Einen eigenen Stellenwert haben die neuen Gedichte von Günter Herburger. Bei Luchterhand liegt nun sein sechster Band vor. Knapp und präzise werden darin Zeitprobleme angesprochen, wird Partei ergriffen für die Schwachen in diesem Land: Alltagsszenen in harten Konturen, Gedichte vom Fressen und Gefressenwerden, dazwischen vereinzelt eingeflochten schöne Bilder.

Sprachspiele und Sprachhandwerk

Hans Magnus Enzensberger und der erstaunlich vielseitig agierende Helmut Heißenbüttel gehören wie Erich Fried zu denen, die fast jedes Metier zu beherrschen scheinen, nahezu mühelos, das ist das Verblüffende. In dieser Umgebung der modernen Klassiker ist auch Peter Rühmkorf zu nennen, der den Reim durch einen virtuellen Sprachgebrauch wieder schulfähig gemacht hat (salonfähig ist das Reimen ohnehin immer gewesen, in den Kunstlederfauteuils finden Sensationen nicht statt, in den Schulen dagegen hat sich mittlerweile der freie Vers als Tagesaktualität herumgesprochen). Nach Rühmkorfs Frankfurter Poetikvorlesung „zur Naturgeschichte des Reims“ kamen von ihm keine Neuheiten mehr, das spricht für ihn, Rühmkorf arbeitet mit Sorgfalt und Bedacht.

Unter denen, die am Sprachgebrauch das Handwerk lieben, darf Oskar Pastior nicht unerwähnt bleiben. Der Rumäniendeutsche, der seit 1969 in Berlin lebt und dort von Walter Höllerer gefördert worden ist, hat 1978 mit seinem bei Klaus Renner erschienen „Kringotischen Fächer“ eine Neo-Dada-Gemeinde begründet, die seither jede seiner schmalen Neuveröffentlichungen, meist bei kleinen Verlagen, dankbar und genüßlich aufnimmt. Idylle? Der Ernst des Autors steht dagegen, auch wenn sich das Lesevergnügen verselbständigt, und nur das Clowneske statt des Grotesken goutiert werden will.

Unbekannte Psyche und Drogenszene

Getragen gibt sich dagegen Pastiors Landsmann Dieter Schlesak, der nach langer Odyssee heute in Italien lebt, überwiegend aber in der bundesdeutschen Republik veröffentlicht. Einige Aufmerksamkeit erhielt sein Lyrikband „Weiße Gegend“, der Expeditionen in die unbekannten Gegenden der Psyche beschreibt. Immerhin hat Schlesak umfangreiche Dokumentationen über psychotherapeutische Anstalten zusammengetragen und auch die Drogenszene berührt. In den Bereich der Drogenabhängigkeit dringt vollends Reiner Gödtel ein, ein Lyriker, der seit langem schreibt, Facharzt für Frauenheil-

kunde, bisher von der literarischen Elite kaum wahrgenommen. Mit seiner soeben für die Öffentlichkeit aufgeblätterten „Chronik der Ereignisse von heute anhand der Rückwärtsgeschichte eines drogenabhängigen Mädchens“ hat Gödtel ein Zeugnis dieser Zeit geschaffen, das unter die Haut geht, wie Lyrik es selten vermag.

Da gibt es keine falschen Töne, keine Halbheiten, das hat Authentizität, da hat ein Lyriker vermocht, in eine Seelenhaut zu schlüpfen und den fremden Schmerz als eigenen zu begreifen. Zu den wenigen Überraschungen im Land gehört dieses Buch.

Nachrufe

Einer, der zu den großen Lyriken zählt und betroffen macht, ist Volker von Törne. Er verbindet Tradition und hautnahe Gegenwart. Er hat sich zwischen Scylla und Charybdis gewagt, um die Sirenen zu hören und ist dabei ums Leben gekommen.

O Volk, das sich bei Marschmusik
Dreht um den Hals den eignen Strick
Du hast die Freiheitsmelodien
Deinen Dichtern nie verziehn.

Christoph Meckel, der zu seinen vertrauten Freunden gehört, schreibt im Nachwort zu den 1981 erschienenen gesammelten Gedichten, ein Jahr nach Törnes Tod:

„Er war der Sohn eines strammen SS-Patrioten, der im Zweiten Weltkrieg an der Ostfront fiel. Die Tatsache, aus dem deutschen Faschismus zu stammen, bestimmte von Grund auf sein Weltbild und Lebensgefühl. Ich glaube, kein anderer seiner Generation hat diesen Nachlaß so aufrichtig in die Zukunft geschrieben wie er. Erkenntnis, Empörung und Warnung prägte den Vers, bestimmte Beruf und Leben, es war seine Kraft; doch war Wiedergutmachung kein Rezept für ihn; ihn hielt kein retrospektives Bedauern fest. Glaubwürdig leben hieß seine Gegenwart, die menschenwürdige Zukunft, die Brüderlichkeit.“ Manche Übereinstimmung gibt es da mit dem durch Freitod aus dem Leben geschiedenen Bernward Vesper, dem Sohn von Will Vesper. Die Werkausgabe steht noch aus. Ebenso wie die Betreuung des Nachlasses von Rolf Dieter Brinkmann und Nicolas Born fehlen. Was sie zu sagen hatten, darf nicht verloren gehen. Gestorben auch, 1981, Peter Huchel. Er hat seinen Nachruhm noch zu Lebzeiten erfahren.

Kleinverlage in Entdeckerrolle

Nichts Neues dagegen von Michael Krüger, der immer noch von den Kritikerlorbeeren für „Reginapoly“ und, schwächer, „Diderots Katze“, lebt, nach wie vor aber als einflußreicher Herausgeber der „Akzente“ und des Wagenbach-Jahrbuches „Tintenfisch“ die Lyrik dieser Tage mitbestimmt. Nichts Neues von Thomas Brasch nach seinem „Der schöne 27. September“. Er ist in die Filmbranche übergewechselt. Bei einem Kassenerfolg läßt sich in der Traumfabrik der Leinwandillusionen zumindest das Dasein fristen, als Lyriker dagegen lebt man allein vom schönen Schein und vom schmalen Zubrot. Bekanntes und Unbekanntes waren in den vorangegangenen Ausführungen

nebeneinander gestellt. Das traditionell Abgesicherte sollte dabei nicht höher bewertet werden als das risikobehaftete Neue.

Ein merkwürdiges Phänomen begleitet die Lyrik-Szenen dieser Tage. Während die großen Konzerne, die Warenhäuser der Literatur, Firmen wie Suhrkamp, Luchterhand, Rowohlt nunmehr schon seit Jahren keine wirklich neue Lyrik mehr zu bieten haben, sondern statt dessen für die Ramschmagazine eine Idylle nach der anderen produzieren (der schöne „Untergang der Titanic“ von Hans Magnus Enzensberger sei da nicht völlig ausgenommen), passieren in den Tante-Emma-Läden, den Klein- und Kleinstverlagen, die aufregendsten Sachen.

Der Augsburger Maro-Verlag war da zum Beispiel ein Vorreiter. Er brachte als erster im deutschen Sprachraum Gedichte von Charles Bukowski, das war 1974 („Gedichte, die einer schrieb, bevor er im 8. Stockwerk aus dem Fenster sprang“), ein völlig neuer Ton, das Alltägliche war sagbar geworden. Zweitau-sendeins und Hanser zogen nach. Der Maro-Verlag war es schließlich auch, der Christoph Derschau entdeckte. Im Februar 1976 startete dort die Erstauflage von Derschaus wilden Undergroundgesängen „Den Kopf voll Suff und Kino“: „Denn was weißt du schon / von den Stürmen / die durch meine Adern grollen. / Und was weiß ich / von den Erdbeben / in deinen Gedanken . . . Zeig mir deinen Körper / damit ich seine Verzückungen / in meine Erinnerung tätowieren kann / bis in den Tod.“ Sinnlichkeit und Körperlichkeit sind Mittelpunkt in diesen Gedichten. Rausch und Egotrip.

Im Damnitz Verlag München erscheint mit anderen Akzenten die mit gutem Gespür ausgewählte Reihe der Zeitgedichte, in denen u. a. Artur Troppmann, Liselotte Rauner, Werner Dürrson, Ludwig Fels und Uwe Timm zu entdecken waren. Einen der faszinierendsten Beiträge zum Krisenthema Untergang und Überleben hat Ludwig Arnold mit seiner Unternehmung „Sudelblatt“ geleistet. Dort erschien die „Nord-West-Passage“ von Guntram Vesper, ein Poem. Peter Rühmkorf, der in der FAZ über Vespers „Illusion des Unglücks“ schreiben wollte, hat sich bei der Rezension fast ausschließlich mit der sonst von der Kritik kaum wahrgenommenen „Nord-West-Passage“ befaßt. In der Pfaffenweiler Presse erscheint Rose Ausländer; bei Klaus Renner in München gibt es H. C. Artmann, Ludwig Fels, Oskar Pastior, Peter Rosei, Gunter Falk. Die Plakaterie in Nürnberg bringt Liedermacher und Zeitkritisches von Zimmerschied bis Helmut Ruge. Der Ararat-Verlag in Berlin widmet sich in zweisprachigen Ausgaben dem zahlenmäßig stärksten Anteil ausländischer Mitbürger in der Bundesrepublik, den Türken.

Aras Ören zum Beispiel ist dank der Pioniertätigkeit dieses kleinen Verlages mit seinen schlichten Broschüren kein Fremder mehr in diesem Land des vermeintlichen Wohlstands und der großen Freiheit. Obwohl die Arbeiten der Übertragung bedürfen, gilt Aras Ören längst als einer, der zu der bundesdeutschen Lyrikszene dazugehört. Berlin-Kreuzberg ist für uns heute ebenso Berlin wie Schöneberg oder das Viertel am Hansaplatz. Die Themen Örens sind ganz auf die eigene Lebensumwelt gerichtet, nicht etwa auf das für ihn derzeit traumferne Anatolien.

Wie die Vögel auf Telegraphenleitungen
ähnlich aufgereiht die Gesichter vor der Theke.
Die an reservierten Tischen sitzen
neben dem Fenster und erregt miteinander reden:
das Wichtige verschweigen sie immer.
Es könnte sein, daß der Dichter Theobaldy
mit seinem Grafengesicht aus dem 18. Jahrhundert
hier ein Bier trinkt.

Es könnte sein, daß ich auf der Rückseite
eines Bierdeckels notiere:

Unser Ziel ist nicht, die Arbeiter zu befreien,
die Arbeiter müssen sich selbst befreien
daß ich ähnlich sehnsüchtige
Parolen erfinde.

Bernd, mit den Fingern schnippend,
öffnet eine Flasche Chablis
in der schweisgsamsten Stunde der Nacht.
Er serviert denen an den reservierten Tischen
gekochten Spargel mit frischem Schinken
und Austern.

(aus: claassen Jahrbuch der Lyrik 3, 1981)

Könnte einer kommen und sagen, „Spargel“ wie bei Ulla Hahn. Muß man dem,
der etwa nur auf solche Äußerlichkeiten achten sollte, eigens erklären, daß
außer dem Menü und dem Mitspielen des Gastes hier in sparsamen Bildern
zwei Welten im Kontrast geschildert sind: Das Ritual an den reservierten
Tischen, an denen bei erregter Rede das Wichtige verschwiegen wird, dagegen
die Ohnmacht der Bierdeckelparolen an der Theke „in der schweisgsamsten
Stunde der Nacht“.

Regionalisierung

Der Abriß hat sich auf einzelne Beispiele gestützt, die zwangsläufig subjektiv
ausgewählt sind und große Lücken aufweisen. Horst Krüger, der Erzähler,
Essayist und Publizist, hat sich einmal die Mühe gemacht („Der Literat“, 1981)
und nach der Zahl der Schriftsteller in der bundesdeutschen Republik gefragt.
Er begann seine numerische Darstellung bei den 10 000 Adressen von Kürsch-
ners Deutschem Literatur-Kalender, reduzierte diese Heerschar sodann auf
die Hälfte, Mitglieder von Berufsverbänden, und wertete zuletzt allein ein
knappes halbes Hundert als ehrenwerte ernstzunehmende Zunftgenossen, die
vor allem im PEN präsent sind. Die Fülle der Proteste auf Krügers Werteskala
läßt sich denken. Ähnlich wird es, muß es jedem gehen, der sich heute darauf
einläßt, eine Auswahl zeitgenössischer Lyriker zu nennen.

Es sei daher auf eine Tendenz aufmerksam gemacht, die als Chance für Lyriker
verstanden werden kann, eine dem jeweiligen Vermögen gemäße Öffentlich-
keit zu finden: gemeint ist die Regionalisierung.

Lange Zeit hatte – bis zur VS-Eingliederung in die Gewerkschaft – die
Gruppe 47 als überregionaler Zusammenschluß von Autoren verwandter
Auffassungen den literarischen Markt bestimmt. 1961 wurde dann in Dort-

mund als einer der ersten regionalen Interessensverbände die Gruppe 61
gegründet, die in Max von der Grün und Josef Reding ihre Leitfiguren hatte.
Im „Revier“ gingen aber auch starke Impulse von Hugo Ernst Käufer aus,
Bibliotheksdirektor in Gelsenkirchen und Herausgeber von „lobby“. Der
„Werkkreis Literatur der Arbeitswelt“, mittlerweile vom Fischer Verlag
betreut und in Millionen-Auflagen verbreitet, nahm vom Ruhrpott seinen
Ausgang. In Düsseldorf hat sich unter dem Anstoß von Peter K. Kirchhof eine
Autorengruppe etabliert. In Mainz wird die „Autorengruppe Mainz“ mit Hans
Dieter Hüsch, Hans Peter Renfranz und Charlotte Christoff vom Kulturstad-
t der Stadt entscheidend unterstützt. In Osnabrück hat die „Literarische Gruppe
Osnabrück“ mit Erika Rauschnig, Heinz Rudolf Kunze und Jutta Sauer im
Vorjahr ihr 10jähriges Bestehen mit einem „Literarischen November“ feiern
können. In Minden pflegt die „KOGGE“ mit Inge Meidinger-Geise, Günter
Radtko und Manfred Hausin Tradition und Zeitgeist. Die KOGGE freilich
versteht sich, trotz des unverkennbaren regionalen Profils vieler ihrer Mitglie-
der, als europäische Autorengruppe. Das liegt an der langen Dauer ihres
Bestehens seit 1923. In Erlangen gibt es die „Neue Gesellschaft für Literatur“
mit Ludwig Fels, Godehard Schramm, Ingo Cesaro. In Regensburg fanden sich
Harald Grill, Andreas Ehl, Peter Ettl zu einer Diskussionsrunde. In Bayreuth
hat sich lange Zeit Jochen Lobe um ein Forum bemüht. Die Beispiele lassen
sich häufen. Auffällig dabei ist, daß die regionalen Gruppen meist in kleineren
Städten angesiedelt sind, während in den Metropolen die Geschäftsstellen der
berufsständischen Landesverbände lästige Organisationszwänge von den he-
ilen Elfenbeintürmen fernhalten. Wen soll man da im Vorteil sehen: Die
„Provinz“ mit dem Mut zum eigenen Agieren, Motto: „du hast keine Chance,
also nutze sie“, oder die Millionenstädte mit dem schönen Eingemachten, von
dem sich eine Weile leben läßt. Die Städte jedenfalls polieren in der Pose des
Mäzens fleißig an ihrem Image mit glänzenden Literaturfesten: „Literatur-
fest“, „Bilt“, „Literatur“, „Literaturzirkus“, „Interlit“, „Poetenfest“ und wie sie
alle heißen in Hamburg, Berlin, Hannover, Frankfurt, Köln, Erlangen.
„Poetry Rotterdam“ war dafür das illustre Vorbild.

Friedensbewegung

Eine Bewegung wurde bisher ausgespart: Während die Wallfahrtsprozession
der „wahren Lyriker“, nach wie vor eine laute Mehrheit, trauten Erinnerungen
nachhängt und in Chorälen das Wahre, Gute und Schöne besingt, mehren sich
die Stimmen, die sich zum Gebot der Stunde bekennen: Abrüsten. Wie es
Schriftsteller in Ost und West in einem gemeinsamen Friedensappell im August
1981 gefordert haben. Wie es bei der „Berliner Begegnung zur Friedensförde-
rung“, beim Haager Treffen und erneut im Juni 1982 bei „Interlit“ proklamiert
wurde. Unwichtig sind da die Prestigeerfolge der vielen Hochglanzalben mit 60
bis 80 Seiten lyrischem Gewicht, wenn es am Rand eines Abgrundes um das
Überleben aller geht. Nie klatschen die Leute lauter als zur Stunde des
Untergangs. Sie schreien und singen hingerissen vor Glück, daß sie in dieser
Komödie eine Rolle spielen mit großer kriegerischer Gebärde. So notierte ich
vor einem Jahr, als ich Reagans Rede vor dem Kongreß zur Steigerung der
Rüstungsausgaben in einer Fernsehaufzeichnung sah und hörte. Jubel auch bei

militärischen Interventionen in Argentinien im Falkland-Konflikt mit Großbritannien, im Grenzkrieg zwischen Iran und Irak oder bei der Invasion Israels im Libanon. „Der Verlust der Welt ist beschlossener Wahnsinn“, sagt Ludwig Fels.

An den Schluß dieser Abhandlung seien daher Sarah Kirsch mit einer eindringlichen Rede und Otmar Leist mit einem Epigramm gestellt, der die Merksätze einer Endzeitlyrik, fernab jeder Idylle, in knappe Zeilen gefaßt hat.

Sarah Kirsch

In diesem Herbst wurden die Atompilze
In den Journalen solch gewöhnlicher Anblick
Daß sich beim Betrachten der Fotografien
Ästhetische Kategorien herzustellen
begannen
Die Lage des blauen Planeten war absehbar
Das Wort Neutronenwaffe erschien häufig
Wie seine Brüder Benzinpreise Wetterbericht
Es wurde alltäglich wie Friedensappelle.

Mein Kind hat eine Fünf geschrieben
Was soll ich sagen es kostet schon Kraft
Seinen Anblick die Unschuld ertragen
Und wir leben unser unwahrscheinliches
Abenteuerliches Leben korrigieren die Fünf
Das Kind geht zur Schule wir pflanzen
Bäume
Hören den Probealarm, die ABC-Waffen-
Warnung
Kennen die Reden der Militärs aller Länder.
(aus: „Erdreich“. Neue Lyrik. DVA, 1982)

Otmar Leist

Für den Fall
daß dieser Staat
wo ich arbeite
einem zweiten Staate
wo andre Menschen arbeiten
den Krieg erklärt
erklär ich
diesen Menschen
schon heute
den Frieden.
(aus: „Friedenserklärung“. Ein Lesebuch, Atelier im Bauernhaus, 1982.)
Vielleicht macht eine Beobachtung von Christa Wolf am Ende nachdenklich:
„Ist es nicht bemerkenswert, daß zum erstenmal die Völker, die gegeneinander
aufgeboten werden sollen, einander nicht hassen? Vertieft das die tragischen
Aspekte der Zukunft? Heißt es uns, im Gegenteil, hoffen?“

Literaturhinweise

(Lyrik in bundesdeutschen Verlagen 1980 bis 1982)

- Rose Ausländer „Einen Drachen reiten“. Gedichte. Pfaffenweiler Presse, Pfaffenweiler 1981, 40 Seiten, 42 Mark.
(Bei Pfaffenweiler auch: „Einverständnis“, Gedichte, 1980 und „Nacht-Gedichte“, 1981.)
Thomas Brasch „Der schöne 27. September“. Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/Main, 1980, 72 Seiten, 9,80 Mark.
Christoph Derschau „Grüne Rose“. Verlag Das Wunderhorn, Heidelberg 1981, 120 Seiten, 14,80 Mark.
Christoph Derschau „Monolog in der Küche“. Gedichte und Lieder. Verlag Bernhard Streit, Bern 1982, 70 Seiten, 13 Mark.
Hans Magnus Enzensberger „Die Furie des Verschwindens“. Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/Main 1980, 90 Seiten, 7 Mark.
Erich Fried „Lebensschatten“. Gedichte. Wagenbach Verlag, Berlin 1981, 110 Seiten, 12,80 Mark.
Erich Fried „Zur Zeit und zur Unzeit“. Gedichte. Bund Verlag, Köln 1981, 150 Seiten, 14,80 Mark.
Gerhard Falkner „So beginnen am Körper die Tage“. Gedichte. Luchterhand Verlag, Neuwied 1981, 80 Seiten, 14,80 Mark.
Walter Helmut Fritz „Wunschtraum Alptraum“. Gedichte. Hofmann und Campe Verlag, Hamburg 1981, 80 Seiten, 20 Mark.
Reiner Gödtel „Blinde Kuh. Chronik der Ereignisse von heute anhand der Rückwärtsgeschichte eines drogenabhängigen Mädchens“. Gedichte. Limes Verlag, Wiesbaden und München 1982, 86 Seiten, 20 Mark.
Henning Grunwald „Das Wort hat der IchKönig“. Gedichte. Klett-Cotta-Verlag, Stuttgart 1981, 90 Seiten, 20 Mark.
Ulla Hahn „Herz über Kopf“. Gedichte. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1981, 88 Seiten, 14 Mark.
Günter Herburger „Makadam“. Gedichte. Luchterhand-Verlag, Neuwied 1982, 134 Seiten, 17,80 Mark.
Helmut Heißenbüttel „Ödipuskomplex made in Germany“. Gelegenheitsgedichte, Totentage, Landschaften 1965 bis 1980. Klett-Cotta-Verlag, Stuttgart 1981, 108 Seiten, 22 Mark.
Helmut Heißenbüttel „Textbücher 1 bis 6“. Klett-Cotta-Verlag, Stuttgart 1980, 292 Seiten, 32 Mark.
Peter Hamm „Der Balken“. Gedichte. Carl Hanser Verlag, München 1981, 74 Seiten, 18 Mark.
Margarete Hansmann „Spuren“. Gedichte. Claassen Verlag, Düsseldorf 1981, 176 Seiten, 56 Mark.
Felix Philipp Ingold „Unzeit-Gedichte“. Klett-Cotta-Verlag, Stuttgart 1981, 88 Seiten, 20 Mark.
Günter Kunert „Abtötungsverfahren“. Gedichte. Hanser-Verlag, München 1980, 94 Seiten, 18 Mark.
Hugo Ernst Käufer „Der Holzschneider Hap Grieshaber“. Gedichtzyklus, Edition Pongratz, Passau 1981, 14 Seiten, 3 Mark.
Marie-Louise Könneker „Taufsteine“. Gedichte. Luchterhand-Verlag, Neuwied 1981, 72 Seiten, 14,80 Mark.
Sarah Kirsch „Erdreich“. Neue Lyrik. DVA, Stuttgart 1982, 84 Seiten, 16 Mark.
Reiner Kunze „Auf eigene Hoffnung“. Gedichte. S. Fischer Verlag, Frankfurt/Main 1981, 112 Seiten, 20 Mark.
Karl Krolow „Herbstsonett mit Hegel“. Gedichte, Lieder etc. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/Main 1981, 66 Seiten, 17,80 Mark.
Karl Krolow „Zwischen Null und Unendlich“. Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/Main 1982, 72 Seiten, 17,80 Mark.
Hermann Lenz „Zeitlebens“. Gedichte 1934 bis 1980. Schneekluth Verlag, München 1981, 160 Seiten, 26 Mark.
Christoph Meckel „Werkauswahl. Lyrik, Prosa, Hörspiel“. Nymphenburger Verlagshandlung, München 1971, 2. verb. Auflage 1981, 280 Seiten, 26,80 Mark.
Inge Meidinger-Geise „Jenseits der Wortmarken“. Gedichte. Rudolf Merkel, Erlangen 1982, 55 Seiten, 6,80 Mark.
Aras Ören „Deutschland, ein türkisches Märchen“. Gedichte. Fischer-Taschenbuch-Verlag, Frankfurt/Main 1982, 110 Seiten, 6,80 DM.
Heinz Piontek „Vorkriegszeit“ Ein Gedicht. Schneekluth Verlag, München 1981, 64 Seiten, 18 Mark.
Heinz Piontek „Was mich nicht losläßt“. Gedichte. Schneekluth Verlag, München 1981, 72 Seiten, 18 Mark.
Erika Rauschnig „Tage im Mai“. Gedichte und Texte. Lechte Verlag, Emsdetten 1981, 68 Seiten, 12 Mark.
Dieter Schlesak „Weiße Gegend – Fühlt die Gewalt in diesem Traum“. Gedichte. Rowohlt Verlag, Hamburg 1981, 144 Seiten, 14 Mark.
Peter Schütt „Zeit-Gedichte“. Dammitz Verlag, München 1980, 32 Seiten, 2 Mark.
Peter Schütt „Entrüstet euch! Gedichte für den Frieden“. Weltkreis Verlags-GmbH, Dortmund 1982, 176 Seiten, 9,80 Mark.
Wolf Peter Schnetz (Pseudonym Florian Winterstein) „In diesem Garten der Lüste“. Lust- und Unlustgedichte. Klaus Renner Verlag, München 1980, 96 Seiten, 24 Mark.
Wolf Peter Schnetz „Und Gott wurde sterblich. Gedichte zum Nordatlantischen Bündnis“. Klaus Renner Verlag, München 1981, 56 Seiten, 6,80 Mark.
Volker von Törne „Im Lande Vogelfrei“. Gesammelte Gedichte, Wagenbach Verlag, Berlin 1981, 220 Seiten, 19,80 Mark.
Artur Troppmann Herausgeber: „Autoren Aktion Friedensblock“. 20 Lyrikpostkarten von 20 Autoren. Artur Troppmann, München 1982, 5 Mark.
Guntram Vesper „Nordwestpassage“. Ein Poem. Edition Sudelblatt Heinz Ludwig Arnold, Göttingen 1980, 16 Seiten.
Guntram Vesper „Die Illusion des Unglücks“. Gedichte. Hanser Verlag, München 1980, 80 Seiten, 18 Mark.
Wolf Wondratschek „Das leise Lachen am Ohr eines andern“. Gedichte, Lieder. Zweitausendeins, Frankfurt/Main, 1. Auflage 1976, 18. Auflage 1981, 80 Seiten, 16,80 Mark.
Konstantin Wecker „Lieder und Gedichte“. Ehrenwirth-Verlag, München 1981, 334 Seiten, 26 Mark.
Konstantin Wecker „Man muß den Flüssen trauen – Unordentliche Elegien“. Ehrenwirth Verlag, München 1980, 90 Seiten, 15 Mark.
Gabriele Wohmann „Komm lieber Mai“. Gedichte. Luchterhand Verlag, Neuwied 1981, 120 Seiten, 16, 80 Mark.
Günter Radtke „Suchen wer wir sind“. Gedichte. Delpsche Verlagsbuchhandlung München 1980, 52 Seiten, 24 Mark.
Ulrich Raschke „Am Affentorplatz – Gedichte“, Grube-Verlag Reutlingen 1980, 92 Seiten, 16 Mark.

Rigo Ros
Vom Umgang mit mir selbst

1.

Hineingeraten
bin ich
in diese hiesige
Achtung vor den Menschenrechten,
denn wer
wenn nicht wir
haben aus der Geschichte
zu lernen.
Da lehrt mich
big brother:
Es gibt Wichtigeres als den Frieden.
Da weiß ich
erfüllt vom Gemeinsinn
was ich mir schuldig bin:
Raketen statt Butter
Da weiß ich:
Wer in Europa lebt
hat eben Pech,
wer den Wunsch hat
Krieg zu verhindern
ist voreingenommen.
Dem Publikum
– dem Souverän – verkauf ich
von Staatshaushalt
zu Staatshaushalt
das Trauma
von der Waffenunterlegenheit.
Zwar –
ich selbst hab nie daran geglaubt,
allein
was zählt
ist:
Ich bin nicht unterwandert
vom Neuen Testament – der Friedensbotschaft –.
Was zählt in jeder Lage
ist meine Verlässlichkeit.

2.

Big brother
lehrt mich auch
was eine Schutzmacht ist
mit ihrem Veto
gegen die Verurteilung
in Sachen Golan-Annexion,

mit ihrem Veto
gegen die Verurteilung
in Sachen Libanon-Aggression
oder . . .
Laut frage ich
wer erfindet das neue Gesellschaftsspiel
„Operation Frieden in Galiläa“, die Hölle
aus vielen Höllen
für Menschen
ohne Gewehre und Bomben –
die Strategie
der Zusammenarbeit
ein intellektuelles Vergnügen.
Laut denke ich
es ist
legitime
Selbstverteidigung.
Wer investiert
will Zinsen – das Veto
ist nicht doppelte Moral,
es ist alleine
das unheibare Weltgewissen.

3.

Kommt vom Gewerkschaftskongress
aus Moskau ein Vorschlag
betreffend
die Gescheicke der Menschheit
– wie es heißt –
bin ich mir bewußt:
Jedem sind auferlegt
Verpflichtungen.
Und ich wäge ab
den Sinn,
den wirklichen Inhalt
von meinem Zuhause
– dem zerbrechlichsten
aller Häuser –.
Leichtgläubig
bin ich nicht
wenn sie mir Angstbilder brennen
auf die Netzhaut.
Nuklearwaffen nicht als erste einzusetzen:
Aus der Ecke
bleibt es für mich
ein Propagandatrick.

4.

Wozu in Sachen leben
 unsere Regierenden
 auf Vordermann bringen
mit Friedensbewegung, Ostermarsch,
 Volk, das Front macht –?
Auch wenn
 die anderen auf Vorschuß
 nicht abrüsten
bis auf die Filzpantoffeln,
 so schnell
 läßt der Himmelvater
zur Wüste nicht verglühen
 die ganze Welt.
 Die Vorsehung
spricht vorsichtig vom
 nationalen Verlustgeschäft.
Also halte ich mich raus
 als denkender und wahrer
 Demokrat.
Also halte ich mich fern
 von nützlichen Idioten
 und Linksextremisten,
mit ihrem Anspruch
 gegen den Vater aller Dinge.
Wer so ehrliche Motive hat
 und bedenkt
 nach uns die Sintflut
versammelt sich
 in solchen Sachen
 wie ich
 vorm Fernsehschirm.

5.

In vierzig Jahren
 100 000 000 Arbeitslose
 nur wegen der Mikrochips?
Warum so viel Aufhebens
 um die Perspektive
 in das dritte Jahrtausend?
Ein verschnürtes Bündel
 für die Nachgeborenen,
 wenn die Zeit reif ist.
Es ist ihre große Chance
 befreit von Arbeit
 die Höhen der Kultur zu
 stürmen,
ohne
 auf dumme Gedanken zu kommen.

Vergleiche ich
 was da so spielt
 mit Arbeitslosen
beim Nachbarn
 zwischen Oder und Elbe:
Er hat sie
 einfach weggeplant.
Ein ausgemachter Humbug,
 Potemkinsche Fassade,
ganz und gar
 schädlich.
Wer weniger hat als drei Prozent
 leidet
– wissenschaftlich betrachtet –
 an Überbeschäftigung.

6.

Was ich höre
 von zehn Jahren Berufsverbot
– alleine schon das Wort!
Natürlich ist das nicht
 Gesinnungsschnüffelei! –
 Nichts
 das mir den Blick verstellt
auch kein Oberbürgermeister
 der seinen Parteifreund
 herauspaukt.
Verbotene Bürger
 sind nun mal
 von der Sorte die nichts taugt
für die Demokratie.
 Und westlich
 heißt noch immer
 demokratisch.

*

Wenn zum Prozeß
 ein Akt Verspätung hat
– Jugendverfolgungs-Prozeß,
 das will ich überhört haben –
seht es wie ich:
 eine Panne.
Ich rate euch
 zu mehr Vertrauen.
Schließlich
 leben wir
 in einem Rechtsstaat.



Schreibt mein Tagblatt
eine Tötungsmaschine. „Der Volksgerichtshof war
Kein Richter
kein Ankläger
wurde verurteilt“

frag ich warum so viele Spalten
so viele Worte?

Mir genügt der eine Satz:
„Sie haben nicht
das Recht gebeugt.“

7.

Rede ich
zu geruhssamer Stunde
über den Zaun
mit Nachbarn,
am Pausentisch
mit Kollegen,
sind tabu
gepfändete Lohntüten,
der Konkurs nebenan

uns so weiter . . .
Das ist die Geometrie
des guten Tons:
Werdet nicht
zu Zuhältern
der Veränderung.
Zur Nachahmung empfehl ich mich
mit Unbestechlichkeit.

Und habt ihr
zum Aufschrei
Grund,
wartet
auf einen lichten Moment,
seid
bitte
mit Geschmack
empört.

So fällt kein Schatten
auf Gott und die Welt
und der Mensch
bleibt Mensch
wie er gefällt.

Mary Ann Henn Amerika, meine Hoffnung

Auch ich liebe Amerika,
mein Heimatland. Doch wie kann ich
dieses „süße Land der Freiheit“
wirklich gern haben, wenn ringsum
nichts als Atombomben lagern!
Ja, dies ist das Land meiner Vorfahren,
das Traumland der Pilgerväter
und die neue Welt der vielen,
die um der Freiheit willen
ihre Heimat verlassen mußten.
Und darum laßt uns hoch
von jedem Berge rufen:
Frieden, wir wollen endlich Frieden!
Wir wollen Frieden, weil
wir unsere Heimat über alles lieben.
Um Amerikas Felsen und Flüsse willen,
um seiner Wälder und sanften Höhen willen,
laßt uns Frieden schaffen.
Musik soll unsere Lüfte erfüllen,
Freiheitslieder, keine Atompilze.
Friede unseren Bäumen, Friede
allen Wesen, die leben,
Frieden auch der Natur
und allen Menschen guten Willens.
Alle, die Frieden wollen,
sollen aufstehen. Die Berge sollen
ihre Häupter erheben und laut
um Hilfe rufen: Die Bomben weg!
Das ist unsere Botschaft:
Wir kämpfen für die Befreiung
der Menschheit von Krieg und Tod,
wir kämpfen um das Überleben
und kämpfen mit Gott
und allen, die wirklich
Frieden wollen,
Frieden überall
auf der ganzen Erde!

Mary Ann Henn ist eine katholische Ordensschwester aus dem Benediktiskloster in St. Joseph, Minnesota. Sie ist aktiv in der amerikanischen Friedensbewegung und übersandte ihr Gedicht Peter Schütt mit der Bitte, es für die westdeutsche Friedensbewegung zu übersetzen.

Jens Hagen Der Geist von Jack Kerouac

saß am Straßenrand und lachte sich kaputt. Da kamen sie, die Glücksucher des Atomzeitalters: Berufstöchter und -söhne, frustrierte Jungmanager, gutbezahlte Lehrer Dozenten, Professoren, Ingenieure, Redakteure, auch ein paar arme Schlucker, Studenten, Künstler, Schreiber, Nichtstuer. Rollten auf ihn zu, an ihm vorbei, in Autohomes und Autocastles, in ausgebauten alten Kleinbussen, Möbeltransportern, Postautos, Krankenwagen. Mit der Sucht nach Sonne im Bauch, Rucksackrevolten in heimlichen Träumen, dem Duft von Freiheit und Abenteuer im Cockpit, der grünen Versicherungskarte in der Brieftasche und den Aufklebern am Heck vom letzten Urlaub in Torreflamenco, Heintjetown und Oberammergau.

Er saß lange da, König vom längst verschollenen heiligen Nichts, ertränkter Fürst der ewig rastlosen Glücksucher von Nepal bis Neoncity. Manchmal brach sein Lachen ab. Dann nickte er vor sich hin, sagte auch mal „Ja, schafft euch, Leute!“ und schaute dem vorbeihuschenden Bild eines Mädchens nach.

„Darling, kuck mal, der Penner da“, sagte sie.

Darling sah geradeaus, beobachtete die Tachonadel, kämpfte mit dem Seitenwind und der endlosen Schlange vor seiner Nase. Schneller, verdammt! Der Termin saß ihm im Nacken, in drei Wochen war der Urlaub schon wieder zu Ende.

Ein paar Minuten später meinte er: „Was war denn da eben?“ „Och, nichts besonderes, ist schon wieder vorbei“, meinte sie.

Der Geist von Jack Kerouac saß am Straßenrand und nickte vor sich hin. Ab und zu lachte er noch. Später stand er dann auf und ging zur Raststätte. Da warteten sie schon auf ihn: William S. und der verrückte Dean, die Zen-Katze aus L. A., Laura die Zartfühlige, Terry mit dem kleinen Bäuchlein, Tuli der Nothing-Sager, Carlo der Düstere, Old Bull Lee und Marilou, Alan G., Montana Slim, Japhy Ryder und all die anderen. Er verpfändete einen Literaturpreis und das Nachwort von „On the Road“ für ein paar Runden Bier, man sprach von alten Zeiten. In der Ferne fuhr der Midnight-Ghost, rasselte und kreischte wie ein gottverdammter alter Zipper. Irgendwo spielte ein Saxophon Bebop, vielleicht aber auch nur aus Versehen.

„Und wie waren wir in Bewegung!“

Jack Kerouac zum 60. Geburtstag

„Man kennt mich als ‚irren Vagabunden und Engel‘ mit einem ‚nackten grenzenlosen Kopf‘ voller Prosa“, schrieb er 1960 in seinem erst im vergangenen Jahr in deutscher Übersetzung erschienenen Buch „Lonesome Traveller“. Und: „Habe das Schreiben schon immer für meine Pflicht auf Erden gehalten. Auch das Predigen einer allumfassenden Güte, was hysterischen Kritikern entgangen ist. . .“ Der Schriftsteller Jack Kerouac gilt heute als eine Art

Kultfigur der beat-generation, der „Geschlagenen Generation“ der vierziger-, fünfziger-, sechziger Jahre. Heute wird schnell jemand zur Kultfigur gemacht, das belebt das Geschäft. Allerdings wird mit Kerouac's Büchern sicherlich kein so großes Geschäft gemacht wie mit den Platten mancher Sänger, die zu seinen Bewunderern zählen. Leider kein so großes Geschäft, möchte ich fast sagen, aber das laß ich lieber. Jack Kerouac selbst wollte jedenfalls keine Kultfigur sein. In diesem Jahr wäre er sechzig geworden.

Am 12. März 1922 in Lowell, Massachusetts, mit bretonischem Namen in einer frankokanadischen Familie geboren, in der High-School ein hoffnungsvoller Football-„Star“, begabter Schüler und später Stipendiat der Columbia University in New York, widersetzte er sich schon früh, 1947/48, den Verlockungen einer erfolversprechenden Karriere und begann, zusammen mit Freunden wie Allen Ginsberg und Neal Cassady, kreuz und quer durch die USA zu trampeln. Auf der Flucht vor ihrer eigenen Vergangenheit als Musterschüler, Hilfsarbeiter und Beinahe-Spießer, im Krieg zu Pazifisten geworden und nun angeekelt von dem im Land der „Siegermacht“ grassierenden verlogenen Patriotismus und dem neuen, dem kalten Krieg, angeekelt von Spießertum und Satttheit vieler, wagten sie (und viele andere) den Ausbruch aus einer Welt, in der es sich für sie nicht zu leben lohnte.

„Sie (die Beatniks, J. H.) waren wie der Mann mit dem Stein im Verlies und der Finsternis, aus der Tiefe heraufsteigend, dem Jazz verfallen, die düsteren und wilden Sorgenkinder Amerikas“, schreibt Jack Kerouac etwa 1950, „eine neue angeschlagene Generation, der ich langsam anzugehören begann.“

Ausgestiegen aus einer Gegenwart und Zukunft, die sie so, wie sie ihnen von der Gesellschaft geboten wurden, nicht wollten, getrieben von der Sehnsucht nach Ungebundenheit, Glück und der Verwirklichung ihres Traumes vom besseren, menschlicheren Leben, waren sie beinahe ständig unterwegs, in Autos, auf Güterzügen, Lkw's oder zu Fuß.

„„Huuih!“ gellte Dean. „Nun geht es los!“ Und er beugte sich über das Lenkrad und drückte auf die Tube; er war wieder in seinem Element, jeder konnte es sehen. Wir waren alle entzückt, wir alle erkannten, daß wir Verwirrung und Unsinn hinter uns ließen und die einzige und edle Funktion unserer Zeit erfüllten, *in Bewegung zu sein*. Und wie waren wir in Bewegung!“ (Aus „On the Road“)

„In Bewegung sein“, nicht satt werden, nicht anrosten, das war das wichtigste im Leben und im Glaubensbekenntnis der Beatniks. Bewegung war die notwendige Folge ihrer Erkenntnisse, der selbstverständliche Ausdruck ihres Lebensgefühls.

Schon Ende der vierziger Jahre begann Jack Kerouac, über sein Leben und das seiner Freunde zu schreiben. Bücher wie „On the Road“ („Unterwegs“) und „The Dharma Bums“ („Gammler, Zen und hohe Berge“) machten ihn berühmt, machten ihn zu einer Art Prophet der beat-generation. Und vieles von dem, was er in seinen Büchern ausdrückte, beeinflusste auch spätere Protestbewegungen in Amerika und Westeuropa. Seine Vitalität und Kreativität regte ganze Scharen von Schriftstellern, Musikern, Sängern zu eigener Arbeit an. blieb also nicht aus, daß viele ihn bewunderten. Zum Beispiel Bob Dylan. Einer der besten Folksänger Amerikas, Ramblin' Jack Elliott widmete

ihm eine Langspielplatte: „Kerouac's Last Dream“ („Kerouac's letzter Traum“). Aber wie gesagt, eine Kultfigur war er nicht. In einer Erzählung von seiner Fahrt durch Europa (veröffentlicht in „Lonesome Traveller“), schreibt er in einer Kneipe in Marseille:

„... So saß ich da mit unerklärlich bohrenden Erinnerungen, als sei ich schon einmal auf der Welt gewesen und hätte schon einmal in dieser Stadt gelebt, unter Brüdern, und kahle Bäume draußen vor dem Fenster zeigten einen ersten grünen Frühlingsflaum.“

Er wollte unter Brüdern leben, er hatte gar keine Lust, über anderen zu schweben, dafür waren ihm die vielen Menschen, denen er begegnete (und über die er schrieb), viel zu wichtig. Ob mexikanische Landarbeiter, Büromädchen oder Bahnarbeiter, Matrosen, Musiker, Schriftsteller, Freaks, Vagabunden oder Fernfahrer, für ihn waren alle gleich viel wert. Kaum einer, den er nicht mindestens genau so mochte wie sich selbst, und mit den Leuten in den höheren Etagen der Gesellschaft hatte er sowieso nichts gemein, jedenfalls kommen sie in seinen Büchern nicht vor.

Jack Kerouac prägte den Begriff von der „Rucksackrevolution“. In seinem Roman „Gammler, Zen und hohe Berge“ („The Dharma Bums“) hat sein Freund Japhy Ryder (womit wohl Kerouac's Dichter-Kollege Gary Snyder gemeint ist) mitten in einer verrückten, ausgeflippten Zen-Diskussion, eine Erleuchtung:

„... ich habe eine Vision von einer großen Rucksackrevolution, Tausende oder sogar Millionen junger Amerikaner, die mit Rucksäcken rumwandern, auf Berge gehen um zu beten, Kinder zum Lachen bringen und alte Männer frohmachen, junge Mädchen glücklich machen und alte Mädchen noch glücklicher, alles Zen-Besessene, die rumlaufen und Gedichte schreiben, die ihnen zufällig und ohne besonderen Anlaß einfallen und die durch Freundlichkeit und auch durch seltsame, unerwartete Handlungen ständig jedermann und jeder lebenden Kreatur die Vision ewiger Freiheit vermitteln...“

Was an der Vision von der „Rucksackrevolution“ – zumindest aus heutiger Sicht – nicht so sehr begeistern kann, ist, daß hier offenbar von einer Männergesellschaft die Rede war, bei der Frauen wohl brav zu Hause bleiben sollten. Überhaupt: In puncto Gleichberechtigung waren viele Beatniks – auch Kerouac und seine Freunde – nicht allzu weit übers bürgerlich-amerikanische Mittelmaß hinausgewachsen. In ihrem Buch „Heart Beat. Mein Leben mit Jack Kerouac und Neal Cassady“ weiß Carolyn Cassady einiges davon zu berichten.

Als allerdings zehn bis fünfzehn Jahre später die „Rucksackrevolution“ tatsächlich in etwa so passierte, wie der Zen-Beatnik sie sich vorgestellt hatte, da gingen dann doch nicht nur die Männer auf Wanderschaft. Zum Zentrum der Hippie-Bewegung wurde übrigens die Stadt, wo Japhy Ryder in Kerouac's Roman seine Vision hatte: San Francisco.

Trampen, Reisen bedeutete für den Schriftsteller und seine Beatnik-Freunde nicht einfach den Abschluß eines Pauschalvertrages inklusive Reisegepäckversicherung und das mehr oder weniger interessierte Durchfahren oder Überfliegen von mehr oder weniger kaputten Landschaften, Städten und Dörfern. Für Jack Kerouac war Reisen immer die Suche nach dem Neuen, dem Ungewöhnli-

chen, dem Sensationellen. Sensationell aber nicht im Sinne der Stars- und Sternchen-, der High-Society- und Sex-and-Crime-Sensationen. Für ihn war das eigentlich Alltägliche sensationell: Begegnungen und Gespräche mit bis dahin fremden Menschen, die Teilnahme an ihrem Leben, ihrer Arbeit, ihren Festen, ihrer Trauer. Sensationell war für ihn der Anblick einer Landschaft, einer Straße, einer Wohnung, die Klarheit und mystische Verlockung des Sternenhimmels über der Wüste, das Geräusch eines fahrenden Zuges, die Gesten, die Sprache eines Menschen, der Inhalt und Rhythmus eines Gedichts, das Gefühl von Haut an Haut, der Klang eines Saxophons in einer Be-bop-Kneipe, das Lied eines Hobos, eines Tramps, nachts an einem Schienenstrang, irgendwo in Kalifornien. Falls man nicht mehr weiß, wie das ist: Bei Jack Kerouac kann man wieder das Sehen, Erleben und Staunen lernen.

Reisen war für Jack Kerouac auch immer eine Suche nach seiner Herkunft und nach seiner Zukunft. Alles, was er selbst erfahren konnte, interessierte und faszinierte ihn. Er wollte die Wirklichkeit in seine Fantasie und die seiner Leser holen und seine Fantasie, seine Wünsche und Sehnsüchte in der Wirklichkeit finden. Er wollte alles erleben: Schlimmes und Gutes, Bedrückendes und Befreiendes, Versenkung und Ekstase, Dumpfheit und Kampf. Aber seine Wünsche waren so groß, in seine Träume paßte soviel hinein, daß er das, was er suchte, kaum oder nur unvollkommen finden konnte. Und so brach er nach Zeiten der Ruhe, in denen er meistens an neuen Büchern schrieb, wieder auf, um noch mehr zu erfahren, neues zu erproben und darüber zu schreiben. In „On the Road“, „Lonesome Traveller“ und anderen Büchern berichtet er davon, und immer wieder wird in seinen Romanen, Geschichten und Prosaskizzen, die bisweilen fast ohne Punkt und Komma geschrieben sind, Kerouac's Rastlosigkeit, sein Rhythmus des Weiter-Weiter! spürbar.

Genauso wie ihm die Musik, vor allem der Jazz, immer als direkter Ausdruck des Lebens erschien, genauso wollte er auch, daß seine Literatur nicht von dem Leben getrennt wurde, das er und andere führten. Jack Kerouac war kein Sohn reicher Eltern, der es sich erlauben konnte, als Freak-Tourist, mit genügend Geld in der Tasche durch Amerika, Europa und Nordafrika zu trampeln. Er hat sich seine Art zu leben oft hart erarbeitet, unter anderem als Baumwollpflücker, Tankwart, Bauarbeiter, Sportreporter, Küchenjunge, Matrose, als Akkord-Arbeiter in einem Kugellager-Werk, als Wächter, Hilfsarbeiter auf dem Obstmarkt und als Naturschützer. Er wollte es so, und offenbar war es auch gut für ihn. Denn hätte er nicht so gelebt, dann hätte er wohl auch nicht diese Bücher schreiben können.

Wichtig für ihn waren die Fahrten nach Süden, nach Mexiko. Dort fand er vieles von dem vor, was seinen Vorstellungen von Menschenwürde und einfachem, friedlichen Leben entsprach. Aber gleichzeitig war er sich bewußt, daß auch hier die politische Wirklichkeit Amerikas seinen Träumen nicht entsprach. Denn während er Frieden suchte und praktizierte, wurden die ersten Atombomben getestet, und er wußte, daß auch diese Welt, die er im Zustand der Unberührtheit sah oder sich erträumte, davon betroffen sein würde, falls nicht bei den meisten Menschen der Wunsch nach friedlichem Miteinanderleben übermächtig würde.

In seinem Roman „On the Road“ schreibt er über eine Fahrt durch Mexiko:

„... Wir kamen in die schwindelerregenden Höhen der Sierra Madre Oriental. Die Bananenbäume glänzten golden im Dunst... Wo die Straße sich gabelte, rollten fremde Dörfer auf dem Gipfel der Welt vorbei, mit Indianern in Schals, die uns unter Hutkrempe und rebozos beobachteten. Das Leben war dicht, dunkel, uralte... Alle hatten ihre Hände ausgestreckt. Sie waren von entfernten Bergen und Ortschaften gekommen, um ihre Hände für etwas aufzuhalten, von dem sie dachten, daß die Zivilisation es ihnen bieten könne, und sie ahnten nicht, wie traurig, armselig und enttäuschend diese Zivilisation ist. Sie wußten nicht, daß eine Bombe gekommen war, die alle unsere Brücken und Straßen zersprengen und in ein Chaos verwandeln konnte...“

Kein Wunder, daß der Widerspruch von Wunsch und Wirklichkeit ihn auch in Mexiko nicht wirklich zur Ruhe kommen ließ. An Carolyn Cassady schrieb er: „Ich fühl mich unerträglich einsam hier in Mexiko, ich glaub, ich werd nie mit was zufrieden sein.“

Der Wunsch nach Leben wurde zur Sucht, Kerouac's Reisen wurden ein beinahe rastloses Hetzen von Ort zu Ort, von einer Möglichkeit Geld zu verdienen, zur nächsten, um dann wieder loszufahren, zusammen mit seinen Beatnik-Freunden oder allein, als „Lonesome Traveller“ kreuz und quer durch die USA, durch Frankreich, England, Nordafrika, durch die Schluchten von New York, die Straßen und Jazz-Pinten von Denver, Chicago, San Francisco, L. A., durch Parties und Betten... (Dabei fällt mir auf, daß diese Aneinanderreihung ihm nicht gerecht wird; aber das, was über Bücher geschrieben wird, kann die Bücher nicht ersetzen, soll es auch nicht.)

„Nach diesem ganzen Trara“, schreibt Kerouac in „Lonesome Traveller“, „kam ich an einen Punkt, wo ich Einsamkeit brauchte, wo ich diese Maschine anhalten mußte, um nicht mehr zu ‚denken‘ und das was sie ‚Leben‘ nennen nicht mehr zu ‚genießen‘, ich wollte mich einfach ins Gras legen und in die Wolken sehen.“

Also ließ er sich als Brandwache im Forstdienst anheuern und lebte einige Monate lang völlig allein auf einem Berg im Nordwesten der USA. (Darüber berichtet er auch in „Gammler, Zen und hohe Berge“.) Hier in der totalen Einsamkeit und Ruhe, schreibt er in „Lonesome Traveller“, habe er eine neue Lektion gelernt. Aber bald hatte die Welt ihn wieder, trampend, reisend, schreibend, trauernd, genießend, Widersprüche sehend und selbst in Widersprüchen lebend: Als gebildeter Vagabund und religiöser Freidenker, als Herumrasender, der immer wieder zur Mama zurückkehrte, als Amerikaner mit Sehnsucht nach dem alten Europa, der dann in Europa ganz schnell wieder ins geliebte gehäßte Amerika zurückkehren mußte, als einer, der seinen idealen Platz in der Gegenwart finden wollte und ihn dort nicht fand.

Carolyn Cassady schreibt in ihrem Buch „Heart Beat“ über Jack Kerouac: „Mit brillanter Klarheit konnte er das um ihn herumbrodelnde Leben beobachten und beschreiben, aber wenn er daran teilnehmen und sich darin verlieren wollte, war er meistens enttäuscht; er fühlte sich bedroht und einsam...“

Nie zuvor hatte ich einen Mann mit so einem sanften Herzen kennengelernt, mit soviel Freundlichkeit... Manchmal zog er eine Show ab, rau und wild, und jedesmal verursachte es mir Unbehagen, so offensichtlich vorgetäuscht war es... Natürlich mußte er betrunken sein, um sich so benehmen zu

können. Weshalb er wahrscheinlich auch nie weit entfernt von einer Flasche Wein zu finden war.“

Die schockierende Erfahrung, daß auch die beste Utopie sich innerhalb einer Generation nicht verwirklichen läßt, und wohl auch eine Menge privater Enttäuschungen ließen ihn einsam werden, trotz seiner vielen Freunde, Bewunderer und Nachahmer. Vielleicht ist er daran so früh gestorben, 1969, gerade 47 Jahre alt. Was nicht heißt, daß er tot ist. Denn der Traum von Brüderlichkeit, Frieden und Glück, den der „Lonesome Traveller“, der „Einsame Wanderer“ Jack Kerouac träumte, ist noch längst nicht ausgeträumt. Es lohnt sich also auch heute, seine Bücher zu lesen.

Im Klappentext des Buches „Lonesome Traveller“ schreibt der Rowohlt Taschenbuch Verlag über die in diesem Buch zusammengefaßten Erzählungen:

„Ihre Sprachgewalt, ihre wilde Poesie, ihre Direktheit faszinieren Leser von heute genauso wie seine Zeitgenossen – und die Inhalte dieser autobiographischen Texte haben den Aussteigern und Alternativen ebensoviel zu sagen wie der Beat-Generation von damals.“ Hinzuzufügen wäre da noch: Das trifft auch auf „Unterwegs“ („On the Road“) und andere Kerouac-Romane zu. Und: Nicht nur „Aussteigern“ und „Alternativen“ haben seine Bücher etwas zu sagen, das wäre zu modisch und zu wenig.

Folgende Bücher von Jack Kerouac sind in deutscher Übersetzung im Rowohlt Taschenbuch Verlag erschienen: „Unterwegs“ („On the Road“), „Gammler, Zen und hohe Berge“ („The Dharma Bums“), „Be-Bop, Bars und weißes Pulver“ („The Subterraneans“), „Maggie Cassidy“, „Engel, Kif und neue Länder“ („Passing Through“), „Lonesome Traveller“, „Tristessa“ und „Die Verblendung des Duluo“ („Vanity of Duluo“). Im selben Verlag erschien Carolyn Cassadys Buch „Heart Beat. Mein Leben mit Jack Kerouac und Neal Cassady“.

Jack Kerouac's „Traumtagebuch“ ist im Maro Verlag herausgekommen, Ramblin' Jack Elliotts Langspielplatte „Kerouac's Last Dream“ wurde von „Folk Freak“ produziert.

Sibylle Cramer Mit fliegender Feder rückwärts voran

Eine Doris Lessing-Lese

I

Ein merkwürdiger Literaturfall. Hierzulande betreiben inzwischen vier Verlage und acht Übersetzer die Einbürgerung ihres Werkes mit einem Eifer, als gälte es, eben noch rechtzeitig das literarische Jahrhundertwerk für den deutschen Leser zu sichern. In Hamburg nimmt sie den Shakespeare-Preis in Empfang und wird als literarische Erbin der Jane Austen, George Eliot und Virginia Woolf gefeiert, mit deren Prosa sie allenfalls eines verbindet: ein korrektes Englisch. Bei uns werden mit nahezu ungeteilter Zustimmung und schlechtem literarhistorischem Gewissen ihre realistischen Anfänge verhandelt, während sich in den angelsächsischen Ländern längst die Geister scheiden angesichts dessen, was sie heute schreibt, kosmologische Mythen, die Lichtjahre von dem entfernt sind, was bei uns mit dreißigjähriger Verspätung frisch übersetzt in die Bücherregale geliefert wird. Aber weder hier noch dort geht es um das, was behauptet wird: eine Literatursache. Es geht um einen Kultgegenstand.

Es geht um Doris Lessing. Inzwischen beklagt sie sich, auf ihren kontinental-europäischen Reisen allenthalben mit einer sozusagen vergilbten, einer historischen Doris Lessing verwechselt zu werden, während die leibhaftige, so Doris Lessing, längst „in die Sterne abgereist (ist), um die menschlichen Angelegenheiten von einer höheren Warte aus zu betrachten“¹. Sind wir in Sachen Doris Lessing tatsächlich Sitzenbleiber der Literaturgeschichte?

Ihre Ankunft hierzulande gibt den Blick frei auf einen Literaturbetrieb, der einer rückwärts vorausfliegenden Feder hechelnd hinterherschreibt. Eine Fortbewegungsakrobatik, die seltsam zeitgenössisch wirkt, in dem historischen Augenblick, da man, frei nach Alexander Kluge, konservativ sein muß, wenn man progressiv sein will. Denn der literarische Weltruhm der Doris Lessing, an dem die bundesrepublikanische Kritik inzwischen nahezu widerspruchsflos mitschreibt, gründet sich auf ein Erzählwerk, dessen realistische Anfänge schon verspätet waren, als sie vor dreißig Jahren entstanden, und dessen langsamer Strukturwandel zu einer mythisierenden Schreibweise dem jüngsten Kurs der Literatur vorausseilt, jener im Namen des Überlebens veranstalteten literarischen Rückfahrt vorbei an den Konflikträumen unserer Gesellschaft, hinein in grüne, idyllische, heimatliche, mythische Kindheitsgegenden. Zu einem Zeitpunkt, da der Abmarsch des hiesigen Zeitgeistes in die irrationalen Winkel der Vernunft eben begonnen hat, ist sie in einem kosmischen Geisterreich angekommen, dessen Widersprüche auf ein schicksalhaftes Maß geschrumpft sind. Ein frommer Weltraum-Mystizismus, dessen Harmonievorstellungen retrospektiv gerichtet sind auf kindliche Unschuldzustände. Die verspätete Entstehung Doris Lessings hierzulande (aber auch z. B. in Frankreich), ihre als ästhetische Arbeit verspätete Produktion treffen als literarhistorische Ungleichzeitigkeiten zusammen mit einer Botschaft, die in den Zusammenhang eines neuen literarischen Konservativismus gehört. Die Rezeptions-

geschichte ihres Werkes sagt etwas aus über die Denk- und Gemütsverfassung unserer literarischen Öffentlichkeit in den letzten beiden Jahrzehnten, die Bewußtseinsreise, die da stattgefunden hat.

II

Es begann mit einer Literaturkonfusion, 1978, als das „Goldene Notizbuch“ mit sechzehnjähriger Verspätung bei uns erschien. Bis dahin existierte Doris Lessing hierzulande allenfalls als ein in doppeltem Sinn dunkles Gerücht. 1953 war (bei Bertelsmann) die „Afrikanische Tragödie“ erschienen und blieb ein Mißerfolg. Danach veröffentlichte der kleine Berliner Tribüne Verlag einige Erzählungen. Bei Diogenes war sie in einer Anthologie südafrikanischer Literatur vertreten. Eine exotische Feder irgendwo weit weg. Bis im Gefolge der Studentenbewegung die Stunde der Frauenliteratur schlug, bis sich mit Bucherfolgen und Verlagsgründungen eine weibliche Gegenöffentlichkeit etablierte. Mit ihr wurde Doris Lessing, wurde das „Goldene Notizbuch“ entdeckt, und das war, so Doris Lessing, ein Mißverständnis. Ein feministisches Mißverständnis, das durch die gleichzeitige Veröffentlichung ihres Romans „Der Sommer vor der Dunkelheit“ in der Frauenliteratur-Reihe des Rowohlt Verlages Nahrung erhielt. Wie das damalige Kultbuch der Feministinnen, wie Verena Stefans „Häutungen“, erzählt der Roman die Ankunft einer Frau bei sich selbst, ihre Befreiung aus den sozialen Kleidern des Patriarchats als Inbesitznahme dessen, was ihr zuallererst gehört, ihres Körpers. Die Geschichte der Kate Brown ist die Geschichte einer weiblichen Demaskierung. Ein konventionell erzählter Roman, dessen zeitgenössische Haltung sich auf seine feministische Botschaft beschränkt.

Als der Roman 1973 in England, 1978 bei uns, erschien, war der feministische Boden längst bereitet. Seine zehn Jahre ältere, viel gewichtigere Schwester dagegen, „Das Goldene Notizbuch“, entfachte zum Erstaunen seiner Autorin eine heftige Auseinandersetzung zwischen der Frauenbewegung, die das Buch als Manifest des Geschlechterkampfes feierte, und deren Gegnern. Als es 1976 mit vierzehnjähriger Verspätung in Frankreich, als es zwei Jahre später bei uns erschien und als grandiose Literatur weiblicher Introspektion begrüßt wurde, da hatte die Autorin dem Buch längst ein Vorwort nachgeschickt, das den feministischen Irrtum klargestellt suchte. Als Wahrheit ihres Romans behauptet sich dort gegen ihre begeisterte feministische Leserschaft Annas Erfahrung des psychischen Zusammenbruchs, des Wahnsinns als ein Erkenntnisvorgang, der aus falschen Dichotomien des Denkens, aus begrifflichen Kerkern befreie. Anna, das ist ihre fiktive Notizbuch-Verfasserin, die ihre Bewußtseinskrise als Unfähigkeit erlebt, ihre Rollen, die literarische, die politische, die private, zu einer Identität zu vereinen. Ein gespaltenes, dezentriertes Subjekt zählt sich schreibend auf, versammelt sich in einem Orientierungsprozeß, der auf seinem Höhepunkt als Akt der personalen Entgrenzung, des Wahnsinnes beschrieben wird, zu einem Organismus. Die Synthese, die da stattfindet, spiegelt sich in der Baukasten-Architektur des Romanes, der Textfragmente in einer großen formalen Anstrengung zu einem Corpus zusammenzwingt. Mit dem kleinen, konventionell erzählten Rahmenroman, der komplementär bezogen ist auf die schrillen Fragmente der Notizbücher,

richtet sich die Autorin innerhalb ihres Erzählgebirges ein literarisches Spiegelkabinett ein, ringt ihrem Stoff die formalen Errungenschaften der historischen Avantgarde ab. Damit ist das „Goldene Notizbuch“ aber auch gleich eines ihrer modernsten Bücher.

Seine Rezeptionsgeschichte enthält ein Urteil über die historische Verfassung ihres Schreibens. Es bedeutet nicht nur Anekdotisches, daß das Buch von seiner Leserschaft als (richtiger oder falscher) Beitrag zur Selbstfeststellung weiblicher Existenz in der Mitte des 20. Jahrhunderts verstanden wird, daß es von Zeit zu Zeit als Teil einer Emanzipationsbewegung gefeiert wird (und von der literarischen Kritik als eines der wenigen Bücher, das den eisernen Vorhang zwischen Kunst- und Frauenliteratur mühelos passiert), während seine Autorin diese Ankunft ihres Buches in den Köpfen ihrer Leser als Irrtum feststellt und seinen literarischen Rang mit der Entwicklung eines Themas in Verbindung bringt, das fortan ihr Schreiben bestimmt: die segensreichen Therapiekraften, die erweiterten Erkenntnismöglichkeiten in nichtrationalen Wahrnehmungsweisen.

Die Unstimmigkeit zwischen der Autorin und ihren Lesern drückt den Abstand aus zwischen einer am fortschrittgläubigen Rationalismus der sechziger Jahre orientierten literarischen Öffentlichkeit und einer Schriftstellerin, die längst, eine gegenläufige Denkbewegung vorwegnehmend, mit Geschichten vom Bankrott der Vernunft beschäftigt ist. Gleichzeitig markiert das „Goldene Notizbuch“ den Abschied von der alten Doris Lessing, von ihrem schwerfälligen Realismus, dessen Widersprüche schon der Martha-Quest-Zyklus offenlegte.

III

Die alte Lessing. Ihre ersten, die „afrikanischen“ Arbeiten sind ausgesprochen operative Texte. Kunst wird hier im Kontext mit gesellschaftlicher Veränderung begriffen, als Mittel des Widerstandes gegen Formen der kolonialistischen Unterdrückung, in die sie als weiße Rhodesierin verstrickt war. Die Zusammenfassung ihrer literarischen Auseinandersetzung mit dem Kolonialismus ist ihr erster Roman, die „Afrikanische Tragödie“. Halbherzig Techniken des Kriminalromanes nutzend, erzählt sie den Zweikampf einer weißen Farmersfrau mit ihrem schwarzen Diener, bildet mit dieser Perversion einer menschlichen Beziehung das koloniale System ab, seine Agonie und sein blutiges Ende. Als ästhetische Grundlage sind diese frühen, eigentlich nur in der Kurzform der Erzählung geglückten Texte verspätete Kinder des 19. Jahrhunderts. Goethes Werther, Charlotte Brontës Jane Eyre, Flauberts Emma Bovary, Dostojewskis Rodion Raskolnikoff und D. H. Lawrences Paul Morel zählt die Autorin zu den Ahnen der Martha Quest, Heldin eines fünfbandigen Romanzyklus, der in den angelsächsischen Ländern als ihr zentrales Werk gilt.

Eine Mädchenfigur in hochmetaphorischem Namensgewand. Der quater hero ist im Englischen der suchende Held des Bildungsromanes. Der Bildungsroman, die Romanform der bürgerlich-humanistischen Utopie des 19. Jahrhunderts, wird hier für die Beschreibung der sozialen Wirklichkeit des zwanzigsten benutzt. Der optimistische Fortschrittsgedanke, der als Normprinzip den Mechanismus der Bildungsroman-Handlung regierte, seine implizite Teleolo-

gie, zwingt die Autorin am Ende zu einer holprigen Epiphanie, zur sozialen Utopie der „Viertorigen Stadt“, in der die Wirklichkeit aufgelöst und die harmonische Scheinlösung gesellschaftlicher Gegensätze zu metaphysischen Regionen gefeiert wird. Spätestens wenn Martha Quest hier angekommen ist, wenn sie zur Figur eines mythisierenden science-fiction-Textes gerät, wird die Brüchigkeit einer Erzählform manifest, die dem 20. Jahrhundert mit den ästhetischen Mitteln des neunzehnten beikommen will.

Mit der Biographie der Martha Quest will die Autorin die Biographie eines Zeitalters schreiben. Ihr biographisches Objekt ist die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts, die Zeit der beiden Weltkriege, des europäischen Faschismus, des afrikanischen Rassismus. „Kinder der Gewalt“ lautet der Titel der Pentalogie. Hier wie in allen frühen Texten versucht sich Doris Lessing als Panoramikerin, erzählt aus der auktorialperspektive des Romanciers von einst, der über die Wirklichkeit souverän regiert. Der Roman als inszeniertes Konfliktspiel, in dem die Figuren das Gegenüber einer vom Autor verordneten Wirklichkeit sind. Mit dem Verzicht auf die analytisch realistische Schreibweise in der „Viertorigen Stadt“, mit ihrer Ankunft bei dem, was sie „inner space fiction“ nennt, einer Literatur des menschlichen Weltinnenraums, hat sie mit großer Verspätung Anschluß gefunden an den modernen Bewußtseinsroman, in dem Wirklichkeit von einem wahrnehmenden Bewußtsein hergestellt wird, hat sie die Literatur des 20. Jahrhunderts glücklich eingeholt.

IV

Das ist die neuere Doris Lessing, deren Schreiben auf widersprüchliche Weise identisch ist mit ihrer Zeit, die Doris Lessing der „Anweisung für einen Abstieg zur Hölle“ und der „Memoiren einer Überlebenden“, Romane, die 1971 und 1974 in England erschienen und mit ihrer düsteren Botschaft bei uns pünktlich in dem Augenblick eintrafen, da das kollektive Gefühl, in einer Vorkriegszeit zu leben, sich in einer literarischen Katastrophenstimmung niederschlägt. Wo hierzulande Schriftsteller wie Günter Kunert stellvertretend für viele den Glauben an eine Entwicklung von Aufklärung und Vernunft aufkündigen und die Geschichte als Geschichte periodischer Katastrophen analysieren, deren Lehrwert bezweifelt wird, da ist Doris Lessings „Überlebende“ längst in einer Zukunft nach der Katastrophe angekommen, in einer Welt, die den Untergang hinter sich hat. Die Memoirenschreiberin, eine namenlose ältere Frau, ist die Biographin einer Endzeit, die aus einer kaputten Wirklichkeit ins Metaphysische flüchtet. Und das wird so beschrieben: „Da standen sie und sahen das eiserne Ei an, bis es, gesprengt von der Kraft ihrer Gegenwart barst und aus seinem Inneren . . . vielleicht eine Szene kam, in der sich Menschen in einem stillen Raum bückten, um passende Stücke gemusterter Stoffe auf einen Teppich zu legen, der leblos war, bis zu dem Augenblick, da er durch diese genau passenden Flicker zum Leben erweckt wurde – aber nein, das sah ich nicht, oder zumindest nicht deutlich . . . Diese Welt, die sich in tausend kleinen, leuchtenden Splittern darbot, einem Wirrwarr kleiner Szenen, Facetten eines anderen Bildes, allesamt vergänglich, diese Welt faltete sich zusammen, als wir sie betraten, verkapselte sich, schwand dahin, schrumpfte und löste sich auf, alles auf einmal, Bäume und Bäche, Gräser und Räume und

Menschen. Aber die eine, nach der ich die ganze Zeit Ausschau gehalten hatte, war da: dort war sie. Nein, ich kann nicht genau beschreiben, wie sie aussah. Sie war schön: dieses Wort muß genügen. Ich sah sie nur einen Moment lang, so lange, wie ein Funken braucht, um in dunkler Luft zu verlöschen – ein flüchtiger Blick: Sie wandte mir nur ein einziges Mal ihr Gesicht zu, und alles, was ich zu sagen vermag, ist . . . gar nichts“? ²

Da verabschiedet sich ein Bewußtsein aus einer unbewohnbaren Wirklichkeit, um in den Räumen seiner Vorstellungstätigkeit neue Lebensmöglichkeiten zu erproben. Aber spätestens mit dem Kontakt zur Realität verliert es seine Mitteilungsfähigkeit. Die Parabel von der Heilsreise ins Land der Imagination, die die Autorin als ihre Autobiographie bezeichnet hat, endet in Gestammel. Eine der Überlebenden nahe Figur ist jener Professor Watkins, dem nach einem psychischen Zusammenbruch, fleischlicherseits in einer Londoner Klinik liegend, eine Kopfreise kreuz und quer durch Irdisches und Kosmisches widerfährt. Mal landet er bei Fabelwesen, bei denen er den Sündenfall als grausiges Mysterium von Geburt und Tod erlebt, mal bei astralen Gottheiten, die launigerweise Minna Erve und Merk Ury heißen und sich kosmisch versammeln müssen zu einer Götterkonferenz über das Weltenlos. Die Reise des Professors, der sein Gedächtnis verloren hat, führt auf den Grund des menschlichen Gedächtnisses, zu den alten Bildern einer kreatürlichen Existenz, führt in die Kindheitsgegend der Menschheit. In solchen Regressionsmärschen des Bewußtseins, sollen wir lernen, waltet hellere Wahrheit, tiefere Erkenntnis als in der Cambrider Wissenschaftsgegend des Professors. Wenn er sich gleichwohl in seine hiesige Existenz zurückholen läßt, so erfolgt jener Abstieg in die Hölle, den der Romantitel ankündigt: „Anweisung für einen Abstieg zur Hölle“.

Wahnsinn nicht als Krankheit, sondern als Opposition einer kranken Vernunft, dieser Gedanke, der unter dem Eindruck des ersten Weltkrieges schon die Surrealisten beschäftigte, treibt hier einen Text an, der sich als modisch eklektischer und recht wäßriger Beitrag zur florierenden Literatur des Irrationalen, Mythischen, Katastrophischen läse, berücksichtigte man nicht, daß er zu einer Zeit geschrieben ist, als sich die Literatur hierzulande gerade von ihrer voreilig proklamierten Abschaffung erholte. Die Doris Lessing der siebziger Jahre hat sich einen Vorsprung erarbeitet vor der dynamischen Rückwärtsbewegung der jüngsten Literatur.

V

Wenn ihr Vorsprung vor dem hiesigen Zeitgeist hält, so sehen wir der Auferstehung einer neuen geistlichen Literatur entgegen. Doris Lessing jedenfalls schreibt inzwischen fromme Literatur-Andachten, ein Raumzeitalter-Mystizismus, der alle irdischen Belange zur Disposition höherer Gewalten stellt und treuherzig Respekt vor astrologischen Wahrheiten reklamiert, dem Glauben an die Existenz kosmischer Strahlungen, okkultur Kräfte, den sie in Form von Geschichten dem Gemüt näherbringt.

In England und den USA sind eben die ersten beiden Bände ihrer Weltraum-Saga „Canopus in Argos: Archives“ erschienen, mit deren Veröffentlichung der Fischer Verlag im kommenden Herbst beginnen will. Der erste, unter dem

Titel „Shikasta“³ erschienene Band ist eine Art Raumzeitalter-Bildungsroman, der nichts weniger behandelt als die vergangene, gegenwärtige und zukünftige Geschichte der Menschheit von ihrer Erschaffung bis zu ihrer Ankunft in einer Zukunft, die sich jenseits einer (nach irdischem Zeitmaß unmittelbar bevorstehenden) Menschheitsdämmerung auftut.

Ein Schicksal, das sie aus riesiger, aus galaktischer Distanz erzählt. Ihr epischer Archivar ist der Engel Johor, Beamter des glücklichen Canopeischen Reichs, dessen Kolonie Shikasta (das canopeische Wort für die Erde) ist. Die Erzählung montiert eine Sammlung von Dokumenten, Briefen, Geschichten, die sich auf Shikasta beziehen, seine Entstehung aus der Strahlung eines explodierenden Sterns, seinen paradiesischen Kindheitszustand, seine Erziehung durch die Canoper und seinen Niedergang, der mit dem Aussetzen einer kosmischen Strahlung zusammenhängt, einer wohltätigen Substanz, die Wir-Gefühl heißt. Am Ende schließt sich die Erdgeschichte zu einem naturhaften Kreisgeschehen. Jenseits der Katastrophe, die auffällig viele Telepathen überleben, erblüht ein neues Paradies, mit dem es vegetarische Bewandnis hat. Am Ende entsagt selbst der wilde Jaguar fleischlichen Genüssen und begeistert sich für Porridge.

Die Geschichte Shikastas ist eine Heilsgeschichte. Die Doris Lessing der achtziger Jahre ist zur Prophetie übergewechselt. Ihre jahrzehntelange Versenkung in das Studium des Sufismus, eines mittelalterlich islamischen Mystizismus, trägt literarische Früchte, deren Vorbilder erklärtermaßen die geistlichen Literaturen der Welt sind. Ihren zweiten Archiv-Band, eine galaktische Liebesgeschichte, bezeichnet sie als Legende ⁴, eine literarische Form, die den Zeitfluß der Geschichte endgültig stilllegt. Schon in „Shikasta“ schafft sie mit der Einführung einer Substanz des Bösen, die sie Shammat nennt, die moralische Verantwortlichkeit des einzelnen ab, entmündigt ihre Figuren, entpsychologisiert sie, nimmt ihnen ihre Geschichtlichkeit.

Die kosmischen Zukunftsvisionen der Doris Lessing erweisen sich am Ende als Aussichten in die alten, die naturmythischen, unhistorisch ewigen Räume eines Konservativismus, der den geschichtlichen Prozeß in ein naturhaftes Kreisgeschehen zwingt und ein kindliches Porridge-Paradies als Utopie feiert. Am „Projekt Moderne“ ist Doris Lessing nicht beteiligt, soweit sie auch in kosmische Zukunftsräume vorseilt.

Anmerkungen:

1 Le parcours étonnant de Doris Lessing, in: Le Monde, Paris, 18. Dezember 1981.

2 Doris Lessing, Die Memoiren einer Überlebenden. Aus dem Englischen von Rudolf Hermstein. Goverts im S. Fischer Verlag, Frankfurt 1979, S. 226.

3 Doris Lessing, Shikasta (Canopus in Argos: Archives). Alfred Knopf Verlag, New York 1979.

4 A Talk with Doris Lessing, in: The New York Times Book Review, New York 30. März 1980.

Eaghor Kostetzky Kiev 1500 Jahre alt

Kiev und „Wsesvit“: Krieg und Frieden
Publizistische Ballade

„Rakete blickt auf Kiev. Publizistische Ballade“ – so lautet der Titel eines Gedichtes von dem ukrainischen Dichter Ivan Drač¹: *Wunder-Veste du, Stadt Kiev / womit packst du die Seele? / Mit der Wucht deines Laubwerks oder mit den Vorzeiten, / oder mit nicht zu ergrabenden Kurganen – / wie sehr aber belasten die Seele / deine unheilbaren Tonestufen, / wie putzest du in Gold und Silber dein uraltes Gefäß! / Denn Maria Oranta / lebt dann in den Mariechen-Marieles, / wenn die Seiden-Mädchen in Darnitza / Leichentüchter für Neutronenbomben weben. / Sie aber rückt immer mehr auf mich zu, die Kernrakete Pershing-II – / die gierigen Sprengköpfe nähren sich / saugend an den blutrotzenden Brüsten / der Todesfurie! / Da läuft aber der Sohn in die Schule. / Tochtters Ranzen sitzt ihr auf dem Rücken wie ein Fallschirmchen. / Und beflügelt lauert die Rakete, / späht aus dem U-Boot, / auf daß mein Himmel erlösche – / der so blau, so einmalig ist. / Der Meister des Todes spannt seine Bogensehne / kobragleich. / Im Köcher nisten Pfeile: / „Lavra“, „Kybernetisches Zentrum“, „Sophia“. / TNT-Tötung / ist programmiert für ganz Kiev. Und weiter: *Die Schlangenhochzeit der Pershings / prophezeit uns / Feuersäulen. / Spute dich, Töchterchen, in die Schule! / Büffle Dialektik, mein Sohn – / die ausgeklügelte Wissenschaft! / Rechte Hand des Volkes, kräftige dich! / Allsichtiges Auge, schlaf nicht!**

Kreščatik, ukrainisch Chreščatyk – so heißt Kievs Hauptstraße, seine Herzschlagader. Mit diesem Namen ist ein Gedichtzyklus eines anderen bedeutenden Zeitgenossen, Vitalij Korotyč, betitelt, worin im dritten Teil eine „Erinnerung an den Krieg“ nacherlebt wird: *Der schwarze Vogel flog – namenlos, er überflog dich, / und seine Flügel streiften deine unverbrennbaren Erinnerungen. / Der schwarze Vogel kam von weither geflogen. / Durch die Aschen der Schlacht. / Die Flügel stockten dem Vogel / im fettigen Rauch von vergangenen Kämpfen . . . / Wenn Menschen Vögel werden und ins Zeitlose fliegen / und darin verschwinden gleich dem langgezogenen Alarm, / so gehen sie zugrunde wie der Fluß Lybed' unter Kiev . . . / Der Vogel wurde weiß, / fahl wie ein Schwan, / wie das Papier deiner Chronik . . .*

Schwan heißt auf ukrainisch „lebid“, und dieses Wort leitet klanglich zu jenem durch die Chronik bezeugten Fluß Lybed' über, der sich tatsächlich im Grund verliert. Und in noch einem anderen Zusammenhang entsteht die Vorstellung von Schwänen, in dem Gedicht der Lina Kostenko, die, einige Jahre älter als die zwei vorigen, dem vergangenen Krieg bewußter zu begegnen vermochte. Schwanenhälse biegen sich zur Ziffer zwei, es bildet sich eine Zahl: 22.

*Zwei schwarze Schwäne sind
die vom Weiß der Kalendermeerfluten*

*aus der Nacht heran schwimmen und wieder zur Nacht entlang
dieser Schwan und die Schwänin dieser Schwan und die Schwänin
schwarze Schwäne der Zeit aus der Jahrhunderte Schwanengesang*

*kommen wiedrum geschwommen
vom tiefroten Delta der Dämmerung
schreit im Winde das Sinnlose ewig „uäh – uaih!“
22ter März 22ter September
22ter Oktober*

*22 22 (zwanzig-zwei)
schwarze Schwäne der Zeit welcher Donau sind sie entschwommen
welche Sterne denn picken sie wo übernachten sie dann
gar nichts weiß ich vollkommen ich weiß nichts weiß gar
nichts vollkommen
soll ich sein oder nicht in einem Monat schwimmen sie an
unberührbar o wie sie überm Meer des allmenschlichen Blutes
aus der Nacht heran schwimmen und wieder zur Nacht entlang
schaut man näher hin sieht man –
die Schnäbel scheinen doch purpurn
schwarze Schwäne der Zeit aus der Jahrhunderte Schwanengesang.*

Die Zahl 22 ist eine unheilsschwere Zahl. Unter diesem Datum begann im Juni 1941 der unerwartete Angriff Hitlers auf die Sowjetunion. Aber in diesen Versen steigert sich die Zahl zum Symbol jedweder Bedrohung, die über der friedlichen Existenz der Menschen hängt.

Als der Berichtende im September des vorigen Jahres nach Kiev kam, brachte die Zeitung „Literaturna Ukraïna“ gerade einen großen Aufsatz mit dem Titel „Ein Anfall von ‚Friedhofs-Humanismus‘“. Der Verfasser, Jaroslaw Korolevyč, behandelte die neueste Bedrohung der Welt – die Neutronenbombe. Ohnehin machen die unumstößlichen Argumente den Artikel stark, seinen Schlußteil aber müßte man einfach in die Sprachen verschiedener Länder übersetzen und möglichst rasch verbreiten. Der fingierte Antiheld der Betrachtung mußte sich mit dem Ausbruch des Atomkrieges überzeugen, daß die von ihm propagierte These von einer möglichen lokalen Begrenzung der Kampfhandlungen ungültig sein und der Krieg blitzhaft globale Ausmaße annehmen werde. Im letzten Augenblick gelingt es ihm, in einem vorsorglich gebauten Privatbunker Unterschlupf zu finden und dort alle Schläge zu überstehen. Als es wieder ruhig geworden ist, kriecht er aus dem Bunker und sieht nun mit eigenen Augen die Wirkung dieser Bombe, die nur alles das vernichtet, was lebt:

*Wieviel blieb dafür aber von „herrenlosem Gut“! Wie herrlich, wie human!
Wie pentagonisch und washingtonisch! Und der Glückspilz hol eigentlich an
heute?“*

„Weiß ich das?“ – gab Hellmann zurück.

*Strauff stand in der Traube und erzählte wie vor jeder Lagebesprechung einen
seiner läppischen Witze aus seinem fast unerschöpflichen Arsenal. Reihe hatte
es schon vor Monaten aufgegeben Aber welcher? Es gibt doch die Welt nicht
mehr! Und der ganze Reichtum des Planeten ist kein Reichtum mehr, sondern
ein Abfallhaufen, den niemand braucht. Denn die materiellen Werte sind nur
solange etwas wert, wie die Menschheit existiert. Und sobald dieser Gedanke
sich in das vom Goldfieber erhitzte Hirn des Halbmenschen aus dem Privatbun-*

ker einschleicht, wird'er vor Ohnmacht, Wut, Einsamkeit und dem eigenen Überflüssigsein aufheulen und in entsetzlichen Krämpfen auf dem Mount Everest des Goldes verenden, von dem die „humane“ Strahlung ausgeht. Das wird der letzte Schrei des letzten Lebewesens auf dem toten kosmischen Körper, der einst Erde hieß. Gerade so global, und eben nicht begrenzt, lokal, wie es sich die Vorstellung des perversen Denkens bei den „Humanisten“ aus dem Weißen Haus ausmalt, kann die Geschichte der Menschheit ihr Ende nehmen.

Jaroslav Korolevyč gehört als Mitglied dem Kiever Stadtkomitee für Verteidigung des Friedens an. Lina Kostenko ist wohl die hervorragendste unter den Frauen, die im poetischen Handwerk der heutigen Ukraine tätig sind. Ivan Drač vertrat u. a. 1967 die Sowjetunion beim Festival der Poesie im italienischen Spoleto und auch sonst bei einigen internationalen Veranstaltungen. Und Vitalij Korotyč, anfangs Arzt, derzeit Dichter, Publizist und Übersetzer, ist Chefredakteur der Zeitschrift „Wsesvit“.

„Wsesvit“ bedeutet „die ganze Welt“. Sie ist nur eine der Kiever Zeitschriften, und wenn es sich um Organe von speziell literarischem oder literaturwissenschaftlichem Profil handelt, ist sie nicht die Nummer eins. Aber sie ist eine Zeitschrift mit besonderer, einmaliger Funktion. Ihr allegorischer Name erklärt sich aus der Tatsache, daß sie, getragen von drei Institutionen mit verschiedenen Aufgaben, in sich eine Tätigkeit konzentriert, deren Bedeutung über die Kiever, die republikanischen, ja die Allunions-Grenzen hinausgeht. Die drei Herausgeber von „Wsesvit“: der Schriftstellerverband der Ukraine, die Ukrainische Gesellschaft für Freundschaft und kulturellen Kontakt mit dem Ausland (ihr Präsidiumsvorsitzender, Vasyl Osnač, ist Redaktionsmitglied von „Wsesvit“) und das Ukrainische republikanische Komitee für Verteidigung des Friedens.

Die Stimmen für die Verteidigung des Friedens sind nicht Rhetorik, so wie die Stimmen der Dichter und Publizisten zur atomaren Bedrohung nicht Panik sind. Die Angst, mit der tagtäglich zu leben ist, zumal da sie nicht erdacht ist, vielmehr eine genaue Adresse hat, wird zum Bestandteil der Woche, des Monats, des Jahres, der realen Zeit, in der das Leben der menschlichen Gesellschaft sich abspielt. Der springende Punkt ist nur, welche Rolle die Menschen dem Faktor Angst zuteilen. Man kann ihn zum Fetisch machen, so daß er jeden Schritt und jede Gedankenregung lähmt. Man kann aber auch das Gegenteil mit ihm machen: mit der ganzen Anspannung des bewußten guten Willens die negative Dynamik der Angst ermessen, für alle veranschaulichen und sie dann mit einer großen gemeinsamen Kraftanstrengung gegen ihre Quelle wenden.

Das tun die Menschen, die wissen, wozu sie leben, und die daher entschlossen sind, mit kollektiven Kräften die kultivierte Grundlage ihres Lebens zu schützen. So ist es im heutigen Kiev, wo diese Grundlage und das Recht, friedlich auf ihr zu leben, mit hohen Opfern erkaufte wurden.

Für Touristen und Nichttouristen

Daß Kiev eine riesige Gartenstadt ist, braucht der Besucher nicht durch einen Reiseführer zu erfahren, er nimmt es lebendig schon gleich selbst wahr. Die

„Wucht des Laubwerks“ ist nicht nur der Natur der Hügel am rechten Dnjeprufer eigen, wo die obere Stadt sich ausbreitet, und nicht nur den grünen Massiven, die von Menschenhand angepflanzt sind – an die dreihundert Parks, Gärten und Grünanlagen, darunter zwei Botanische Gärten mit ihren seltensten Pflanzen. Laubwerk umgibt einen auf Schritt und Tritt, so die dichten Baumreihen zwischen Fußgängersteig und Fahrbahn, wenn man den Kreščatik entlang schlendert. Gewiß, ein Strom von Autos durchläuft die Straße unablässig wie in allen Großstädten. Aber nicht das ist das Entscheidende. Auf dem Bürgersteig vielmehr, zwischen den wiederaufgebauten Häusern und eben diesen verjüngten Bäumen, die Mengen der Fußgänger, sie machen den eigentlichen Pulsschlag aus – die Menschen, die in diesem Kiev leben und denen dieses Kiev lebt. Die Verkehrsmittel sind hier nämlich was sie sind: kein Selbstzweck, nur das technisch Notwendigste in der Tagesordnung des Stadtlebens.

Gerade die Diskrepanz zwischen dem für westliche Begriffe mäßigen Fahrbahnverkehr und der Hektik der Bürgersteige fällt dem frisch Angekommenen auf. Allerdings spricht dieser äußere Kontrast denjenigen beziehungsreicher an, der, seinerzeit in dieser Stadt geboren, in ihr nur bis 1933 lebte und dann, nach einem letzten kurzen Aufenthalt, sie erst 40 Jahre später nun wieder sieht. In einer solchen lebendigen Wiederbegegnung mit der schon lange zu den Zweimillionenstädten zählenden Ortschaft, die in der heutigen Welt für Sportfreunde durch das Dynamo-Stadion bekannt ist, wo die Fußballstars Blochin und Burjak immer noch glänzen, da stellen sich angesichts der Stadt unvermeidlich die Fragen: wie sie war, was ihr geschah, was nun aus ihr geworden ist. Mehrere Straßen in der Innenstadt sind trotz ihrem veränderten Aussehen sofort zu erkennen, viele aber nur als früher bekannt zu vermuten, man weiß, hier ging es damals entlang, aber die Straße verlief nicht genau so, und manche hatte nicht diesen Namen wie jetzt. Da war zum Beispiel ein Basar gewesen, der Jüdische oder Galizische genannt, nun lädt an seiner Stelle der Zirkusneubau ein.

Von der Vladimir-Anhöhe schweift der Blick weit über den Dnjepr hin. So breit ist der majestätische Strom, daß der Rhein dem Beschauer hier vergleichsweise wie ein Fluß mittleren Ausmaßes vorkommt. Mitten im Strom die Truchanov-Insel, im Sommer als Badestrand beliebt. Dahinten wie in einem aufgeschlagenen Buch das Gebiet von Poltava, nördlich davon das von Černigov. Linkerhand von der Höhe her gesehen, dehnen sich unten die neuen Stadtteile aus, Wohn- und Industriebezirke.

Aber auch immer noch tätig sind, auf die moderne Technik umgestellt, die Veteranen unter den Farikanlagen, so das „Arsenal“, dessen Ziegelgemäuer die Kanonenschlaglöcher aus dem Bürgerkrieg 1918 weiterhin vorzeigt, und die sogenannte Lenin-Schmiede. Kommt man von Darnitzka, das inzwischen mit Kiev zusammengewachsen ist, und überquert man den Strom auf der großen Brücke, so mahnt hoch über dem Dnjepr schon das Memorial-Ensemble an die schweren Kämpfe um Kiev im letzten Krieg. Etwas rechts davon erfaßt der Blick aber wie von je den emporragenden Glockenturm, den in der Barockzeit der Baumeister Schedel auf dem Boden des durch seine Höhlen-Gänge und -Mönchszellen berühmten alten Pečerskij-Klosters, Lavra

genannt, errichtet hat. Beim Näherkommen erblickt man weiter rechts wieder die gleichsam über dem steilen Hang schwebende St. Andreas-Kirche, das weiße Rokoko-Wunder des Architekten Rastrelli.

Immer noch überrascht die Harmonie der von Pappeln umsäumten klassizistischen Fassade der Universität mit ihrem durchweg tiefsatten Rot. Ansehnlich behauptet sich auf seinem Platz das bräunliche Ockergelb des Opernhauses, bei dem in den Nachkriegsjahren das Denkmal des Klassikers der ukrainischen Musik, Mykola Lysenko, errichtet wurde. Das Goldene Tor, vom elften bis zum dreizehnten Jahrhundert der Hauptzugang zum Stadttinnern und auch Teil der Befestigung, wird nun gründlich wiederhergestellt und partiell rekonstruiert. Von ihm führt die kleine Straße, wo die Gesellschaft „Ukraina“ ihren Sitz hat, die unter der Leitung des Dichters Volodymyr Browčenko die kulturelle Verbindung mit den Ukrainern im Ausland pflegt, direkt zur Sophia-Kathedrale. Das gewaltige Bauwerk aus dem frühen elften Jahrhundert birgt eine Fülle von Mosaiken (berühmt das Apsisbild der Madonna, der in dem Gedicht von Drač angesprochenen „Oranta“) und Fresken, deren erlesene Farbenpracht mit ihrer Frische noch heute bewunderndes Staunen hervorruft. Seit 1934 wird die Kathedrale als Staatlich-Historisch-Architektonisches Museum betreut.

Was historisch-kulturelle Museen betrifft, so gibt es sie in Kiev zwölf an der Zahl, darunter das für die ukrainische darstellende Kunst, das für die russische Kunst, das imposante Museum des Nationaldichters der Ukraine Taras Ševčenko, die reichhaltig informierende Filiale des Zentralen Lenin-Museums mit sieben Ausstellungsräumen. Im Museum auf dem Territorium der Lavra ist der legendäre Skythenschatz zu besichtigen. Wenn man schon in der Touristensprache reden will: Es gibt sechs Theater, die Philharmonie, 18 Hochschulen, zahlreiche Fachschulen, die Akademie der Wissenschaften der Ukrainischen Republik mit 86 Forschungsstätten, außerdem sechs Kulturpaläste, 75 Klubs. Und es gibt, wie gesagt, die Bäume und Gärten, dieses grüne Leitmotiv der Stadt.

„Mutter der rußländischen Städte“

Wie jedes Land, das sich im Lauf der Jahrhunderte seines bestimmten gesellschaftlichen Auftrages bewußt geworden ist, verlangte auch die Kiever Erde nach mythologischer Heiligung ihrer Ursprünge. Für jene Zeiten war das schließlich eine Selbstverständlichkeit. So erzählt die Ursprungs-Chronik, auch Nestor-Chronik genannt, deren Text in der Abschrift von 1377 erhalten ist, vom Aufenthalt keines Geringeren als des Apostels Andreas auf den Kiever Anhöhen: *Und am Morgen erhob er sich und sprach zu den Jüngern, welche bei ihm waren: „Seht ihr diese Berge? Auf diese Berge wird Gottes Segen scheinen, und es wird hierselbst eine große Stadt sein, und Gott wird darinnen viele Kirchen erbauen“. Und er stieg auf diese Berge und segnete sie und errichtete ein Kreuz und betete zu Gott. Als dann stieg er herab von dem Berg, auf welchem sich dereinst Kiev erheben sollte, und fuhr den Dnepr aufwärts.* Aus derselben Chronik stammen auch Worte, die dem Sendungsbewußtsein dieses Zentrums am Dnepr im staatlichen Werden der ostslavischen Stämme Ausdruck geben. Sie werden Oleg in den Mund gelegt, dem halb sagenhaften

Fürsten aus dem 9. Jahrhundert: *Und Oleg nahm den Herrschersitz in Kiev ein, und Oleg sprach: „Diese wird die Mutter der rußländischen Städte sein.“*

1893 fand der Archäologe V. Chvojka in der Tiefe von 22 m einen Mammutschädel mit Stoßzähnen, weitere Ausgrabungen förderten Spuren von Wohnstätten erster Siedler aus dem späten Paläolithikum auf dem Kiever Boden zutage. Auf einigen Teilen von Mammutzähnen sind rätselhafte geometrische Darstellungen erhalten, die für die Schöpfer selbst wohl magische Funktion hatten, mit den Augen der Nachfahren aber als erstaunliches Zeugnis der Phantasie wahrgenommen werden, mit der seine linearen Ornamente einst der Kiever Urkünstler entworfen hat.

Der armenische Geschichtsschreiber des siebenten Jahrhunderts Zenob Glak kennt die Überlieferung von der Gründung der Stadt Kuar durch drei Brüder – Kuar, Mentery und Cherean. Die Überlieferung stimmt im Grunde überein mit der in der Nestor-Chronik befindlichen Legende, Kiev sei von den Brüdern Kij, Šček und Choriv gegründet worden, und dabei wird deren Schwester Lybed' erwähnt, nach welcher der unter der Oberfläche verschwindende Fluß seinen Namen bekam. In byzantinischen und arabischen Quellen fungiert der Stadtnamen in klanglich ähnlichen Varianten als ein durchaus realer Begriff mit geschichtlichem Hintergrund. Die Namen von drei Brüdern stehen möglicherweise vertretend für die Benennungen der drei anfänglichen Siedlungen, und so wurde aufgrund schriftlicher und archäologischer Angaben errechnet, daß die Vereinigung dieser Siedlungen auf das Ende des fünften Jahrhunderts fällt – als die Heimsuchung durch die Hunnen soeben vorüber war.

Die Periode der Überfälle von Nomadenvölkern auf diesen Raum ging damit jedoch längst nicht zu Ende. Es waren Turkstämme, die nacheinander mit Feuer und Schwert das Land durchzogen. Der Fürst Svjatoslav kam im Kampf gegen die Pečenegen um, und diese Eindringlinge stellten immer noch eine Bedrohung zur Zeit seines Sohnes Vladimir dar, unter dem mit der Annahme des Christentums 988 die Konsolidierung der Gebiete um Kiev aufgrund der Nationalkultur begann. Nach den Pečenegen folgten die Polovcer, die zu wahren Geißeln für die russische Erde wurden.

Not drohte jedoch nicht nur von außen. In der Zeit der feudalen Zersplitterung schielte jedes örtliche Fürstchen nach den Besitztümern seines Nachbarn, wenn nicht gar nach dem Thron in der Metropole. Unter Mißachtung der Lebensinteressen des Volkes riefen solche kopflosen Herrscher im Kampf gegeneinander oft die Fremden zu Hilfe, sogar Pečenegen und Polovcer. Umsonst waren Aufrufe der Weitsichtigeren, die Streitigkeiten zu beenden und die Kräfte für gemeinsame Abwehr der Angreifer gegen Land und Staat einzusetzen. Als von einem Lichtblick vor dem dunklen Hintergrund berichtet der Chronist über die Zusammenkunft der Fürsten unter aktiver Teilnahme von Vladimir Monomach in Ljubeč, wo solche Worte fielen: *Warum stürzen wir die russische Erde ins Verderben, indem wir einander befehden? Und die Polovcer zerklüften unsere Erde und freuen sich über die Kämpfe zwischen uns. Wollen wir doch von nun an uns einmütig zusammentun und die russische Erde hegen . . .*

Die Aufwallung des guten Willens war von kurzer Dauer. Noch fast hundert Jahre danach klagte der Verfasser des Igorlieds, der geniale Troubadour der

alten Rus': *Die Heerzüge der Fürsten gegen die Heiden flauten ab, / denn so sprach der Bruder zum Bruder: / „Dies ist mein, und mein auch jenes.“ / Und die Fürsten begannen von Geringem zu sagen, es sei groß, / und sie schmiedeten Feindseligkeit gegeneinander. / Die Heiden aber überzogen die russische Erde von allen Seiten mit Sieg. Und die Fürsten rings im Lande mit Namen anredend beschwor er sie alle mit dem gleichen Refrain: Für die russische Erde, / für Igors Wunden, / des tollkühnen Svjatoslavlić!*

Die Verheerungen, die Kiev in jenen Zeiträumen erlitt, waren an sich schon schwer genug, aber sie sind nicht zu vergleichen mit dem, was sich in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts ereignete, als der tatarisch-mongolische Überfall ins Land hereinbrach. Noch zu Lebzeiten des Dschingis Khan zerschlugen seine Vorhuten in offener Schlacht die vereinten Kräfte der russischen Fürsten, unter seinem Nachfolger aber wälzte sich die Hauptmacht heran und überwältigte das ganze Land. Ende 1240 fiel Kiev nach mehrtägiger Belagerung. In der Vernichtungssorgie, die die Stadt durchwütete, blieb von der durch Jaroslav den Weisen errichteten Sophien-Kathedrale nur eine Mauerwand heil, seitdem „die Unerschütterliche“ genannt – jene mit der Darstellung der „Oranta“, die auch bei allen späteren Umbauten erhalten geblieben ist. Die Zeitspanne der tatarischen Unterdrückung spielte aber für die russischen Länder die Rolle eines Katalysators, und zwar von besonderer Art. Die Fürstentümer im Nordosten, wo die formale Abhängigkeit von der Goldenen Horde fast bis zum Ende des 15. Jahrhunderts dauerte, vermochten sich unter der fremden Herrschaft um ein neues Zentrum, Moskau, zu konsolidieren, das dann die politische und geistige Erbschaft der Kiever Rus' antrat. Das Kiever Land selbst indessen samt den heutigen westukrainischen Gebieten wurde, obwohl es nicht so lange unter der Tatarenherrschaft verblieb, im 14. Jahrhundert zum Objekt der zunehmenden Expansionslust des seinerseits erstarken Litauen und danach des feudalen Polen. Die Entwicklung verlief hier in ganz anderer Richtung, der Kampf gegen die neuen Unterdrücker bekam außer dem sozialen noch den komplizierten Aspekt des Verteidigens der Nationalkultur. Zu dem Zeitpunkt also, als unter den Schlägen der Moskauer Streitkräfte die letzte Bastion der tatarischen Herrschaft auf russischem Boden fiel, stand die Geschichte vor der einmaligen Tatsache: anstelle des vormals in diesem uralten Raum einheitlichen Volkes wirkten nun die drei, deren historische Namen Russen, Belorussen und Ukrainer wurden.

„Rus“ – dieses Wort ist in den Sprachen der drei Völker identisch für die Benennung ihrer gemeinsamen Wiege. Die weiteren Bezeichnungen aber sind unterschiedlich. Was auf deutsch „Russe“ heißt, lautet in der Sprache des Volkes selbst „russkij“, während es im Ukrainischen die Form „rosijanyn“ hat und dessen Sprache „rosijs'ka“ heißt. Seinerseits hat „rossijanin“ auf russisch eine breitere Bedeutung, es bezeichnet einen Menschen der russischen Kultur überhaupt, etwa „der Rußländer“, der seiner Nationalität nach nicht unbedingt ein „Russe“ zu sein braucht. Deshalb wurde hier die Kiever Metapher aus der Chronik mit diesem „Mutter der rußländischen Städte“ wiedergegeben.

Die Differenzierung der Termini spiegelt eine dramatische Geschichte wider. In dem Begriff „Russentum“ lebte und lebt das Bewußtsein der gemeinsamen historischen Aufgaben, der ursprünglich gemeinsamen Kultur. So in der

Grundidee des unter Bohdan Chmelnic'kyj geführten Befreiungskampfes, der im letzten Jahr des Dreißigjährigen Krieges, 1648, auf dem Boden der polnisch besetzten Ukraine ausbrach und in der Vereinigung mit dem russischen und dem belorussischen Volk seinen Abschluß fand. Andererseits war jedoch vieles verschiedenartig: das autokratische Zarentum und die hetmanische Kosakenrepublik. Auch brauchten die Sprachen dieser Völker schon Dolmetscher zum gegenseitigen Verstehen. Diese Unterschiede bildeten in der weiteren Entwicklung keine Hindernisse für fortschrittliche Russen. Die Regierenden aber betrachteten jeden nicht in erlaubten Grenzen vorgesehenen Ausdruck des Individuellen als Gefahr für die Verwirklichung ihrer imperialen Pläne, die Propaganda sprach von einer aus dem Ausland inspirierten „separatistischen Tendenz“, und dieser Verdacht fand Boden in dem wenig bewußten Teil der russischen Gesellschaft. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde sogar jede Veröffentlichung in der ukrainischen Sprache verboten.

Der Konflikt, diese bezeichnende Ausgeburt der Klassengesellschaft, konnte von Grund auf nur mit der Beseitigung dieser Gesellschaft gelöst werden. Wenn es in der neuen Gesellschaft zu Exzessen kam, die der freien Entwicklung der Nationalkulturen Schaden zugefügt haben, so ging das ausschließlich auf das Konto von Überbleibseln aus der alten und war krasse Verletzung der sozialistischen Legalität. Denn indem sie die Nationalitäten des Zarenreiches zur Wiedergeburt brachte, verlieh die große Revolution von 1917 ihnen diese Eigenschaft – die Eigenschaft der sozialistischen Nationen. Einen solchen Namen trägt die Gemeinschaft, der die Ursachen der Makel und Mängel im Verlauf der ganzen feudalistischen und kapitalistischen Geschichte bewußt werden, auch die Ursachen der künstlich aufgepfropft gewesenen Feindschaft zwischen diesen Völkern. Eine solche Gemeinschaft erblickt doch gerade im Zusammenhang von Besonderem, Verschiedenartigem, Unähnlichem die Bürgschaft für das weitere schöpferische Werden der Menschheit. Und das nach jeder Richtung hin.

Ilja Ehrenburg, ein Kiever von Geburt und zeitlebens durch Verbindungen mit dieser Stadt und ihren Menschen, sagte, der emphatische Ausdruck „asiatische Fratze“ in Alexander Bloks bekanntem Gedicht „Skythen“ sei ihm fremd. Man könne natürlich bei entsprechender Einstellung sich von Europa abschirmen, aber *man kann sich schließlich daran erinnern, daß unsere ganze Kultur, vom Kiever Rußland bis Lenin, unzerstrennlich mit der Kultur Europas verbunden ist. Und weiter: Ich wußte, daß die Tat des Volkes, das als erstes einen noch unerforschten Weg einschlug, ein Grund zum Stolz ist, aber dieser Weg schien mir viel breiter zu sein als die Traditionen eines Landes oder die Seele einer Nation.*²

Sozialistische Nation bedeutet Offensein gegenüber der ganzen Welt.

„Wsesvit“ – die ganze Welt

Kiev, das ukrainische Kyïw, das historische und moderne, das zerstörte und immer wieder aufgebaute, allen gehörend und sein eigen, es ist ein Pünktchen auf der Landkarte der Welt. „Wsesvit“ ist, wie gesagt, nur ein Zeugnis seiner ideellen Tätigkeit. Nichtsdestoweniger brachten gerade der Besuch bei der Redaktion, die mit Eifer geführten Gespräche im Kreis ihrer zielbewußten

Mitarbeiter dem Berichtenden jene packende Unmittelbarkeit des Eindrucks, die seinerzeit jemanden inspirierte, zum ersten Mal symbolisch auf die Sonne im Wassertropfen hinzuweisen.

„Wsesvit“ hieß die Zeitschrift, die der revolutionäre ukrainische Dichter Vasylyl Blakytynij gründete und die von 1925 bis 1934 in Charkov, der damaligen Hauptstadt der Ukraine, zunächst wöchentlich, dann alle zwei Wochen, erschien. Sie entsprach dem Typ der Illustrierten, informierte umfassend über die Ereignisse in der Welt, veröffentlichte aber auch Übersetzungen aus westlichen Literaturen. Als Kennmarke diente ihr der gezeichnete Kopf eines Lesenden mit dem volkstümlichen gereimten Motto darunter (hier in freier Übersetzung): *Alles seh ich, alles kenn ich, / denn den „Wsesvit“ les und nenn ich.*

Die Aufgabe, den ukrainischen Leser in periodischer Folge mit Werken der Weltliteratur bekannt zu machen, griff die 1958 in Gestalt von Monatsheften gegründete Zeitschrift wieder auf. Dadurch, daß dies nun ihr Hauptanliegen wurde, unterschied sie sich zwar von ihrer Vorgängerin, dennoch betrachtete sie sich dem Wesen nach als berechtigt, an diese anzuknüpfen und deren Titel weiterzuführen.

Der erste Chefredakteur des neugestalteten „Wsesvit“ war Oleksij Poltorackij, der in seinen jungen Jahren zu der „Nova generacija“ gehört hatte, der Zeitschrift des den LEF-Zielen zuneigenden ukrainischen Futuristen Mychajl Semenko, und bei der auch Kazimir Malevič aktiv mitwirkte. 1971 übernahm die Leitung in der „Wsesvit“-Redaktion der namhafte Dichter Dmytro Pavlyčko, auch als Übersetzer von Baudelaire, José Martí und Julian Tuwim hervorragend. Seit 1979 obliegt jene Aufgabe Vitalij Korotyč.

Der Kritiker Dmytro Zatonskyj, einer der exzellenten Kenner der literarischen Situation im Westen, begrüßte seitens „Wsesvit“ im Juli-Heft 1980 die russischsprachige Schwesterzeitschrift „Inostrannaja literatura“ zum fünfundsingsten Jahresjubiläum. Notwendigerweise konnte er nur lakonisch berichten, denn für die Fülle des vielseitigen Stoffes (die Zeitschrift hatte vor dem Krieg ebenfalls schon eine Vorläuferin gehabt, „Internacional'naja literatura“) hätte ein ganzer Band kaum ausgereicht. In vergleichbarer Lage gegenüber „Wsesvit“ befindet sich der Berichtende, der hier nur etwas von dem andeuten kann, was er gern in aller Ausführlichkeit schildern würde.

Was jedenfalls nicht unerwähnt bleiben darf: „Wsesvit“ hat es im Verhältnis zu der Allunions-Zeitschrift insofern schwerer, als die ukrainische Sprache, seinerzeit ja künstlich behindert worden, sich nachholenderweise immer noch in einer Reifungsphase befindet. Das ehrgeizige Bestreben, aus der neueren Literatur in der Regel nur solche Werke zu veröffentlichen, die noch nicht in russischer Übersetzung vorliegen, kompliziert natürlich für „Wsesvit“ die Übersetzungsarbeit noch mehr. In der Tat gleicht diese Arbeit jedesmal einer Entdeckungsreise. Wenigstens einige Namen seien hier genannt. Abgesehen von denjenigen, die selbst originale Autoren sind, wie eben Korotyč, Pavlyčko oder der Senior der ukrainischen Poesie, Mykola Bažan, widmen sich ausschließlich der literarischen Übersetzung Mykola Lukaš (Schöpfer der ukrainischen „Faust“ und „Dekameron“; in „Wsesvit“ u. a. französische Lyriker um die Jahrhundertwende), Jewhen Popovyč („Stiller“ von Max Frisch), Anatol

Perepadja (Italo Calvino), Mar Pinčewskyj (Somerset Maugham, Hemingway, Arnold Wesker's „Chips with Everything“, E. L. Doctorow), Rostyslaw Docenko (Faulkner), Petro Sokolowskyj (Malaparte), Mychajlo Moskalenko (Eluard), Hryhorij Chalymonenko (Nazim Hikmet), der verschiedensprachig bewährte Hryhorij Kočur (jüngst Emily Dickinson). Das in Klammern Aufgeführte punktiert etwa den Bogen dessen, was, für den ersten Blick unüberschaubar, in den Jahrzehnten geleistet wurde und woran sich mittlerweile die frischen Kräfte von immer neuen Übersetzern erproben. Tatsächlich ist das ein Bogen, an dessen einem Ende das Aktuellste von einem Max von der Grün steht, am anderen aber das vordem noch nicht aus Ovid Übersetzte oder gar zum ersten Mal in der ukrainischen Sprache „Gilgamesch“ und „Bhagavad-gita“.

Daß sich ein erheblicher Teil der Aufmerksamkeit auf die Literaturen sozialistischer Länder richtet, liegt in der Natur der Sache. Durch die bunten Formen der slavischen und nichtslavischen Sprachen wirkt unfehlbar die gemeinsame Sprache der Überzeugungen und der Ziele. Mitunter kann man auf den Seiten des „Wsesvit“ auch lesen, daß in diesen Ländern mehr und mehr Werke ukrainischer Autoren erscheinen. Oft sind Schriftsteller Gäste und Einladende von Land zu Land, es führen viele Wege nach Kiev und von dorthier.

Aber außer diesem Bereich des Kulturaustausches, bei dem alles Mögliche in Frage kommt, Philologie, Sprachgeschichte, Theorie der Übersetzung und ähnliches mehr, hat „Wsesvit“ noch ein Tätigkeitsfeld, das beim Leser keine speziellen Fachkenntnisse voraussetzt, nur einen Vorrat an gutem Willen. In ihrem politisch-publizistischen Teil bringt die Zeitschrift dem Leser nahe, was an wichtigen Vorgängen und Tendenzen auf dem Globus aktuell ist. An verschiedenen internationalen Veranstaltungen nehmen Vertreter von „Wsesvit“ teil. Vor allem sind sie in der brennendsten Sache der heutigen Welt aktiv, im Kampf gegen Kriegsgefahr. Anlässlich der Feier zum sechzigjährigen Bestehen der Sowjetunion in diesem Jahr betonte der Schriftsteller Oles' Hončar, Vorsitzender des Ukrainischen republikanischen Komitees für Verteidigung des Friedens – und auch er ist Redaktionsmitglied des „Wsesvit“ – mit neuem Nachdruck: *Die Kräfte der Welt-Reaktion, hinter denen ein gewaltiger verbrecherischer Komplex der Kriegsindustrie steht, attackieren offen die Kräfte des Friedens, die Entspannung. Besonders spürt man das in Europa, das die amerikanischen Militärs in ein Raketenlager verwandeln und als erstes dem militärischen Schlag aussetzen wollen. Und dann: Die Bewegung der Friedensanhänger nimmt mit jedem Tag an Stärke zu, darum weil sie in den Tiefen der Menschenherzen geboren wird. Man muß alles Wertvolle aufgreifen, was im Volk seinen Ursprung hat, die Initiativen erweitern, die darauf gerichtet sind, von der Menschheit die Bedrohung der thermonuklearen Katastrophe abzuwenden.*

Die Rakete, die auf Kiev blickt, sie blickt auf die ganze Welt. Das wissen alle, auch diejenigen, die in den Stunden ihrer Ängste am wenigsten an Kiev denken. Es sind Milliarden mit ihren eigenen Problemen, ihren verwickelten historischen Erfahrungen. Was ihnen allen aber absolut gemeinsam ist: das in viel vergangenem und gegenwärtigem Unheil teuer erkaufte Recht auf den Sinn des Lebens. Ihre Angst ist nicht nur eine biologische, sie ist vielmehr

Angst um die geistigen Werte, die den Sinn dieses Lebens nähren. Somit verfügen sie potentiell über die unermesslich stärkere Macht im Vergleich zu derjenigen Minderheit, die ihre Probleme mit einem Weltbrand zu lösen plant und vielleicht wirklich meint, heil daraus hervorgehen zu können. Es sind gegen sie schon allenthalben spürbare Anzeichen für einen moralischen Aufstand vorhanden. Hunderttausende von Demonstranten haben bereits europäische Großstädte erschüttert. Massenversammlungen und Diskussionen, die einmalige Friedensoffensive von Theatergruppen unter Teilnahme respektabler Politiker und Verteter der Öffentlichkeit in Stuttgart. Und in den USA selbst mehrten sich Stimmen gegen Rüstung und Krieg aus allen Schichten der Bevölkerung.

In diesem Zusammenhang von Kriegsdrohung und Auflehnung dagegen möge das hier Berichtete als Modellfall veranschaulichen, was alles der Mensch im Frieden sein kann.

¹ Alle Zitate aus den ukrainischen und altrussischen literarischen Texten in der Übersetzung von Elisabeth Kottmeier. Die in der Slavistik für die kyrillische Schrift geltende lateinische Transliteration wird bei der Wiedergabe ukrainischer Wörter für solche Laute erweitert, die es im Russischen nicht gibt. *H* immer auszusprechen wie im deutschen *haben*. Für den Laut *ji* steht *i*. Der Buchstabe *e* dient für den Laut, der dem deutschen *ä* entspricht (russ.: *е*). In der russischen Transliteration bezeichnet *e* das deutsche *je*, und diese Schreibweise wird hier für den ähnlichen ukrainischen Laut verwendet. *W* bedeutet in ukrainischen Wörtern einen Laut, der etwa mit dem abschließenden *u*-Laut im deutschen *genau* verwandt ist, *v* gleicht dem deutschen *w* in *wissen*.

² Übersetzung von Alexander Kaempfe in: Ilja Ehrenburg, „Menschen, Jahre, Leben“, Kindler, München (1962), S. 538 bis 539.

Otto Reinhold

10 % weniger Rüstung, und die Welt sieht anders aus

Mit Professor Dr. Otto Reinhold, dem Rektor der Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED, sprach Oskar Neumann.

Otto Reinhold, Sie treten in Wort und Schrift dafür ein, die Möglichkeiten des wissenschaftlich-technischen Fortschritts verstärkt einzusetzen für eine weiterhin dynamische Entwicklung der Wirtschaft in der DDR. Das stößt in der Bundesrepublik auf Skepsis, nur noch 30 % halten Technik für einen Segen. Die wissenschaftlich-technische Revolution wird zumeist so erfahren, daß sich damit nicht Hoffnung, sondern Angst verbindet: Angst von Arbeitern und Angestellten vor der Gefährdung und dem Verlust ihrer Arbeitsplätze; Angst der Menschen vor einer Technik, die sich immer mehr als lebensbedrohende Kriegstechnik, vor einer Wissenschaft, die sich als Vernichtungswissenschaft darstellt, als Instrumente also des „Totrüstens“.

Mit dem Konzept des „Totrüstens“ ist ein wichtiges strategisches Ziel der imperialistischen Konfrontationspolitik der Gegenwart benannt. Selbstverständlich nehmen wir dieses strategische Ziel ernst. Zunächst muß man dazu bemerken: In der Hoffnung, man könnte den Sozialismus totrüsten, ist in gewisser Weise das Eingeständnis enthalten, daß sozialistische Wirtschaft keine Rüstung braucht, nicht an Rüstung verdient, nicht an Rüstung interessiert ist. Damit wird bestätigt, was wir immer als einen der größten Vorzüge des Sozialismus hervorheben: daß Sozialismus und Frieden miteinander im Wesen identisch sind. In der Tat kämpfen wir um Abrüstung, um Rüstungsbeschränkung und -verminderung, und wir sind daran so interessiert, weil wir nicht nur Frieden und Sicherheit brauchen, sondern auch, weil wir alle Mittel, über die wir verfügen, nötig haben für unser Ziel, die Hebung des materiellen und kulturellen Wohlstandes.

Die Durchführung dieser Politik, die dem Wesen des Sozialismus entspricht, hängt in entscheidendem Maß davon ab, in welchem Tempo und Ausmaß Rüstungsbegrenzung und Abrüstung durchgesetzt werden.

Wir müssen uns auf die Auseinandersetzung mit der imperialistischen Politik der Konfrontation voll und ganz einstellen, und wir haben es getan hinsichtlich der drei Ebenen, auf denen vor allem die USA ihre Konfrontationspolitik entwickeln: die Hochrüstungspolitik; der Versuch, einen Wirtschaftskrieg gegen den Sozialismus zu führen, die sozialistische Wirtschaft zu destabilisieren in der Hoffnung, daß dadurch die sozialistische Ordnung erschüttert wird; und schließlich der ideologische Kampf. Wir haben keinerlei Illusion über die Härte dieser Auseinandersetzung, aber wir sind der festen Überzeugung, daß wir in diesem Kampf Sieger bleiben werden.

Sieger also nicht auf dem Schlachtfeld Europa, wo Reagan den Atomkrieg führbar und durch Beschränkung auf unseren Kontinent für die USA gewinnbar machen will, sondern Sieger über Versuche, zwischen den beiden Systemen durch Drohung mit Gewalt und durch Einsatz von Vernichtungsmitteln entscheiden zu wollen?

Selbstverständlich. Und gerade damit hängt auch unsere Haltung in der DDR

zur modernen Wissenschaft und Technik zusammen, ja sie ist wesentlich davon bestimmt. Natürlich belastet die Rüstungspolitik der USA und das daraus hervorgehende Wettrüsten unsere Wirtschaft in vielerlei Hinsicht. Aber zugleich gehen wir stets davon aus, daß zur Erhaltung von Frieden und Sicherheit die innere Stabilität der sozialistischen Ordnung nötig ist. Die innere Stabilität der sozialistischen Ordnung ist aber auf Dauer nur möglich, wenn soziale Stabilität gewährleistet ist, und die wiederum ist nicht ohne ökonomisches Wachstum zu haben. Deshalb ist für uns die Gefährdung des Friedens nicht Anlaß, um in irgend einer Form, heimlich oder offen, eine Rotstiftpolitik durchzusetzen, soziale Errungenschaften zu kürzen oder zu liquidieren, Bildung und Kultur abzubauen. Im Gegenteil. Wir konzentrieren unsere Kraft darauf, alle Möglichkeiten zu nutzen, um gerade in dieser Situation die Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik auf der Grundlage eines möglichst hohen Wirtschaftswachstums zu Geltung und Wirksamkeit zu bringen.

Ist Ihre Annahme, gerade so zu sozialer Stabilität beizutragen, was ja wohl auch heißen muß: zum Bewußtsein von sozialer Sicherheit, nur von Ihrer Theorie hergeleitet, oder gibt es dafür bereits gesicherte empirische Daten? Eine kürzlich abgeschlossene Untersuchung der Soziologen unseres Landes beschäftigt sich mit dem Problem der ideologischen Wirkungen des wissenschaftlich-technischen Fortschrittes bei unseren Beschäftigten in Industrie- und Landwirtschaftsbetrieben. Die Studie kommt zu drei wesentlichen Ergebnissen:

1. Es gibt keinerlei Furcht bei Arbeitern, Angestellten, Genossenschaftsbauern vor dem wissenschaftlich-technischen Fortschritt. Das gilt für weitaus mehr als 90 %; sie haben diese Auffassung nicht nur, sie vertreten sie auch.
2. Fast ohne Ausnahme wird die Meinung angetroffen, daß die moderne Wissenschaft und Technik das wichtigste Mittel ist, um auch künftig die Arbeits- und Lebensbedingungen bei uns zu verbessern.
3. Man trifft eine bestimmte Skepsis an, ob es uns auch gelingen wird, ein zunehmend höheres Tempo des wissenschaftlich-technischen Fortschrittes und seiner Effektivität zu erreichen.

Natürlich ist diese Einstellung nicht nur eine ideologische Frage; hier spiegeln sich die realen Prozesse, die praktischen Erfahrungen wider. Diese praktischen Erfahrungen, die jeder machen kann, bestätigen jedem, daß bei uns keinerlei Arbeitslosigkeit als Folge der modernen Wissenschaft und Technik auftritt, daß die moderne Wissenschaft und Technik die Entwicklungsmöglichkeiten der Jugend bedeutend erweitert hat, daß mit Hilfe dieser modernen Wissenschaft und Technik viele soziale Probleme gelöst worden sind.

Aber das alles doch nicht im Sinn eines Automatismus, etwa nach der schlichten Formel: Neue Technik im Kapitalismus ist schlecht, neue Technik im Sozialismus ist ein Segen?

Was ich genannt habe, sind Resultate der *Vorzüge* und der *Möglichkeiten* des Sozialismus. Zu diesen Vorzügen, die im Prozeß des wissenschaftlich-technischen Fortschrittes wirksam werden, gehört zunächst die Tatsache, daß dessen Ergebnisse für die Hebung des Wohlstandes und für die Sicherung des Friedens eingesetzt werden – eine inhumane Anwendung von Wissenschaft und Technik wird durch die sozialistische Gesellschaft ausgeschlossen.

Das mag zunächst recht theoretisch und allgemein klingen, aber praktisch bedeutet das, daß die Entwicklung und Anwendung moderner technischer Prozesse in Kombinat und Betrieben unseres Landes planmäßig erfolgt und daß sie immer gemeinsam mit allen Werktätigen, vor allem mit ihren Gewerkschaften, vorbereitet und durchgeführt wird. In den sozialistischen Betrieben der DDR ist eine Rationalisierung undenkbar, die nicht von den Gewerkschaften unterstützt und gefördert wird.

Und es kommt nicht vor, daß dabei gegen berechnete Interessen der Kolleginnen und Kollegen verstoßen wird? Sie haben in diesem Zusammenhang soeben von Vorzügen und Möglichkeiten des Sozialismus gesprochen. Also handelt es sich offenbar nicht um etwas, was sich im Selbstlauf durchsetzt.

Natürlich nicht. Wir hatten einzelne Fälle, wo sich Betriebsleiter über Arbeiterinteressen hinwegsetzten und die notwendigen Maßnahmen nicht rechtzeitig durchführten, wo auch Gewerkschafts- und Parteileitungen nicht entschieden genug dagegen auftraten. Aber die Arbeiter wissen inzwischen, daß ein solches Vorgehen ihren Rechten und unseren Gesetzen widerspricht, und sie lassen sich das so schon nicht mehr gefallen. Vor allem führt die Partei gegen solche Verhaltensweisen einen energischen Kampf.

Eines unserer Ziele ist – ganz selbstverständlich –, im Ergebnis der Einführung von moderner Technik Arbeitskräfte freizusetzen. Das muß für die Betroffenen Probleme aufwerfen. Wir bewältigen sie auf die Weise, daß wir zum ersten diesen Prozeß langfristig planen. Ein Beispiel: Im Petrochemischen Kombinat Schwedt wurden im Verlauf der letzten zwei Jahre 2 400 Arbeitskräfte freigesetzt, die für einen neuen Betriebsteil erforderlich wurden. Dieser Vorgang ist etwa drei Jahre vorher zusammen mit allen Werktätigen vorbereitet worden. Die Mehrheit dieser 2 400 Betriebsangehörigen hat in dieser Zeit einen Ausbildungsprozeß für ihren künftigen Arbeitsplatz durchlaufen – selbstverständlich wurde für jeden ein Arbeitsplatz gesichert und fast alle haben im Ergebnis heute ein höheres Einkommen, vor allem als Folge ihrer höheren Qualifikation. Wir betrachten das als eine Art Modell für die Art und Weise, in der bei uns der wissenschaftlich-technische Fortschritt praktisch verwirklicht wird – von den Werktätigen, mit den Werktätigen als ihr sozialer Fortschritt.

Ein wesentliches Stück dieser Orientierung, zugleich eine wichtige Aufgabe in den Betrieben und in der Zusammenarbeit mit den Gewerkschaften ist folgendes: Wir wollen Wissenschaft und Technik so anwenden, daß damit die schwere monotone, gesundheitsgefährdende Arbeit eingeschränkt wird. Die Neu- und Umgestaltung dieser Arbeitsplätze ist ein fester Bestandteil des Planes, ein Bestandteil unserer gesamten Rationalisierungsvorhaben. Das ist eben unsere Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik: keinen Schritt zu tun in der Entwicklung der neuen Technik ohne zugleich die Arbeitsbedingungen und die sozialen Beziehungen zu verändern. Das ist manchmal widersprüchlich. Zum Beispiel wollen wir, daß ein Roboter zweieinhalb bis drei Arbeitskräfte ersetzt. Aber wir haben auch Fälle, wo im Vordergrund die Einschränkung schwerer körperlicher Arbeit steht – bis dorthin, wo dann ein Roboter eben nur 0,7 Arbeitsplätze ersetzt. Das sind Probleme, die jetzt auch auf dem Gewerkschaftskongreß im April dieses Jahres eine große Rolle gespielt haben.

Der Vorsitzende des FDGB, Harry Tisch, hat dazu Stellung genommen und darauf hingewiesen, daß wir in den letzten fünf Jahren mit den technischen auch die rechtlichen Voraussetzungen für die neue Entwicklung im Betrieb geschaffen haben: das Arbeitsgesetzbuch.

Das alles bedeutet nicht, daß im Prozeß des wissenschaftlich-technischen Fortschritts nicht nach wie vor auch eine Reihe sozialer Probleme zutage treten. Wie wir damit zurecht kommen, hängt in hohem Maß davon ab, wie von den entsprechenden Leitungen die Möglichkeiten der sozialistischen Gesellschaft genutzt werden, oder eben noch nicht oder ungenügend genutzt werden. Es ist allemal ein soziales Problem, wenn ein Arbeiter einen neuen Arbeitsplatz übernimmt, wenn er den bisherigen Kreis seiner Kollegen verlassen muß oder sogar den Betrieb wechselt. Oder nehmen wir den Übergang zur Mehrschichtarbeit – auf der einen Seite eine ökonomische Notwendigkeit, um die moderne Technik, die ja eine teure Technik ist, voll auszulasten; auf der anderen Seite ein soziales Problem für die Betroffenen und ihre Familien. Also kommt es für uns darauf an, von den Kolleginnen und Kollegen sehr genau zu erfahren, wo die Schwierigkeiten liegen, und mit ihnen zusammen solche sozialen Bedingungen zu schaffen, daß diese Arbeit unter möglichst geringer Belastung geleistet werden kann – durch kürzere Arbeitszeit, längeren Urlaub, höhere Löhne, Vorzüge bei Erholungsangeboten, soziale Einrichtungen im Betrieb, Versorgung von den Lebensmitteln bis zum Kulturangebot. Das ist von allen sozialen Problemen zur Zeit eines der wichtigsten, und wir tun alles, um die Belastungen so gering wie möglich zu machen. Aber völlig zu beseitigen sind sie nicht. Unser Ziel besteht darin, die Wirtschafts- und Sozialpolitik so miteinander zu verbinden, daß diese sozialen Probleme für alle Betroffenen auf jede nur mögliche Weise erleichtert werden und zu keinerlei Konflikten führen, weder für den Einzelnen noch für die Gesellschaft.

Otto Reinhold, Sie haben von den grundsätzlichen Vorteilen der Planung, von der Möglichkeit langfristiger Vorbereitungen etwa bei Veränderungen am Arbeitsplatz gesprochen. Aber unsere Zeit ist schnellebig. Und in der Weltpolitik und in der Weltwirtschaft kommt es zu Entscheidungen, die nicht von Ihnen allein abhängen, oder auch gar nicht von Ihnen. Sie können zu einschneidenden und auch plötzlichen Veränderungen zwingen. Wie reagieren Sie darauf?

Zu Beginn der achtziger Jahre haben sich vielerlei Entwicklungsbedingungen unserer Wirtschaft in der Tat verändert. Zu diesen Veränderungen gehört zunächst die Verschärfung der internationalen Situation durch die imperialistische Konfrontationspolitik. Zum anderen sind nun die extensiven Wachstumsfaktoren unserer Wirtschaft erschöpft. Der Übergang zur Intensivierung der Volkswirtschaft steht mit großer Dringlichkeit auf der Tagesordnung. Es versteht sich, daß beide Prozesse engstens miteinander verbunden sind. Wir richten deshalb unsere Anstrengungen mit großer Konsequenz darauf, die Konfrontationspolitik der USA zu durchkreuzen, insbesondere die Hochrüstung, weil sie uns zwingt, wichtige materielle und wissenschaftlich-technische Voraussetzungen für die Intensivierung unserer Volkswirtschaft zweckentfremdet einzusetzen. Das betrifft sowohl die innere Entwicklung der Wirtschaft und der Gesellschaft der DDR als auch – ganz natürlich – unsere

Beziehungen zu den Nationalstaaten und unsere Möglichkeiten der Hilfe besonders gegenüber den mit uns befreundeten Entwicklungsländern.

Das ist ja nun ein besonders bedrückendes Thema, wenn man etwa die UNO-Untersuchungen zur Trinkwassersituation in der Dritten Welt kennt, wo nachgewiesen wird, wie alljährlich Millionen und Abermillionen Tote vermieden werden könnten mit einem finanziellen und technischen Aufwand, der geradezu lächerlich ist, gemessen an dem, was die Hochrüstung verschlingt.

Wir hoffen, die Einsicht in diese Zusammenhänge und die Empörung darüber wird viele Menschen in der Welt noch aktiver als bisher in den Kampf um Frieden und Abrüstung eingreifen lassen. Nur 10 % der heutigen Ausgaben für die Hochrüstung umgeleitet für humane Zwecke, und die Lage der Menschen in Afrika, Asien und Südamerika könnte sich auf vielen Gebieten sehr schnell zum Besseren wenden. Auch unter dem Druck der Hochrüstung leistet indessen die DDR schon heute eine umfangreiche Hilfe für zahlreiche Entwicklungsländer, voran jene, die einen sozialistischen Entwicklungsweg eingeschlagen haben. Zehntausende Jugendlicher erhalten bei uns ihre Ausbildung, allein aus Vietnam an die zehntausend; viele Schulen, soziale und wirtschaftliche Einrichtungen werden mit unserer Hilfe in diesen Ländern errichtet. Man braucht kein Fachmann zu sein, um auszurechnen, welche Möglichkeiten sich ergeben würden, sobald ernsthafte Schritte zur Abrüstung eingeleitet würden, wenn es uns schließlich gelänge, mit einem atomwaffenfreien Europa ein Friedenszentrum für die Welt zu schaffen.

Wir haben bei diesen Beziehungen zu den Entwicklungsländern eine ganz andere Linie als die imperialistischen Staaten. Wir halten nicht viel davon, wenn unter dem Namen „Entwicklungshilfe“ dort irgendein Industriewerk hingestellt wird, das mit den strukturellen Erfordernissen der Entwicklung des betreffenden Landes kaum etwas zu tun hat. Wir wollen helfen bei der Befähigung, daß diese Länder ihre eigene Wirtschaft nach ihren eigenen Möglichkeiten und Bedürfnissen entwickeln. Und das ist vor allem eine Frage der Qualifikation. Dafür exportieren wir inzwischen ganze Schulen, Landwirtschaftsschulen, Ingenieurschulen. Wir haben schon ganze Schulbuchprogramme bei uns gedruckt. Das schwierigste Problem dabei ist, daß wir noch nicht genügend Fachleute haben, die wir mit den Lehrbüchern und den Schulen mitschicken können.

Aber müssen Sie nicht doch bei diesen Anstrengungen, die ja verbunden sind mit Ihrer expansiven Wirtschaftsentwicklung, große Wechsel auf die Zukunft ziehen, etwa durch die steigende Belastung der Umwelt, allemal ein böses Erbe für die kommenden Generationen?

Wir haben hier ein sehr böses Erbe aus der Vergangenheit übernommen, aber wir geben es nicht als faulen Wechsel an die Zukunft weiter. Bis 1945 ist auf unserem Boden im Braunkohlenbergbau kein Quadratmeter rekultiviert worden.

Ich erinnere mich, es war wohl Anfang der siebziger Jahre, daß in der DDR zum ersten Mal mehr rekultiviertes Land gewonnen als Boden durch Neuaufschlüsse zerstört wurde.

Und heute ist es so, daß bei uns kein einziger Tagebau überhaupt mehr aufgeschlossen werden kann, ohne dabei schon das Programm der vollständi-

gen Rekultivierung auf dem Tisch zu haben. Das ist für uns eine Kardinalfrage des Umweltschutzes. Über 80 % der Elektroenergie gewinnen wir durch Braunkohle. Ihre Verbrennung bringt Millionen Tonnen Asche hervor, dazu sonstige Schadstoffe, vor allem auch Schwefelverbindungen. Die Braunkohle wird im Tagebau gewonnen, das erzeugt Gebirgslandschaften. Diese Seite des Problems beantworten wir mit vollständiger Rekultivierung. So entsteht Boden für land- und forstwirtschaftliche Nutzung, aber wir schaffen auch viele Erholungsgebiete einschließlich schöner Seen. Im Bezirk Cottbus gab es früher kaum Erholungsmöglichkeiten dieser Art, jetzt haben wir sie dort, ähnlich auch im Bezirk Leipzig.

Wir erkennen weder theoretisch noch praktisch an, daß es ein „Gesetz“ geben soll, wonach Wirtschaftswachstum gleichbedeutend sein soll mit steigender Umweltbelastung. Wir haben in den siebziger Jahren die Industrieproduktion um 78 % erhöht, aber bei der Umweltbelastung haben wir ein Null-Wachstum erreicht: sie ist gleich geblieben. Das heißt nicht, daß wir mit diesem Niveau der Belastung uns zufrieden geben. Es weiter zu senken, erfordert viel Mühe und viele Mittel, besonders Mittel. Wir haben zwar noch einige Probleme der Umweltbelastung, für die bisher keine vollständigen wissenschaftlich-technischen Entwicklungsarbeiten zur endgültigen Lösung vorliegen – etwa im Bereich bestimmter Schwefelverbindungen. Aber das sind Ausnahmen. Bei der Mehrzahl der Probleme ist es in erster Linie eine Frage des Aufwandes, der dafür zur Verfügung gestellt werden kann. Auch da gilt wieder: Wenn wir den Aufwand für die Rüstung im Weltmaßstab um 10 oder gar 20 % verringern würden, könnten wir uns den größten Teil dieser Sorgen heute schon ohne weiteres vom Hals schaffen.

Auch das entspricht dem Wesen des Sozialismus. Immerhin war es die Sowjetunion, wo das erste Umweltschutzgesetz der Welt, damals noch auf Initiative von Lenin, zustande kam; ein Gesetz zum Schutz des Waldes, der Seen, der Landschaft. Und gerade in jüngster Zeit hat die Sowjetunion, etwa mit dem Säubern und der Sauberhaltung der Moskwa oder mit dem Programm zum Schutz des Baikals, wiederum eindrucksvolle Beispiele geschaffen, welche enormen Möglichkeiten für eine menschliche Zukunft sich aus der Kombination von sozialistischer Ordnung und wissenschaftlich-technischem Fortschritt ergeben – die Erhaltung des Friedens, wirksame Schritte der Abrüstung als unser dringendstes Anliegen immer vorausgesetzt.

Erich Fried Die besondere Verpflichtung der BRD gegenüber den Palästinensern

Als Wiener Jude halte ich, der zur Hitlerzeit die Vertreibung aus meiner Heimat und den Mord an meinen Angehörigen erleben mußte, es für besonders wichtig, gegen den Mord und die Vertreibung zu protestieren, die nicht nur Menachem Begin und sein General Ariel Sharon, sondern das ganze Establishment des Zionistenstaates Israel an den Libanesen und Palästinensern begangen.

Als jüdisches Opfer der deutschen Aggression unter Hitler kann ich sehr gut verstehen, wie später viele Deutsche, die gegen die Untaten des Naziregimes damals weder gesprochen noch Widerstand geleistet hatten, später etwas wie Kollektivschuld empfanden. Allerdings hätte damals solcher Widerstand Todesgefahr bedeutet. Heute wäre es für Juden nicht sehr gefährlich, gegen Israels Angriffshandlungen gegenüber Palästinensern und anderen zu protestieren. Werden Juden, die heute dazu schweigen, morgen kein Problem der Kollektivschuld haben?

Hier, in der Bundesrepublik Deutschland, hat das durchaus verständliche Gefühl einer Schuld, eines schlechten Gewissens gegenüber den vom Hitlerfaschismus verfolgten und vernichteten Juden eine ganz verhängnisvolle Nebenwirkung. Es macht nämlich vielen Deutschen die Augen blind, die Herzen stumpf und die Köpfe vernagelt gegenüber den Verbrechen, die an Palästinensern, Libanesen und anderen Arabern begangen werden. Dabei haben die Deutschen, die sich – aus subjektiv-ehrlichen Wiedergutmachungsbestrebungen gegenüber den Juden – jede Kritik am Zionismus versagen, ihre eigenen Gedanken nicht zu Ende gedacht. Sonst wüßten sie, daß in Wirklichkeit auch die Palästinenser Opfer des Hitlerfaschismus geworden sind und daß daher gerade die Bundesrepublik Deutschland eine ganz besondere Verpflichtung gegenüber den Palästinensern hätte. Gewiß, den Zionismus gab es schon lange vor Hitler, und innerhalb des Zionismus gewannen jene, die eine verbrecherische und unterdrückerische Haltung gegenüber den Palästinensern hatten, die Oberhand; denn das gehörte, trotz aller humanen Absichten und Illusionen eines Martin Buber oder Baer Borochow, zum eigentlichen Wesen des Zionismus. Aber: Ohne den Hitlerfaschismus wären gar nicht genug jüdische Menschen auf den Zionismus hereingefallen, wären gar nicht genug Juden als Flüchtlinge nach Palästina gekommen, um den Zionisten ihr Vorgehen gegen die Palästinenser wirklich so zu ermöglichen.

Das freilich verringert die eigene Schuld des Zionistenstaates Israel und seiner zionistischen und nichtjüdischen imperialistischen Unterstützer nicht im mindesten. Nicht nur die Schuld Begins! Die sogenannte Opposition im israelischen Parlament, die sogenannten Sozialdemokraten, die Vertreter der angeblich so musterhaft sozialistischen Kibbuzniks, um wieviel besser waren die? Sie alle haben einstimmig Begin ihr Vertrauensvotum gegeben, schon nachdem er seinen Mordkrieg im Libanon angefangen hatte. Nur die zwei Kommunisten und der eine Palästinenser im Knesseth haben dagegen gestimmt.

Dabei wäre es höchste Zeit für jeden Juden, der sich für liberal oder gar für

einen Sozialisten hält, zu erkennen, daß er nicht zugleich für die Mordbrennerarmee des Zionismus sein kann. Und jene Deutschen, die heute aus schlechtem Gewissen wegen der Hitlerzeit zu allem ja und amen sagen, was die Zionisten in Israel tun – welche Haltung ermutigen sie? Eine Haltung, die auf lange Sicht auch für die dort lebenden Juden nur das Unglück sein kann, denn Angriffe gegen alle umliegenden Nachbarn, eine Politik des Unrechts und der immer wiederholten Aggression können nur zu immer neuen Kriegen und auf die Dauer nur zum Untergang führen, moralisch, wirtschaftlich, politisch, indem man sich als vorgeschobener Posten einer fremden Macht hergibt, und ganz zuletzt auch militärisch. Die einzige Zukunft für die dort lebenden Juden auf lange Sicht wäre Abkehr vom zionistischen Unrecht, Rassismus und Kriegsverbrechen.

Es heißt, man darf Begin nicht mit Hitler vergleichen, und alle die Untaten und Angriffskriege des zionistischen Staates nicht mit dem Hitlerfaschismus. So ein Vergleich wäre Antisemitismus, erklären Zionisten und viele wohlmeinende deutsche und amerikanische Bürger. Jeder Antizionist soll angeblich ein Antisemit sein, und die Linken in Deutschland, in der Schweiz und vielen Ländern Europas werden systematisch als Antisemiten verleumdet. Und wenn ein Jude wie ich oder viele Freunde von mir Begin mit den Nazis vergleichen, dann wird man von Zionisten und ihren Freunden heute eben als „jüdischer Antisemit“ angeschwärzt. Deshalb will ich hier aus einem Brief zitieren, den ein prominenter Zionist, der allererste Premierminister von Israel, David Ben Gurion, im Mai 1963 geschrieben hat, veröffentlicht in Nr. 108 der Publikation *Israel* vom 15. Juni 1977. Ben Gurion erörtert den Fall, daß Menachem Begin an die Macht käme und schreibt:

Begin ist ganz und gar von der Art Hitlers, bereit, die Araber alle zu vernichten . . . Er wird seine Mordgesellen in die Hauptquartiere der Armee und Polizei setzen . . . Ich zweifle nicht daran, daß Begin Hitler haßt, aber dieser Haß ist kein Beweis, daß er selbst anders ist als Hitler . . .

Trotzdem, und trotz der schönen Worte, die Ben Gurion gelegentlich für den Humanisten und Menschenfreund Martin Buber übrig hatte, wurde Ben Gurion aktiv mitschuldig an der Vertreibung von zahllosen Palästinensern und – auch wenn er es nicht wollte – durch seine politische Praxis zum Wegbereiter Menachem Begins.

Als der Philosoph und Schriftsteller Martin Buber, ein humaner Mann und weniger „realpolitischer“ Zionist als Ben Gurion, sich 1929 Sorgen machte, daß die Überheblichkeit und Feindseligkeit der jüdischen Einwanderer gegen die Palästinenser zu etwas Argem führen werde, wurde Buber vom damals führenden Mann der zionistischen Bewegung, Chaim Weizmann, mit den Worten beschwichtigt, seine Sorge sei umsonst: „Es ist nicht ein einziger Araber vertrieben worden, und es wird auch nicht ein einziger Araber vertrieben werden“. Martin Buber diente den Zionisten hauptsächlich als Alibi, um im Ausland die Menschlichkeit des Zionismus zu zeigen. Im inneren Kreis der Zionisten zuckte man über ihn die Achseln und betrachtete ihn als beispielhaften „nützlichen Idioten“. Kurz bevor Buber 1965 starb, sagte er von den Zionisten in Israel: „Das Furchtbare ist, daß sie nicht die alten Weisheiten der jüdischen Geschichte gelernt und beherzigt haben, sondern nur die Lehren

Hitlers“.

Nun schreibt ein antizionistischer Jude, Prof. Moshe Machover, der Israel verließ, weil er nicht mitschuldig an den Untaten der Zionisten werden wollte, und jetzt in London lebt, in einem Brief, veröffentlicht in *The Guardian*, 19. Juni 1982:

Nicht alle von uns haben Verrat an der Menschlichkeit und an den Grundlagen aller Moral begangen. Am 11. Juni hat die liberale Tageszeitung Ha-aretz in Israel eine Erklärung mit über 300 Unterschriften veröffentlicht, die die Regierung auffordert, den Krieg zu beenden und unverzüglich aus dem Libanon abzuziehen.

Erklärung: Genug ist genug! Wir, die Unterzeichneten, fordern die israelische Regierung auf, mit dem Krieg aufzuhören und sich sofort aus dem Libanon zurückzuziehen. Das Problem der Palästinenser kann durch militärische Maßnahmen, auch wenn sie noch so grausam und anhaltend sind, nicht gelöst werden. Die Politik der israelischen Regierung kann einzig und allein den Kriegszustand in der ganzen Region verewigen, was dazu führt, daß weitere Tausende umgebracht und verwundet, und weitere Hunderttausende zu Flüchtlingen gemacht werden.

Die Unterschriftenliste reicht von Prof. Isaiah Leibowitz, dem berühmten Wissenschaftler und Religionsphilosophen bis zu Prof. Chaim Blanc, einem hervorragenden Hebraisten, der im Krieg 1948 sein Augenlicht verloren hat. Gelehrte, Schriftsteller, Journalisten, Künstler sind unter den Unterzeichnern, Araber und Juden, Vertreter der verschiedensten Ansichten vom liberalen Humanismus bis zum revolutionären Marxismus. Wenn die israelische Nation vor dem Gericht der Geschichte stehen wird, dann mag man sich dieser ehrenhaften wenigen erinnern und nicht sagen, daß wir alle unsere Seele dem teuflischen Chauvinismus verkauft haben.

Seither haben Hunderte israelische Intellektuelle unterschrieben, und auch Hunderte jüdische und englische Intellektuelle in England. Ich weiß, es sind noch immer längst nicht genug, nur, wie Dr. Machover es nennt: die ehrenhaften wenigen. Aber immerhin protestieren auch Soldaten, Reservisten, die beim Einmarsch im Libanon eingesetzt wurden, daß sie nicht wieder zur Armee zurückgehen werden und nicht gegen palästinensische Frauen und Kinder kämpfen wollen. Soldaten selbst haben in ihren Einheiten Flugschriften gegen den Überfall auf den Libanon hergestellt und demonstrieren vor Begins Haus. Israelische Mütter demonstrieren, daß man ihre Kinder nicht in einen solchen Krieg schicken darf – derartige Demonstrationen hat es bisher in Israel nicht gegeben.

Angeichts der mörderischen Handlungen der Regierung Israels und des Vertrauensvotums, das Begin auch von seiner sogenannten Opposition erhielt, ist es schwer, Worte zu finden, die an das Maß der Verbrechen heranreichen. Aber eigentlich ist das alles nicht erstaunlich. Was war von einem Begin, dem Mörder vom King-David-Hotel und dem Oberkommandierenden der Mörder des Dorfes Deir Yassin mit seinen 250 toten Kindern, Frauen und alten Leuten schon anderes zu erwarten. Deir Yassin war das Lidice und Oradour Israels. Oder von Ariel Sharon, dem Mörder von Kibia und Kommandanten der geheimen Mordeinheit 101. Oder von Begins Außenminister Shamir. Hat die

Welt wirklich vergessen, daß er den Friedensunterhändler Graf Folke Bernadotte ermordet hat? Und diese Sharons und Begins und Shamirs wagen es, zu erklären, mit der PLO gebe es keine Verhandlungen, denn mit Terroristen könnten sie sich nicht an einen Tisch setzen!

Mit Recht sagte jetzt Prof. Isaiah Leibowitz, die Invasion des Libanon und die damit zusammenhängenden Worte und Untaten des israelischen Establishment und seiner Streitkräfte müßten als *Judeo-Nazismus* bezeichnet werden. Aber das konnte man nicht erst seit heute sehen. Schon vor vielen Jahren, am 12. April 1948, haben Prof. Albert Einstein, Hannah Ahrendt und einige andere jüdische Akademiker in einem Brief in der *New York Times* darauf hingewiesen, daß die neue sogenannte Freiheitspartei (das ist die Herut, die Partei Begins) das Beängstigendste in der politischen Landschaft Israels sei, denn das sei eine faschistische Gruppierung, ähnlich den Nazis. Nun, innerhalb der jüdischen Gemeinde mag Begin sich gemildert haben, gegenüber den Palästinensern sicher nicht! Und ungeachtet all dieser Warnungen konnte *das* an die Macht kommen, und *das* wird heute von deutschen Politikern immer noch unterstützt oder wenigstens beschönigt.

Wenn heute die frechen Eindringlinge, die den Libanon überfallen und in tiefstes Unglück gestürzt haben, Beirut Bedingungen stellen wollen und drohend erklären: „Unsere Geduld ist bald zu Ende“, so bin ich alt genug, mich zu erinnern, wie Adolf Hitler gekreischt hat: „Meine Geduld ist zu Ende“. Es gibt ein altes Nazilied, das mir immer durch Mark und Bein gegangen ist und das man sicher auch hier in München gesungen hat:

*Es zittern die morschen Knochen / der Welt vor dem roten Krieg,
Wir haben den Schrecken gebrochen, / für uns wars ein großer Sieg.
Wir werden weiter marschieren, / wenn alles in Scherben fällt,
Denn heute hört uns Deutschland / und morgen die ganze Welt.*

Dieses selbe Rezept hat sich Begins zionistisches Israel zu eigen gemacht. Israel verkauft sich den Vereinigten Staaten zunächst einmal als Vorposten gegen den Kommunismus – so wie Hitler das dem Westen erzählte. Und dann beginnt es weiter zu marschieren, auch wenn alles in Scherben fällt. Und die Opfer, soweit sie nicht vom Bombenhagel zerschmettert und verbrannt worden sind, werden zu Flüchtlingen gemacht. Und der Libanon soll mit Hilfe der „Falangisten“ eine Art Protektorat werden, wie Böhmen unter Hitler. Es gibt nur eines: diese Mordbande entlarven! Wer das nicht tut, wer nichts dagegen unternimmt, sondern stillhält, der hat aus den Schrecken des Hitlerfaschismus nichts gelernt, oder ganz genau das Falsche. Der macht sich mitschuldig! Das Lebensrecht des Libanons und das Lebensrecht der Palästinenser geht alle Welt an, und Deutschland ganz besonders.

So wichtig es ist, gegen den brutalen Überfall Begins auf den Libanon und gegen seine Pläne, die Palästinenser zu vernichten, anzukämpfen, ebenso wichtig ist es zu verstehen, daß Begin und seine mörderischen Komplizen nur die Krönung dessen sind, was der Zionismus in Wirklichkeit ist und geworden ist, von Theodor Herzl angefangen, über Ben Gurion, Golda Meir und so weiter. Ich bin sehr für das Lebensrecht der dort lebenden Juden, ebenso wie ich für das Lebensrecht aller Palästinenser bin, frei und unbenachteiligt in Palästina zu leben, und für ihr Recht auf Heimkehr, das die Zionisten ihnen

verweigern. Aber das Lebensrecht der Juden kann nicht von einem chauvinistischen, rassistischen, repressiven und aggressiven Zionistenstaat verwirklicht werden, der letzten Endes auch für die dort lebenden Juden nur eine reaktionäre Todesfalle ist. Wer von Begins Untaten spricht, der kann nicht vom Zionismus überhaupt schweigen; und der kann auch nicht von der Politik der Vereinigten Staaten schweigen, die bisher de facto jede Angriffshandlung Israels unterstützt, gedeckt und entschuldigt haben. Der kann auch nicht von Camp David schweigen, das keinen wahren Friedensprozeß eingeleitet hat, sondern nur ein strategisches Rückenfreimachen zu neuen Angriffshandlungen war. Und wer dagegen ist, daß die Palästinenser unterdrückt und ausgerottet werden, der kann auch nicht davon schweigen, daß es notwendig ist, die Freiheitsorganisation des palästinensischen Volkes, die PLO, anzuerkennen. Sonst gibt es auch in Zukunft keinen Frieden. Wenn man die Palästinenser im Stich läßt, dann bereitet man auch die Verwandlung des Libanons in ein israelisches Protektorat oder seine Zerstörung und ebenso die Zerstörung Syriens vor. Der Kampf um die Freiheit der Palästinenser und des Libanons und der Kampf um den Frieden, und der Kampf gegen den aggressiven Zionismus ist unteilbar.

Copyright KÜRBISKERN. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden; Rücksendung nur, wenn Rückporto beiliegt.

KÜRBISKERN – Literatur, Kritik, Klassenkampf – wird herausgegeben von Friedrich Hitzer, Klaus Konjetzky, Oskar Neumann, Hannes Stütz. Redaktion: Friedrich Hitzer (verantwortlich), Klaus Konjetzky, Oskar Neumann. Redaktionsanschrift: Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40.

Die Zeitschrift KÜRBISKERN erscheint vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember) im Damnitz Verlag GmbH, München. Gesellschafter: Heino F. von Damnitz, Maler, Grünwald, 1/8; Carlo Schellemann, Maler und Grafiker, München, 1/8; Erich Stegmann, Maler, Deisenhofen, 2/8; Hannes Stütz, Lektor (Verlag „pläne“ GmbH, Dortmund), Düsseldorf, 1/8; Geschäftsführer und verantwortlich für Anzeigen: Otto Schmidl. Anschrift für Verlag, verantwortlichen Redakteur und Anzeigenverantwortlichen: Hohenzollernstraße 146, 8000 München 40.

Satz: F. C. Mayer Verlag, Kunigundenstraße 19, 8000 München 40. Druck und Fertigstellung: Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH, Xantener Straße 7, 4040 Neuß.

Einzelheft DM 8,50, Jahresabonnement DM 32,- inkl. MwSt. + Porto. Studentenabonnement DM 27,-. Kündigung bis spätestens 31. Oktober. Nicht gekündigtes Abonnement verlängert sich um ein weiteres Jahr. Postcheckkonto München 3088 22-806. Deutsche Bank München. Zweigstelle Kurfürstenplatz, Kontonummer 3518008.

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei KÜRBISKERN, Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40, Telefon (089) 30 10 15 und 30 10 16. ISSN 0023-5016.

Umweltschutzkalender

Einst rühmten die Fischer an den Küsten den Reichtum der Nordsee. Heute klingt das wie ein Märchen. Leergefischt, von Öl verpestet, mißbraucht als riesige Giftmüllhalde, droht der Nordsee der Tod. Aber die Nordsee muß leben!

Engagierte Texte und Fotografien, Bürgerinitiativen und Umweltschutzorganisationen haben maßgeblich an diesem Kalender mitgearbeitet. Neben den 12 farbigen Monatsblättern und einem Einleitungsblatt ist dem Kalender ein Blatt mit 8 Umweltschutzpostkarten beigeheftet. Das zusätzliche Jahreskalendarium erhöht seinen praktischen Wert.

Der Preis: 29,80 DM

Darin ist eine Spende für das Internationale Wassertribunal enthalten, das im April 1983 in Rotterdam stattfindet.

Ein weiterer Grund, den Umweltschutzkalender sich selbst und anderen zu schenken.

EDITION  PLAMBECK
Im Verlag Plambeck & Co, Neuss

Erhältlich in jeder Buchhandlung
oder direkt beim
collectiv-Versand
Postfach 1928
D-4000 Düsseldorf

Unser Umweltschutzkalender
DIE NORDSEE
Ein Meer droht unterzugehen.
ist ein Appell, für die Zukunft der
Nordsee, für unsere Zukunft
zu kämpfen.

Sag mir wo die Fische sind



Das erste Programm

Robert Gernhardt Ich, Ich, Ich

Der erste ernsthafte Roman eines Satirikers – das komische Werk eines ernstzunehmenden Autors. 256 Seiten, Format 12 x 20 cm, 30.-

Eckhard Henscheid Roßmann, Roßmann

Drei Kafka-Geschichten: eine Fortschreibung des »Amerika«-Romans; eine verwegene Verfilmung des »Landarztes«; eine Abrechnung mit des Dichters Geschlechtsunlust. 280 Seiten, Format 10,8 x 18 cm, 25.-

Gerhard Mensching Löwe in Aspek

Der heitere Roman einer ausgekochten Verführung, gelockert durch strategisch raffiniert platzierte Geschichten, die unser Held mit allseitigem Lustgewinn zum Besten gibt. 272 Seiten, Format 12 x 20 cm, 30.-

Der Rabe

Magazin für jede Art von Literatur, diesmal besonders üppig mit deutschen Erstveröffentlichungen, dazu das Neueste von gestern und viele verblüffende Abbildungen. Herausgegeben von Gerd Hoffmanns. 272 Seiten, Format 10,8 x 18 cm, 10.-

Peter Rühmkorf Kleine Fleckenkunde

Eine poetische Charakterkunde nach Luther, Kerner und Rorschach: hier macht der Dichter Verse auf die Flecken, da bleibt kein Klecks mehr ungereimt. 112 Seiten, Format 10,8 x 18 cm, 20.-

Uve Schmidt Die Russen kommen

Wer wissen will, wies weitergeht, nachdem losgegangen ist, der nehme und lese beizeiten: diese Hochrechnung von humanem Zynismus paßt zu jedem Friedens-Demo-Dress. 176 Seiten, Format 10,8 x 18 cm, 20.-

Hans Wollschläger

Herzgewächse oder Der Fall Adams

Fragmentarische Biographik in unzufälligen Makulaturblättern. Erstes Buch. 352 Seiten, Format 16,5 x 25,3 cm, 100.- / Vorzugsausgabe 250.-



Haffmans Verlag AG

Zeltweg 66 CH-8032 Zürich

Eine umfassende Dokumentation über die Schriftstellertreffen 1982 (Haager Treffen, Interlit) erscheint zur Buchmesse 1982 als Goldmann-Taschenbuch. Der Titel der Dokumentation: „Es geht, es geht“, Schriftsteller und ihr Beitrag zum Frieden. Herausgeber: Bernt Engelmann, Gerd E. Hoffmann, Angelika Mechtel, Hans van der Waarsenburg.

BECKER, ULI, sh. KK Nr. 3/82.

BIENEK, WILFRIED, sh. KK 1/82.

BIERBICHLER, SEPP (sh. Seite 96).

BISCHOFF, KLAUS, 20 Jahre alt, lebt in Darmstadt. Zur Zeit Ersatzdienst beim Arbeiter-Samariter-Bund. Mitglied im Werkkreis „Literatur der Arbeitswelt“.

BRENDER, IRMELA, sh. *Kleine Arbeiterbibliothek*, Band 66 „Stadtgesichter – Aus New York und Warschau“.

CAMPMANN, RAINER W., geb. 1944, nach Realschule Seemann, Schlosser, Lkw-Fahrer, Stahlwerker, seit 1974 freier Schriftsteller. Mitglied der Literarischen Werkstatt, Gelsenkirchen.

CRAMER, SIBYLLE, geb. 1941, lebt in Aachen. Studium der Germanistik und Romanistik in Heidelberg, Berlin und München. Literaturkritikerin.

DEPPERT, FRITZ, geb. 1932, promovierte über die Dramen Ernst Barlachs, Leiter der Bertolt-Brecht-Schule in Darmstadt. Vorstandsmitglied des VS, Hessen. Veröffentlichungen u. a.: Gegenbeweise (Stuttgart 1980); Wir, Ihr, Sie (Salzburg 1981); Atempause (Stuttgart 1981); Hörspiele, Übersetzungen von Kinderbüchern. 1983 erscheint ein Gedichtband in der Reihe *Zeit-Gedichte*.

DÜRRSON, WERNER, sh. *Zeit-Gedichte* 2-1981.

FRIED, ERICH, sh. *Kleine Arbeiterbibliothek*, Band 60, „... und ruhig fließt der Rhein“; „Zur Zeit und zur Unzeit“, Gedichte, 1981 bei Bund-Verlag. Lebt in London.

HAGEN, JENS, geb. 1944, lebt als freiberuflicher Schriftsteller in Köln. Begann mit 16 Jahren für Zeitungen zu schreiben, später auch Arbeiten für Zeitschriften, Funk und Fernsehen. Hörspiele u. a.: „Das Kraftwerk“ (mit Günter Wallraff); „Good bye, GI – Ein Song für Frank“ (mit Gerd Wollschon); „Villon, ein rauher Knecht, der auch zu dichten sich erfrecht“; „Der Fernfahrer“. Bücher u. a.: „Was wollt ihr denn, ihr lebt ja noch“ (mit Günter Wallraff, Rowohlt Taschenbuch); „Der Tag, an dem Oma wegen Beleidigung der Nationalmannschaft verhaftet wurde – City-Stories und Unterwegsgeschichten“ (im Vertrieb des Lamuv Verlages); „Manchmal da packt's dich einfach“ (Gedichte, im Vertrieb des Lamuv Verlages). 1977 Förderstipendium NRW, 1980 Förderpreis für Literatur der Stadt Köln.

HENNEMANN, SUSANNE, sh. KK 1/82.

HERHOLZ, GERHARD, geb. 1952, arbeitsloser Gymnasiallehrer in NRW, Mitglied des Werkkreises „Literatur der Arbeitswelt“ (Werkstatt Duisburg), Veröffentlichungen in Anthologien, 1. Preis im Literaturwettbewerb des MARABO-Magazins (Motto: „Keine Zukunft?“).

HILLEN, MICHAEL, geb. 1953, lebt in Bonn, bis 1979 belgische Staatsangehörigkeit. Arbeitet als Korrektor. Veröffentlichungen in Anthologien, Zeitungen, Literaturzeitschriften, Gewerkschaftspresse.

KOSTETZKY, EAGHOR, geb. 1913 in Kiev. Theaterausbildung in Leningrad und Moskau, Tätigkeit als Regisseur, gelegentlich als Theaterkritiker; während des Krieges von den Faschisten als „Ostarbeiter“ nach Deutschland verschleppt, lebt heute als deutschsprachiger Schriftsteller in Schwaikheim. Stücke: „Die Nonnen“, „Das Spiel vom großen Mann“, „Die Versuchung des nichttheiligen Anton“, Autor einer Reihe von Hörspielen. In Zusammenarbeit mit seiner Frau, ELISABETH KOTTMEIER, als Übersetzer tätig: Werke aus der russischen und sowjetisch-russischen Literatur, auch der Literatur anderer Völker der Sowjetunion, u. a. „Der Selbstmörder“ (Erstaufführung 1970, Zürich), „Das Mandat“ (Erstaufführung 1971 in Bochum) – beide Stücke von Nikolaus Erdmann; „Verschwörung der Gefühle“ und „Liste der Wohltaten“ von Jurij Olescha; „Der Dom von Satschipljanka“ von Olej Hontschar und andere Prosawerke.

KÜHN, AUGUST, sh. *Kleine Arbeiterbibliothek*, Band 60, „... und ruhig fließt der Rhein“. Letzte Buchveröffentlichung: „Die Vorstadt“, Roman 1981 (Schneekluth Verlag); vorliegender Text ist ein Vorabdruck aus dem Roman „Kinder in Deutschland“, der im Frühjahr 1983 bei Schneekluth in München erscheint.

PÜSCHEL, URSULA, geb. 1930, lebt in Berlin (DDR). *Kleine Arbeiterbibliothek*, Band 62, „Unterwegs in neuen Dörfern“. Letzte Veröffentlichung: „Mit allen Sinnen“, Mitteldeutscher Verlag, Halle, 1981.

ROS, RIGO, sh. *Kleine Arbeiterbibliothek*, Band 17, „Warum wird so einer Kommunist“. Mitbegründer des Werkkreises „Literatur der Arbeitswelt“, Nürnberg.

SCHNETZ, WOLF PETER, geb. 1939, promovierte über den Lyriker Oskar Loerke, Kulturreferent in Erlangen. Letzte Veröffentlichungen: „Lust- und Unlustgedichte“ (unter dem Pseudonym Florian Winterstein, Klaus-Renner-Verlag); „Leguane in Bayern“, eine Satire über die fränkische Kleinstadt; „Erlenwang“ (Nürnberger Plakaterie-Verlag); Sammlung von Friedensgedichten unter dem Titel „Und Gott wurde sterblich“ (Klaus-Renner-Verlag, 1981); 1983 erscheint ein Gedichtband in der Reihe *Zeit-Gedichte*.

STÖSSEL, JURGEN-PETER, sh. *Zeit-Gedichte* 3-1981. Herausgeber von Band 60 in der Reihe *Kleine Arbeiterbibliothek*, „... und ruhig fließt der Rhein“. Buchveröffentlichungen u. a.: „Psychopharmaka – die verordnete Anpassung“; „Staatseigentum Gesundheit – medizinische Versorgung in der DDR“ (beide Piper-Verlag, München).

TASMANI, SYLVIO, Studium der Germanistik in Heidelberg, promoviert über die neuere Lyrik in der DDR. Veröffentlichungen in verschiedenen Literaturzeitschriften, schreibt italienisch und deutsch.

TROPFMANN, ARTUR, sh. *Kleine Arbeiterbibliothek*, Band 64, „Besichtigung“ und Reihe *Zeit-Gedichte* 5-1978, *Kleine Arbeiterbibliothek*, Band 74, „Die Bräuhänsel-Gäste“, ein Episodenroman.

WERF, FRITZ, geb. 1934 in Andernach und lebt dort als Lehrer und Lektor. Kultur- und Theaterkritik, Features, literarische Sendungen, Hörspiele. Herausgeber der Reihe AVA-MANIFEST, zu Entwicklungen in Kultur und Gesellschaft. Text für die Schallplatte „So ein bißchen Leben“. Schütz & Co '81.

UZ

unser

Die Zeitung der arbeitenden

14. Jahrgang Nr. 102

Mittwoch

**LIEBE
HIEBE
TRIEBE**

... es reimt sich nicht alles in der UZ. Doch hilft diese Zeitung, sich einen Reim zu machen, Tag für Tag. Die UZ ist die linke Tageszeitung, die täglich darüber informiert, was sich links bewegt. Das ist knallharte Prosa! Was tut sich in der Friedensbewegung, in den Hochschulen, Schulen und Betrieben, was in den Gewerkschaften – die UZ bringt's! Wer mitreden und mitmachen will, braucht Informationen, braucht die UZ, die einzige linke Tageszeitung in unserem Land. Die UZ deckt auf, fragt nach, bringt Standpunkte – original! Sie hat nur einen Fehler, sie wird zu wenig gelesen. Die UZ kann man bestellen als:

Tageszeitung
zum Preis von 10,- DM monatlich;
Mindestbezugszeit 3 Monate.

Wochenendausgabe
zum Preis von 10,- DM vierteljährlich;
Mindestbezugszeit 1 Jahr.

Probeflieferung
der UZ, um die Zeitung der DKP erst einmal kennenzulernen.

Postkarte genügt an:
Plambeck und Co,
Druck und Verlag GmbH,
Postfach 920, 4040 Neuss 13
Kündigungen müssen 6 Wochen vor Quartalsende beim Verlag sein.



Inge Stoltz: Das alltägliche Exil.
Leben zwischen Hakenkreuz
und Währungsreform
167 Seiten. 22,- DM

Nicht von politischen Ereignissen wird hier berichtet, nicht von der Ausschaltung des demokratischen Lebens, nicht von Hitlers militärischen Siegen und der Niederlage des Dritten Reichs. In diesem Buch beschreibt Inge Stoltz den Alltag im Nationalsozialismus und in den ersten Jahren danach. Noch mitten im Krieg und trotz aller Zerstörung gab es ein Privatleben. Für den überzeugten Nazi und den Mitläufer ebenso wie für den unpolitischen »Volksgenossen«. Und auch jener, der Widerstand leistete, befand sich nicht ständig im Kampf gegen das Regime: Menschen liebten und entzweiten sich, heirateten und bekamen Kinder. Man fuhr in Urlaub, feierte Feste, tanzte nach Musik, die längst verboten war. Als es täglich ums Überleben ging, saßen Menschen noch in überfüllten Konzertsälen und Theatern, eine Welt, die die ehemalige Schauspielerin Inge Stoltz aus ihrem Berufsalltag beschreibt: im Staatstheater, auf Wehrmachtstournee, an einem deutschen Theater im besetzten Rußland und später beim britischen Besatzungssender.

Verlag
J.H.W. Dietz Nachf.

Damnitz Verlag GmbH
Hohenzollernstraße 144
8000 München 40
Postvertriebsstück / Geb.

0801950 D1 82.004 0057 13
HANNEMANN GUENTER DR.

B 2484 F

M.-V.-RICHTHOFEN 167

1000 BERLIN 42

Friedrich Hitzer: Internationale des Wortes für den Frieden
Dokumentation der Schriftstellertreffen '82:

Den Haag / INTERLIT (Köln)

*Manlio Argueta, Lizandro Ch. Alfaro, Crispin Aubrey, Jurek
Becker, Peter Edel, Bernt Engelmann, Gaoussu Diawara, Günter
Gaus, Günter Grass, Martin Gregor-Dellin, Peter Härtling,
Jewgeni Jewtuschenko, Robert Jungk, Hermann Kant, Heinar
Kipphardt, Sadako Kurihara, Moses J. Kwali, Dieter Lattmann,
Ljubomir Levtschev, Leonhard Mahlein, General v. Meyenfeldt,
Sergej Michalkow, Erik Neutsch, Mathi Paloheimo, Jo Pestum,
Ngugi wa Thiongo, Alexander Tschakowski, Günter Wallraff,
Benito Wogatzki, Christa Wolf*

LYRIK UND PROSA: Uli Becker, Wilfried Bienek, Klaus Bischoff,
Irmela Brender, Rainer W. Campmann, Werner Dürrson, Fritz
Deppert, Mary Ann Henn, Susanne Hennemann, Gerd Herholz,
Michael Hillen, August Kühn, Rigo Ros, J. P. Stössel, Sylvio Tasmani,
Artur Troppmann, Fritz Werf

Sepp Bierbichler: Überlegungen während zweier Wintermonate

Ursula Püschel: Der Heimat in der Dichtung eine Heimat zu schaffen

Wolf Peter Schnetz: Endzeitlyrik und Idylle

Jens Hagen: „Und wie waren wir in Bewegung“ – Jack Kerouac

Sibylle Cramer: Mit fliegender Feder rückwärts voran – Doris Lessing

Eagor Kostetzky: Kiev 1500 Jahre alt

Erich Fried: Besondere Verpflichtung gegenüber den Palästinensern

Otto Reinhold: 10 % weniger Rüstung – und die Welt sieht anders aus